Ex

Königl. Hofbibliothek

Kgl. k. u. k.

II 15 A 30

Mc(b) 32

Johann Matthias Schröckhs

Geschichte der Deutschen

zum Gebrauche

katholischer Schulen

eingerichtet

Neue Ausgabe

durchaus vermehrt, verbessert, und bis auf unsere Zeiten fortgesetzt

Frankfurt und Mainz
in der Andreäischen Buchhandlung
1795

BIBLIOTEKA
POZNAŃ

A, 82

Vorbericht.

Im Jahr 1783. kam Schröckhs allgemeine Weltgeschichte für Kinder, zum Gebrauche katholischer Schulen eingerichtet, zu Prag heraus. Von dieser erscheint hier der dritte Theil, oder die Geschichte der Deutschen, als ein besonderes Werk, durchaus vermehrt, verbessert, bis auf unsere Zeiten fortgesetzt, zum Gebrauche katholischer Schulen noch zweckmäßiger eingerichtet, und mit einem Grundrisse der mainzischen und pfalzbayerischen Geschichte (der noch als ein besonderes Werkchen folgen wird), begleitet. Nicht nur gelehrte Kenner und Forscher der Geschichte, sondern auch jede Leser, welche diese Ausgabe mit der Prager vergleichen wollen, werden finden, daß die letztere fast auf jedem Blatte sehr erhebliche Zusätze oder Verbesserungen erhalten hat. Herr Schröckh selbst, wenn es ihm belieben sollte, gegenwärtige Ausgabe mit seinen eigenen zu vergleichen, wird nach seiner bekannten Bescheidenheit und Wahrheitsliebe eingestehen müssen, daß

Verschiedenes nach den Quellen richtiger und genauer ausgedrückt, Verschiedenes mehr erläutert, Verschiedenes in der alten Erdbeschreibung sicherer oder wahrscheinlicher bestimmt sey, als in den seinigen. Einige wichtige Begebenheiten, z. B. der kimbrische Krieg, die Niederlage des Q. Varus in Deutschland, sind in manchen Umständen ganz anders dargestellt, als in den vorigen Ausgaben. Der Anfang der Reformation ist nach Thatsachen unpartheyisch erzählt. Ueberhaupt hat man der historischen Wahrheit und Treue nichts vergeben. Die Zeitrechnung ist bey merkwürdigen Epochen, Begebenheiten und Personen zur Bequemlichkeit der Leser und Lernenden im Contexte beygefügt: auch hat man für nützlich erachtet, ein Verzeichniß aller deutschen Könige und Kaiser, angefangen von den Karolingern, mit genauer Bestimmung ihrer Regierungszeit, dem Werke vorzusetzen.

Mainz den 8. Sept. 1794.

Chronologisches Verzeichniß

aller deutschen Könige und Kaiser,

angefangen von den Karolingern.

Pipin, als König, vom Jahre 752. bis den 24. Sept. 768.

Karl der Große mit seinem Bruder Karlmann, vom 24. Sept. 768. bis den 4. Dec. 771. allein bis den 28. Jan. 814.

Ludwig der Fromme, v. 28. Jan. 814. bis den 20. Jun. 840.

Ludwig der Deutsche, v. 20. Jun. 840. bis den 28. Aug. 876.

Karl der Dicke (mit dem seine Brüder Karlmann und Ludwig einige Theile von Deutschland auf kurze Zeit beherrschen), allein König und Kaiser, vom 6. Jan. 882. abgesetzt im Nov. 887. starb den 12. Jan. 888.

Arnulf, v. J. 888. bis 899.

Ludwig das Kind, v. J. 900. bis 911. den 20. Jun.

Konrad I., v. J. 912. bis 918.

Heinrich I., v. J. 919. bis 936. den 5. Jul.

Otto I. u. Große, v. J. 936. d. 5. Jul. bis 974. d. 7. Mai.

Otto II., v. J. 974. d. 7. Mai bis 983. d. 15. Dec.

Otto III., v. J. 983. d. 15. Dec. bis 1002. Jan.

Heinrich II. u. Heilige, v. J. 1002. bis 1024. d. 13. Jul.

Konrad II., d. J. 1024. d. 13. Jul. bis 1039. d. 4. Jun.

Heinrich III., v. J. 1039. d. 4. Jun. bis 1056. d. 5. Oct.

Heinrich IV., v. J. 1056. d. 5. Oct. bis 1106. d. 7. Aug.

Heinrich V., v. J. 1106. d. 7. Aug. bis 1125. d. 21. Mai.

Lothar v. Sachsen, v. J. 1125. den 21. Mai bis 1137. den 3. Dec.

Konrad III., v. J. 1137. d. 3. Dec. bis 1152. d. 15. Febr.

Friedrich I., v. J. 1152. d. 15. Febr. bis 1190. d. 10. Jun.

Heinrich VI., v. J. 1190. d. 10. Jun. bis 1197. d. 28. Sept.

Otto IV. mit seinen Competenten Phlipp und Friedrich, v. J. 1197. d. 28. Sept. bis 1218. d. 19. Mai.

Friedrich II. mit seinem Sohne Heinrich VII. v. J. 1218. d. 19. Mai bis 1235.

— mit seinem andern Sohne Konrad IV. und den Gegenkönigen Heinrich Raspe und Wilhelm v. Holland, v. J. 1235. bis 1256. d. 28. Jan.

Richard von Cornwall u. Alfons von Castilien, v. J. 1256. d. 28. Jan. bis 1272. d. 2. April.

Rudolf von Habsburg, v. J. 1272. d. 2. April bis 1291. d. 15. Jul.

Adolf von Nassau, v. J. 1291. den 15. Jul. bis 1298. den 2. Jul.

Albrecht I., vom J. 1298. den 2. Jun. bis 1308. d. 1. Mai.
Heinrich VII., v. J. 1308. den 1. Mai bis 1313. d. 24. Aug.
Ludwig von Bayern mit Friedrich dem Schönen von Oestreich, v. J. 1313. bis 1330.
Ludwig allein, v. J. 1330 bis 1346.
mit Karln IV., v. J. 1346. bis 1347.
Karl IV. im Streite mit Günthern von Schwarzburg, v. J. 1347. d. 11. Oct. bis 1349. d. 10. Jun.
allein, v. J. 1349. d. 10. Jun. bis 1378. d. 29. Nov.
Wenzel allein, v. J. 1378. d. 29. Nod. bis 1400.
im Streit a) mit Ruprecht von der Pfalz, v. J. 1400. bis 1410.
b) mit Sigismund und Jobst von Mähren, v. J. 1410. Sept. bis 1411. Jan.
Sigismund, v. J. 1411. d. 21. Jul. 1437. d. 11. Sept.
Albrecht II., gewählt i. J. 1438. d. 18. März bis 1439. den 27. Oct.
Friedrich III., gew. i. J. 1440. den 2. Febr. bis 1493. den 19. Aug.
Maximilian I., v. J. 1493. bis 1519. d. 12. Jan.
Karl V., gew. im J. 1519. d. 28. Jun. bis 1558. i. Febr.
Ferdinand I., v. J. 1558. d. 14. März bis 1564. d. 25. Jul.
Maximilian II., v. J. 1564. d. 25. Jul. bis 1576. d. 12. Oct.
Rudolf II., v. J. 1576. d. 12. Oct. bis 1612. d. 10. Jan.
Matthias, v. J. 1612. d. 3. Jun. bis 1619. d. 20. März.
Ferdinand II., v. J. 1619. d. 28. Aug. bis 1637. d. 15. Febr.
Ferdinand III., v. J. 1637. d. 15. Febr. bis 1657. d. 23. März.
Leopold I., v. J. 1658. d. 8. Jul. bis 1705. d. 5. Mai.
Joseph I., v. J. 1705. bis 1711. d. 17. April.
Karl VI., v. J. 1711. d. 12. Oct. bis 1740. d. 20. Oct.
Karl VII., v. J. 1742. d. 24. Jan. bis 1745. d. 20. Jan.
Franz I., v. J. 1745. d. 13. Sept. bis 1765. d. 18. Aug.
Joseph II., v. J. 1765. d. 18. Aug. bis 1790. d. 20. Febr.
Leopold II., v. J. 1790. d. 4. Oct. bis 1792. d. 1. März.
Franz II., v. J. 1792. d. 14. Jul.

Druckfehler.

Seite 18 Zeile 6 von unten, für den, lies: der
— 23 — 16 u. 17 für kriegerische, l. kriegerichste
— 32 — 2 in der Note, für Dacker, l. Dacier
— 40 — 12 von unten, für Könige, l. Befehlshaber
— 41 — 2 von unten, für ohngefähr in derſ. l. nicht weit von der
— 49 — 13 von unten, für Wallachei, l. Walachei
— 74 — 9 für jetziger, lies: jetziges
— 81 — 22 u. 23 nach dem Worte, gehörten, lies: und aus welcher ſie geraubt worden waren, zurückbringen
— 91 — 1 nach Nation, hinzuzuſetzen: in Italien
— 95 — 10 von unten, für XII. lies: XIII.
— 100 — 12 für der Fürſt, l. der weiſeſte Fürſt
— 112 — 6 nach Genabum, hinzuzuſ. oder
— 116 — 17 von unten, für außerovrordentlich, l. außerordentlich
— 122 — 8 für Irrland, l. Ireland
— — — 12 für irrländiſche, l. ireländiſche
— 123 — 18 v. u. für unſäglicher, l. unſeliger
— 124 — 16 v. u. für ungeheure, l. ungeheuer
— 125 — 10 iſt vor Fritzlar zu leſen: zu
— 126 — 5 v. u. für Dacum, l. Doccum
— 135 — 3 v. u. für gegleicht, l. geglichen
— 138 — 9 v. u. für vorn, l. vom
— 140 — 17 v. u. für einer, l. eines
— 149 — 3 iſt nach unterſagte hinzuzuſ. die ſogenannte Glockentaufe
— 167 — 8 für uuisdames, l. uuisduames
— 169 — 18 für in, lies: und
— 174 — 8 für ſie, lies: ſich
— 208 — 13 für erſtreckte, lies: erſtreckt
— 219 — 7 für Siciliens, l. Sicilien
— 223 — 21 iſt nach Konrad auszulaſſen: nicht
— 236 — 4 iſt nach Concordat hinzuzuſ. v. J.
— 243 — 1 u. 2 der Note, für des Vierten, lies: den Vierte
— 245 — 2 für wahrer, lies: naher
— 252 — 21 für gekonnt, l. gekannt
— 255 — 11 nach Brücke, hinzuzuſ. über
— 261 — 11 v. u. wenigſtens, l. wenigſtens
— 262 — 7 iſt das Wort, ganz, auszulaſſen
— 270 — 20 für ſie, l. ſich
— 291 — 22 für Muſe, l. Muße
— 305 — 3 v. u. iſt nach Chriſten, das, auszulaſſen

Seite 316 Zeile 3 von unten, ist nach noch, hinzuzuf. nicht
— 337 — 5 für Pendeluhren, l. Penduluhren
— 348 — 6 für angenehmer, l. angemessener
— 366 — 14 v. u. für Schultees, l. Schultens
— 367 — 7 ist nach Ephraim hinzuzuf. Lessing
— 374 — 12 für rangte, lies: ragte
— 376 — 4 ist nach als, hinzuzuf. alles

Geringere, z. B. Beredsamkeit statt Beredtsamkeit, und verschiedene Ungleichheiten in der Orthographie wird der verständige Leser nicht achten.

Geschichte der Deutschen.

Einleitung.

I.

So viele Völker aus den alten Zeiten, besonders die vorzüglich welthistorischen, Aegyptier, Hebräer, Chaldäer und Assyrier, Perser, Griechen und Römer, die euch bereits, meine jungen Leser, vorgestellt worden sind, haben ohne Zweifel einen starken Eindruck auf euch gemacht. Auch, wenn sie nicht mehr vorhanden sind, oder ihren ehemaligen Ruhm gänzlich oder größtentheils verloren haben, lebet doch ihr Andenken noch auf eine lehrreiche Art in der Geschichte; und ihr könnt noch manche ihrer Werke mit Vergnügen betrachten. Aber nun ist es Zeit, euch zu erinnern, daß ihr Deutsche seyd. Nicht, um von diesem Augenblicke an alle andern Völker zu vergessen, oder zu verachten; — denn dieses würde eine stolze Ungerechtigkeit seyn — sondern, damit ihr die Geschichte eurer Nation eben sowohl lernen und schätzen möget, als die bisher erzählte. Es ist mehr Schande für euch, nicht zu wissen, wer eure Vorfahren gewesen sind, und was sie gethan haben, als wenn ihr mit der Geschichte aller andern Nationen unbekannt wäret. Es ist aber auch eine schädliche Unwissenheit; denn sie hindert euch,

eurem Vaterlande, das ihr nicht kennet, recht viele und große Dienste zu leisten; und sie entzieht euch unzählige Beyspiele und Lehren, mit deren Hülfe ihr richtiger denken und handeln würdet.

II. Zwar wißt ihr es schon, daß die Deutschen, wozu man aber die jetzigen deutschen Völker vom rechten Ufer der Donau bis an Italien, und vom linken Ufer des Rheins an nicht rechnen darf, allein unter allen abendländischen Völkern, mit welchen die Römer langwierige Kriege führten, von ihnen nicht haben bezwungen werden können; daß sie vielmehr das römische Reich bald nach seinem Ursprunge erschüttert, immer merklicher entkräftet, und zuletzt diejenige Hälfte desselben, die ihnen am nächsten lag, in ihre Bothmäßigkeit gebracht haben. Allein es giebt noch unzählige andere Nachrichten von ihnen, die euch zu wissen nützlich und nothwendig sind. Welches waren seit allen den Jahrhunderten, da man die Deutschen kennt, ihre Wohnplätze, Sitten und Verrichtungen? — Was für einen Ruhm haben sie in der Geschichte? oder sind sie vielleicht gar durch lasterhafte Ausschweifungen bekannt worden? — Hat es große, verdienstvolle Männer unter ihnen gegeben? und in welcher Art von Arbeiten? nützlich nur für ihre Nation? oder auch für viele andere? — Haben sie stäts diejenige Sprache, bürgerliche Einrichtung, Religion, und Aufführung gehabt, als jetzt? oder, wie sind sie zu der jetzigen gekommen? — Ist das Land, welches sie noch inne haben, durch sie besser oder schlechter geworden? — Warum haben sie die meisten Vollkommenheiten des Geistes erst so spät erlangt? — Sind wir Deutsche weiser, tugendhafter, gelehrter, tapferer, mehr geschätzt bey andern Nationen als unsere Vorfahren? oder haben sie uns in manchen dieser Eigenschaften übertroffen? — Ueberhaupt, was giebt es in der Geschichte der Deutschen für Aufmunterungen oder Warnungen für ihre gegenwärtigen und künftigen Nachkommen?

III. Wenn wir Alles dieses genau erfahren wollen: so müssen wir die Geschichte der Deutschen dergestalt untersuchen, als wenn es die Geschichte einer fremden Nation wäre. Sonst geschieht es gar leicht, daß wir, weil es unsere Vorfahren sind, alle ihre Handlungen loben und bewundern; auch alsdenn entschuldigen oder rechtfertigen, wenn sie durchaus getadelt werden müssen. Wir dürfen uns nicht schämen, zu gestehen, daß sie bisweilen gefehlt haben, oder in einem mitleidswürdigen Zustande gewesen sind. Wollten wir dieses nicht zugeben: so würde die historische Wahrheit wider uns zeugen, und andere Nationen würden es uns desto bitterer vorwerfen. Finden wir edle Gesinnungen, treffliche Männer, herrliche Thaten unter den Deutschen: nichts ist alsdenn natürlicher und billiger, als daß wir uns darüber innigst freuen; wir bilden uns gleichsam ein, daß sich ihr großer Geist auf uns fortgepflanzt habe, und suchen uns ihrer würdig zu machen. Genießen wir aber einer Glückseligkeit, gewisser Kenntnisse, Bequemlichkeiten und Vorzüge, die ihnen mangelten: so mögen wir zwar dieses dankbar erkennen, aber auch nachforschen, ob sie nicht mitten unter diesem Mangel hochachtungswürdiger gewesen sind, und wichtigere Unternehmungen ausgeführt haben, als wir.

IV. Die Geschichte der Deutschen füllt ohngefähr neunzehnhundert Jahre aus. Man muß ihnen vom Anfange dieses langen Zeitraums nachgehen, und sie bis auf unsere Zeiten begleiten, wenn man sehen will, wie sie nach und nach diejenigen geworden sind, welche sie noch vorstellen. Es hat über anderthalb tausend Jahre gewähret, ehe sie es in der ruhigen und gesetzmäßigen Sicherheit des Lebens, in Künsten und Wissenschaften, in der stufenmäßigen Kenntniß und Ausübung der christlichen Religion, recht weit gebracht haben. Sie mußten, um dieses Ziel zu erreichen, sehr viele große Hindernisse und Schwierigkeiten überwinden; aber desto mehr gereicht es ihnen zur Ehre, endlich doch, unter so weniger Ermunterung, durchgebrochen zu seyn. Dabey ist es merkwürdig, daß die Deutschen,

gleich nach dem Anfange ihrer Geschichte, nicht etwann als Wilde oder Unmenschen erscheinen; sondern alsbald wegen ihrer Rechtschaffenheit und mancher gesellschaftlichen Tugenden mehr gerühmt werden, als die gesittetsten Nationen jener Zeit. Das erste große Aufsehen, welches sie in der Welt erregten, wurde durch ihren ungemein kriegerischen Muth, und durch ihre Eroberungen gestiftet. Sie zertrümmerten das furchtbarste Reich, das sie vor sich fanden; errichteten eigene deutsche Reiche, die zum Theile noch fortdauern; und darunter insonderheit dasjenige, welches noch unter allen europäischen die erste Stelle einnimmt. Hierauf bemächtigten sie sich zwar nicht eben vieler Länder mehr; aber ihre Tapferkeit zeigte sich doch bey jeder Veranlassung: auch bey ihren kleinen Händeln unter einander, zur Zeit des Friedens, wo ihnen blos die Gesetze hätten helfen sollen. Doch behielten sie dabey den Ruhm der Redlichkeit und Treue, der Arbeitsamkeit und standhaften Geduld in den mühsamsten Beschwerlichkeiten, verbunden mit eifriger Liebe zur Freyheit. Obgleich ihr Geist durch höhere Einsichten wenig aufgeklärt wurde, so ist man ihnen doch die höchst schätzbare Erfindung der **Buchdruckerkunst**, und die wichtige Entdeckung des **Schießpulvers**, eben in denen Jahrhunderten schuldig, da sie nur durch ihre Geschicklichkeit in den Waffen hervorragten. Sie gründeten das mächtigste und blühendste **Handlungsbündniß**, das ihnen über dritthalb hundert Jahre die Hälfte von Europa zinsbar machte. Sie hatten außer vielen trefflichen Fürsten, Kriegern und Patrioten, auch in jedem andern Stande Männer, die Ehre und Bewunderung verdienten; kamen den feinsten und gelehrtesten Nationen in einigen Stücken gleich, in andern ziemlich nahe und thaten sich besonders durch die geschäfftige Neigung hervor, das Gute und Brauchbare aller Zeiten Länder und Völker nachzuahmen, und bey sich zu vereinigen.

V. In der Geschichte einer solchen Nation, wäre es auch nicht die eurige, sich zu üben, das muß wohl ungemein angenehm und nützlich seyn. Aber hier ist

es nöthig, vor allen Dingen für das Gedächtniß zu sorgen, weil in dieser Geschichte von so vielen Jahrhunderten ein so großer Reichthum merkwürdiger Personen und Begebenheiten vor euch ausgebreitet liegt, daß ihr kaum einen geringen Theil davon würdet behalten können, wenn sie euch nicht mit einiger Erleichterung des Ueberschauens und der Verbindung vorgetragen würde. Diese Erleichterung liegt in den wichtigsten Veränderungen, welche mit den Deutschen vorgegangen, oder auch wohl durch sie selbst gestiftet worden sind. Nach denselben lassen sich zuerst in ihrer Geschichte drey Haupttheile festsetzen: die alte, die mittlere, und die neuere Geschichte der Deutschen.

VI. Ihre alte Geschichte fängt hundert Jahre vor Christi Geburt an, und endigt sich vierhundert Jahre nach derselben. In diesen Zeiten sieht man eine Menge deutscher Völker, nicht nur im jetzigen Deutschlande, sondern auch in einem großen Theile des übrigen Europa, besonders von Morgen gegen Abend hin, wohnen, herumziehen, kriegen; aus ihren Vermischungen unter einander neue Völker entstehen; vergebliche Angriffe der Römer auf ihre Freyheit; sie selbst auf das römische Reich losstürzen, in dasselbe verwüstend eindringen, sich zu vielen Tausenden in demselben niederlassen, für und wider dasselbe fechten, und zu den ansehnlichsten Aemtern darin Zutritt haben. Aber noch kannten die Deutschen nur Ackerbau und Viehzucht, fast keine Künste und Wissenschaften, eine kleine Anzahl Gesetze, nur Wenige von ihnen die Schreibekunst; Städte und feine Sitten waren ihnen gänzlich fremd. Die meisten von ihnen blieben noch Heiden; nur am Rhein und an der Donau, auch tiefer in das römische Reich hinein, nahmen Viele von ihnen das Christenthum an. Bey diesem Zustande wurden zwar die Deutschen wegen ihrer Redlichkeit, Treue und Tapferkeit von ihren Feinden selbst gepriesen; da sie aber ihren Ruhm beynahe allein in kriegerische Thaten setzten, so hatten sie auch die Fehler eines Volks, das nichts weiter als streitbar ist.

VII. Aber Alles dieses änderte sich in dem mittlern Theil ihrer Geschichte, der sich vom Jahr viershundert bis fünfzehnhundert nach Christi Geburt erstreckt. Nun fielen die deutschen Völker das römische Reich, vom schwarzen Meere bis zum Weltmeere hin, mit solchem Ungestüm an, daß sie es völlig überwältigten. Von den neuen Unterthanen, welche sie sich darin verschafften, nahmen sie gar bald Religion, mildere Sitten, Künste, Wissenschaften, nach und nach auch Gesetze an. Sie behielten zwar ihre eigene Sprache bey; aber ohne daß sie dieselbe sehr verfeinert hätten. Das Christenthum wurde nach einigen Jahrhunderten bey ihnen allgemein, und sie überließen die Gelehrsamkeit ganz als ein Eigenthum ihren Religionslehrern und Priestern, die über dasjenige, was sie davon wußten, in der lateinischen, aber nicht mehr ächtrömischen, Sprache schrieben, welche der übrige Theil der Nation nicht verstand. Sonst zeigten sie überall, daß ihr alter, freyer, kriegerischer Geist sich keineswegs verloren habe; wenn er sich nicht aus Ehrerbietung gegen die Religion, so weit sie solche kannten, demüthigte. Sie errichteten im abendländischen und mittäglichen Theile von Europa, selbst bis nach Africa hinein, mehrere Reiche, von denen sich einige bis auf unsere Zeiten erhalten, vergrößerten sie durch Eroberungen, und führten oft die Waffen gegen einander selbst. Nachdem unter diesen deutschen Reichen das fränkische an Umfang und Stärke das erste geworden war, wurde es neuntehalbhundert Jahre nach Christi Geburt entkräftet und getheilt. Aus dieser Theilung entstand das eigentliche, nachmals sogenannte deutsche Reich, dessen Gränzen anfänglich gegen Osten nicht das heutige ganze Deutschland einschlossen, aber auf andern Seiten, bis zum Ende dieses Zeitraums, weit über dasselbe hinausgiengen. Nun gewöhnte man sich nach und nach daran, bloß die Einwohner dieses Reichs Deutsche zu nennen; und die andern Deutschen außerhalb desselben wurden auch mit andern Namen, als Franzosen, Aengländer, und so weiter, belegt. Das deutsche Reich, durch ausländische Feinde und innerliche Händel eine

Zeit lang zerrüttet, bekam bald eine bessere Einrichtung, mehr Städte, und diese mehr bevölkert und befestiget. Das abendländische Kaiserthum von Rom, das auch durch Deutsche wieder hergestellt worden war, wurde auf immer mit ihrem Reiche vereinigt; so wie fast ganz Italien unter dessen Herrschaft kam. Es büßte zwar seine meisten italischen Länder und Städte, selbst Rom, wieder ein: aber ohne seine Rechte auf dieselben aufzugeben. Im ursprünglichen deutschen Reiche kam nun eine Regierung auf, die sich zur deutschen Freyheitsliebe vorzüglich schickte. Der König desselben wurde durch eine freye Wahl seiner Reichsstände, der Herzoge, Markgrafen, und anderer mehr, auch insonderheit der vornehmsten deutschen Geistlichen, der Erzbischöfe und Bischöfe, auf den Thron gesetzt, nach deren Rathe er auch die Regierung verwalten mußte. Diese Reichsstände wurden selbst Herren von beträchtlichen Ländern und vielen tausend Unterthanen; ob sie gleich den deutschen König, der zugleich Kaiser war, immerfort als ihr Oberhaupt erkannten. Sieben der mächtigsten unter ihnen erhielten endlich allein das Recht, ihn zu wählen, und hießen deswegen **Kur- oder Wahlfürsten.** Auch kam noch eine Gattung von deutschen Reichsständen, die **freyen Reichsstädte,** auf. In dieser Verfassung mangelte es den Deutschen auch nicht an guten Gesetzen; und sie hätten also schon in diesen Jahrhunderten ein blühendes Volk werden können. Aber theils der Mangel an einer allgemeinen Aufklärung ihres Verstandes, theils ihre kriegerischen Neigungen, hinderten sie daran. Sie lebten daher sehr oft in Unruhen und im Getümmel der Waffen; selbst die Gesetze konnten ihre Gültigkeit nur selten behaupten, weil jeder mächtige und reiche Deutsche, wenn er beleidigt zu seyn glaubte, nicht zu ihrem Schutze, sondern zu den gewaltthätigsten Gegenbeleidigungen seine Zuflucht nahm. Die Handelschaft war unterdessen bey den Deutschen lebhafter geworden; allein da alle Sicherheit derselben durch die unaufhörlichen Gefechte zerstört wurde, so sorgten viele deutsche Städte für die Erhaltung derselben durch das große Bündniß der Hanse,

welches sie unter einander errichteten. Allmählig regte sich der geschäfftige Geist der Deutschen auch auf andern Seiten. Sie wandten einen nicht unglücklichen Fleiß auf ihre vaterländische Sprache und Dichtkunst; machten einige Versuche in der Gelehrsamkeit selbst; wagten es, sich etwas weniger abhängig von ihren geistlichen Oberherren zu betragen; hatten erfinderische Köpfe unter sich, welche durch das Schießpulver die ganze Kriegskunst, und durch die Buchdruckerkunst den gesammten Zustand der Wissenschaften änderten; endlich waren sie auch darauf bedacht, sich durch den Landfrieden die öffentliche Ruhe, und den Gesetzen ihre gebührende Ehre, wieder zu verschaffen. Doch nach allem diesen befanden sich die Deutschen am Ende dieses Zeitraums nur erst in einer erleichterten Fähigkeit und sehr verstärkten Neigung, sich durch etwas Großes an Werken des Verstandes über ihre Vorfahren empor zu schwingen. Sie strebten nach edlern Kenntnissen und vollen Kräften, um jede Art der Weisheit und des Wohlstandes zu erwerben. Allein die Zeit, da sie solches ohne Einschränkung thun konnten, war noch nicht gekommen.

VIII. Nun aber kam sie, kurz nach dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, mit welchem ihre neuere Geschichte beginnt. Damals hatte bereits die Wiederherstellung der wahren Gelehrsamkeit, welche im fünfzehnten Jahrhunderte durch die Griechen in Italien erfolgt war, auch unter den Deutschen eine heilsame Erschütterung hervorgebracht. Einige vortreffliche Männer unter ihnen belehrten sie, nicht allein, wie viel für sie zu thun sey, wenn sie durch Wissenschaften und Künste sich vollkommner machen, und den berühmtesten Nationen des Alterthums hierin ähnlich werden wollten; sondern auch, durch welche Mittel und Uebungen ihres Geistes sie dazu gelangen könnten. Sie fanden Beyfall und Bewunderung bey Vielen. Doch wurden die Deutschen durch viele lange, heftige und anhaltende Kriege eine Zeit lang gehindert, daß sie, nach einem so schönen Anfange in der bessern

Gelehr=

Gelehrsamkeit, keinen so geschwinden und über Alles sich erstreckenden Fortgang hatten, als man hätte erwarten sollen. Auch fanden sie nicht immer eine so mächtige Aufmunterung von ihren Großen, als zu Beschäfftigungen dieser Art nothwendig ist. Doch vermehrten sie durch arbeitsamen Fleiß, aufmerksame Beobachtungen, und selbst einige Entdeckungen, ihre Kenntnisse in mancher Wissenschaft nicht wenig. Aber ihre eigene Sprache, Dichtkunst und Beredsamkeit bearbeiteten sie nur sparsam. Mittlerweile lebten die Deutschen unter der alten Regierung fort. Die Rechte ihrer Kaiser wurden freylich genauer bestimmt, und enger beschränkt: ihre Reichsstände erlangten immer mehr Ansehen und Gewalt; einige derselben wurden sogar Könige, und die Zahl ihrer Kurfürsten stieg auf neun, verminderten sich aber wieder auf acht. Die Schweiz und die Niederlande giengen für das deutsche Reich gänzlich verloren. Der große Hanseatische Bund nahm ebenfalls ein Ende, und die Handelschaft fieng wieder unter den Deutschen an zu sinken. Desto mehr Nahrung fand ihr kriegerischer Muth, da sie so oft gegen einander selbst, gegen Franzosen und Türken, und andere Nationen die Waffen führen mußten. Endlich, nachdem sie einen äußerst verwüstenden Krieg von dreyßig Jahren, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, überstanden hatten, legten sie von neuem Hand an die Bevölkerung und den Anbau ihres Vaterlandes, und suchten es durch alle sanfte Künste des Friedens blühend zu machen. Sie lernten dieselben vornehmlich in dem benachbarten Frankreich, wo sie im Ueberflusse herrschten, kennen, zumal da auch viele tausend reformirte Franzosen gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts sich zu den Deutschen flüchteten. Diesen gefiel die seit Kurzem mehr als die ihrige verfeinerte Sprache, Lebensart, Kleidertracht und Kunstgeschicklichkeit der Franzosen; sie ahmten Alles dieses nach, und nahmen es zum Theil bey sich unverändert auf. Noch wichtiger war es für die Deutschen, daß um eben dieselbe Zeit die bisher zu eingeschränkte Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben sich aufs neue unter

ihnen regen durfte. So geschah es, daß die Deutschen erst mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts völlig fühlten, wie viel sie zu thun im Stande wären, nunmehr irrige Meynungen, Vorurtheile, und falsche Wege des Studierens desto ungescheuter angriffen und verwarfen; ihre Sprache mit dem größten Eifer feilten; ihrer Beredsamkeit und Dichtkunst einen höhern Schwung gaben, und in der gesammten Gelehrsamkeit mit Gründlichkeit und fleißigem Sammeln auch einen freyen Prüfungsgeist, Scharfsinn, feinen Geschmack, Witz und angenehmen Vortrag zu verbinden anfiengen. In Allem diesen hatten sie es in den spätern Zeiten des Jahrhunderts schon so weit gebracht, daß Viele von ihnen, in der Einbildung, die Deutschen hätten nun alle erwünschte Vollkommenheit des Verstandes und Witzes erreicht, glaubten, es sey nichts mehr für sie zu thun übrig, als über die Oberfläche der erworbenen Güter leicht und spielend wegzufahren. Während dieser so merkwürdigen Veränderung wurden auch, durch eine natürliche Folge derselben, die Sitten der Deutschen gemildert; ihre kunstreichen Handarbeiten vervielfältigten sich; die Handelschaft blühte trefflicher bey ihnen auf; Reichthum und Wohlstand verbreiteten sich über alle Stände. Doch büßten sie unvermerkt auch Manches von den Eigenschaften ein, durch welche sie sich ehemals von andern Nationen unterschieden hatten. Sie führten noch immer Kriege genug; aber menschenfreundlicher als in ältern Zeiten, und zugleich mit einer überlegenen Fruchtbarkett an großen Kriegshelden vor andern Völkern. Diese Nation, welche zugleich kriegerisch und gelehrt, arbeitsam, erfinderisch und nachahmend geblieben ist, sieht, ohngeachtet ihres so mannigfaltigen Fortgangs, noch in jeder Gattung große Dinge zu verrichten übrig; und ist sich selbst in den verschiedenen Völkerschaften, aus welchen sie besteht, an Kenntnissen und Verbesserungen gar nicht durchgehends ähnlich.

IX. Solche Schicksale und Thaten bezeichnen die Geschichte der Deutschen in ihren drey Hauptheilen.

Man

Man kann daher auch einen jeden derselben leicht von dem andern unterscheiden. Allein die Menge von Jahrhunderten, Personen und Begebenheiten, welche sie zusammen in sich fassen, macht auch eine Eintheilung in kleinere Zeiträume nothwendig. Diese können, nach dem schon angegebenen Inhalte der deutschen Geschichte, folgender Gestalt bestimmt werden.

Ihr erster Zeitraum, der die ganze alte Geschichte in sich begreift, geht von den ersten denkwürdigen Begebenheiten deutscher Völker, die in der Geschichte vorkommen, oder von dem Kriege der Kimbern und Teutonen mit den Römern, bis zur großen deutschen Völkerwanderung. Vor Christi Geburt J. 100. bis nach Christi Geburt J. 400.

Der zweyte (oder in der mittlern Geschichte der erste) von der großen deutschen Völkerwanderung, oder von der Zerstörung des abendländischen Reichs der Römer durch die Deutschen, und der Errichtung deutscher Reiche, bis zum Ursprunge des nachmals allein sogenannten deutschen Reichs. Nach Christi Geburt J. 400 bis zum J. 843.

Der dritte, von der Entstehung des eigentlichen, noch jetzt sogenannten deutschen Reichs, bis zur Verbindung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit demselben. Nach Christi Geburt J. 843, bis zum J. 962.

Der vierte, von der Verbindung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit dem deutschen Reiche, bis auf die Zeit, da die deutschen Reichsstände ihre landesherrliche Gewalt völlig behaupteten, und sieben Kurfürsten im deutschen Reiche erkannt wurden. Nach Christi Geburt J. 962. bis zum J. 1272.

Der fünfte (oder in der mittlern Geschichte der vierte und letzte), von der Zeit an, da die deutschen Reichsstände ihre landesherrliche Gewalt völlig behaupteten, und sieben Kurfürsten im deutschen Reiche erkannt wurden, bis auf den Landfrieden und die Reformation. Nach Christi Geburt J. 1272. bis zum J. 1500.

Der

Der sechste, von der Einführung der öffentlichen gesetzmäßigen Ruhe durch den Landfrieden, und von der Reformation, bis auf den westphälischen Frieden. J. nach Christi Geburt 1500. bis zum J. 1648.

Der siebente, von dem westphälischen Frieden, oder von der neuen Beruhigung, Anbauung und Verfeinerung Deutschlands an bis auf unsere Zeiten. J. nach Christi Geburt 1648. bis zum J. 1794.

Erster Zeitraum.

Vom Kriege der Kimbern und Teutonen mit den Römern; oder von den ersten merkwürdigen Begebenheiten deutscher Völker in der Geschichte, bis auf die große deutsche Völkerwanderung.

Vor Christi Geburt J. 100. bis nach Christi Geburt J. 400. Ein Zeitraum von 500 Jahren.

I.

Es ist vergeblich, zu fragen, wer der Stammvater des deutschen Volks gewesen sey? wann die Deutschen angefangen haben, ein besonderes Volk auszumachen? wo sie zuerst gewohnt, und welche Thaten sie in den ältesten Jahrhunderten verrichtet haben? ingleichem, zu welcher Zeit sie in dasjenige Land eingerückt sind, welches noch von ihnen den Namen führt? Sie selbst, denen die Schreibekunst viele Jahrhunderte hindurch unbekannt war, konnten nichts von diesem Allen aufzeichnen. Wie andere Völker unter gleichen Umständen, begnügten sie sich daran, das Andenken einheimischer Begebenheiten und Personen, die ihnen wichtig oder werth waren, in Liedern aufzubehalten, welche sie von Zeit zu Zeit sangen. In denselben priesen sie allerdings den Tuisco oder Tuisto, einen, nach ihrem Vorgeben, aus der Erde entsprungenen Gott, und seinen Sohn Mann, als die Stammväter und Stifter ihrer Nation. Vermuthlich haben sie sich auch selbst von dem Erstern derselben genannt; so daß daraus, durch eine etwas veränderte Aussprache, der Name

Tuis-

Tuitschen, Teutschen, oder Deutschen, entstanden ist. Allein wann und wo diese ihre Stammväter gelebt haben sollen? ob sie nicht vielmehr zween ihrer ältesten Fürsten oder Helden gewesen sind, welche der Nation große Dienste erwiesen haben? das bleibt doch immer ungewiß. Die griechischen und römischen Schriftsteller begreifen die Deutschen in den ältern Jahrhunderten vor Christi Geburt unter den allgemeinen Namen der **Scythen** und **Celten**, mit welchen sie viele Völker in Asia und Europa belegten, und einen Theil derselben unter den besondern der **Kimmerier** und **Budiner**. Erst von der Zeit an, da die Deutschen mit den Römern Kriege führten, wurden sie diesen, und durch sie der Nachwelt, genauer bekannt. Vielleicht waren selbst jene senonischen Gallier, die ohngefähr vierhundert Jahre vor Christi Geburt Rom verbrannten, Deutsche; wenigstens mag ein sehr großer Theil derselben deutscher Abkunft gewesen seyn.

II. Aber dreyhundert Jahre später wurden die Römer von mehrern deutschen Völkern zugleich angegriffen. Sie, welche damals schon in drey Welttheilen Eroberungen gemacht hatten, und durch die Bezwingung der berühmtesten Reiche und Nationen furchtbarer und mächtiger als alle andere geworden waren, wurden plötzlich von Deutschen, deren Namen sie kaum noch gehört hatten, die auch mit ihnen an Kriegskunst gar nicht zu vergleichen waren, so sehr in die Enge getrieben, daß sie beynahe ihr Vaterland selbst verloren. Der größte Theil der **Kimbern** und **Teutonen** verließ mit Weibern und Kindern seine bisherigen Wohnplätze (*), in

---

(*) Sie wohnten in einer unbestimmten Strecke, an der Ostsee herab bis in Hollstein, Schleßwig und Jütland; wenigstens fanden nachher glaubwürdige Zeugen in den drey letztern Landen einen Theil der Nachkommen der Kimbern, und nannten sie deswegen die kimbrische Halbinsel. Mela setzt auch auf die Inseln des kodanischen (baltischen) Meerbusens Kimbern und Teutonen.

in den nördlichen Gegenden Germaniens, um sie anderswo mit besserem Glücke aufzuschlagen. Man weiß nicht, was sie dazu bewogen habe: allein sie konnten, wie andere Völker von gleicher Lebensart in alten und neuern Zeiten, mancherley Ursachen zu einer solchen Auswanderung haben. Entweder ihre Anzahl vermehrte sich so sehr, daß sie bey einer geringen Aufmerksamkeit auf den Ackerbau, und, wenn ihr Land ohnedieß keines der fruchtbarsten von Natur war, nicht alle mehr den nöthigen Lebensunterhalt darin fanden. Oder sie wurden von einer benachbarten mächtigern Nation so stark gedrängt, daß sie ihr Vaterland verlassen mußten. Sie konnten auch wohl, durch die solchen Völkern natürliche Begierde, kriegerische Thaten zu verrichten, und mit Beute beladen zurückzukehren, zu diesem Zuge aufgemuntert werden. Genug, die meisten streitbaren Männer dieser beyden Völker zogen mit ihren Familien fort. Die Kimbern kamen an den herkynischen Wald, und wollten sich in demselben festsetzen; allein sie wurden von den **Bojern** (die in der deutschen Markmannie oder im Gränzbanne standen) abgewiesen, und giengen über die Donau bis zu den **Tauriskern** (in Steiermark).

III. Hier schlugen sie zuerst den römischen Consul Papirius Carbo; doch verfolgten sie denselben, zur größten Freude der Römer, nicht in Italien, sondern wandten sich nach Helvetien, wo die **Tiguriner** mit ihnen in Verbindung traten, und in das Gebiet der Allobroger einbrachen. Die Consuln Luc. Cassius und M. Aurelius Scaurus kamen mit dem größten Theil ihrer Heere um. Dennoch brachen die beiden Völker auch jetzt nicht in Italien ein, sondern zogen in das transalpinische Gallien (Frankreich): und nun findet man sie vereint mit den **Teutonen** und **Ambronen**. Dieser ungeheuern Völkermasse stellten die Römer ein großes Heer unter dem Cons. C. Manlius und dem Proconf. Q. Servilius Cäpio entgegen. Dieses, mit Troß überladen und durch Ueppigkeit entnervt, ward am Rhodanus (Rhone) gänzlich auf-

aufgerieben. Niemals hatten die Römer eine schrecklichere Niederlage erlitten. Rom und die Republik schienen ohne Rettung verloren, wenn dieser unzählbare, siegreiche und unwiderstehliche Haufen Italien überströmte. Man war zu Rom eben so bestürzt, als ehemals bey der Ankunft der senonischen Gallier und des Hannibal vor den Thoren der Stadt. Doch faßte man bald neuen Muth, und ernannte den heldenmüthigen und glücklichen Ueberwinder des Jugurtha, C. Marius, gegen die Gesetze zum Consul und Heerführer wider so fürchterliche Feinde. Diese ließen dem Marius Zeit, seine Soldaten durch strenge und thätige Kriegszucht abzuhärten, und sich in die beßte Verfassung zu setzen. Ein Theil von ihnen zog, wie ein verheerender Schwarm Heuschrecken, vom Rhodanus bis über die Pyrenäen in Spanien; ward aber von den tapfern Celtiberen zurückgetrieben: andere Haufen durchstreiften Gallien, plünderten es aus und erfüllten es mit Elend; nur die Belgen schützten ihr Land kräftig gegen diese Räuber. Nun erst dachten die Letztern wieder an die Römer und an Italien. Sie theilten ihre Horden. Die Kimbern und Tiguriner kehrten in jene Gegenden zurück, wo die erste Schlacht mit den Römern vorgefallen war; die Teutonen und Ambronen giengen nach der Rhone, um auf der Westseite über die Alpen in Italien zu dringen. An jenem Flusse hatte Marius schon 3 Jahre auf sie gewartet. Sie kamen und forderten ihn sogleich zum Treffen auf. Er schlug es aus, und ließ seinen Truppen in ihrem festen Lager Zeit, sich an den schrecklichen Anblick, an die großen und starken Körper, an die nie gesehene Waffenrüstung, an das wilde Kriegsgeschrey der Feinde nach und nach zu gewöhnen. Weder Drohungen oder Spöttereien, noch wüthende Anfälle auf sein Lager, noch der Unwille der Römer wegen des trotzenden Uebermuthes der Barbaren, konnten ihn von seinem Entschlusse, nur mit offenbarem Vortheile zu kämpfen, abbringen. Das sahen die Teutonen als ein Merkmaal der Furcht an, zogen, bey dem Lager des Marius vorbey, auf Italien zu, und fragten seine Soldaten

spöt-

tisch: ob sie etwas nach Rom zu bestellen hätten? Allein Marius eilte ihnen nach, und erfocht über sie bey Aquä Sextiä (jetzt Aix in Provence) den vollkommensten Sieg. Unterdessen waren die Kimbern durch das jetzige Tyrol in Italien eingebrochen. Als das römische Kriegsheer unter dem Consul Catulus, welches zur Beschützung der dortigen Gegend hinter der Athesis (jetzt dem Flusse Adige) stand, die Kimbern fast nackend, mitten im Winter, die hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Alpen (Gletscher) erklettern, und dann, sitzend auf ihren großen Schildern, gleichsam zum Scherze, auf dem Schnee über Klüfte von denselben hinabfahren, gleich Riesen, gewaltige Felsenstücke, mit der Wurzel ausgerissene Bäume, und große Erdklumpen in den Fluß werfen sah, nicht nur, um die römische befestigte Brücke über denselben zu zerreißen, sondern auch einen Damm zu ihrem Uibergange zu machen, flüchtete es sich in aller Bestürzung zurück. Die Gefahr von Rom selbst war nun größer als jemals, wenn die Kimbern gerade auf diese Stadt losgerückt wären, anstatt sich bey den Leckerbissen dieser herrlichen Gegend und über der ungewöhnlichen Pflege ihrer Leiber, wodurch sie ihre Heldenkraft schwächten, so lange zu verweilen. Marius gewann also Zeit, ihnen auch in Italien entgegen zu ziehen. Sie begehrten noch friedlich von ihm, daß ihnen und ihren Brüdern (worunter sie die Teutonen meynten,) ein Stück Landes zur Bewohnung eingeräumt werden möchte. **Was eure Brüder anlangt**, gab Marius mit einem bittern Scherze zur Antwort, **so haben wir ihnen bereits ein Land angewiesen, das sie immer behalten sollen!** Als die Kimbern von dem Unglücke der Teutonen hörten, griffen sie desto hitziger zu den Waffen. Sie freuten sich ohnedem, so oft es zur Schlacht gieng, weil sie darin einen rühmlichen Tod hofften; da sie hingegen, wenn sie eine Krankheit überfiel, klagten, daß sie auf eine schändliche Art sterben müßten. Vom standhaftesten Muth erfüllt, schlossen sie ihre vordersten Reihen mit eisernen Ketten an einander, damit sie nicht getrennt werden könnten.

Doch alle ihre Tapferkeit mußte der Klugheit des römischen Feldherrn, und der Kriegszucht seiner Soldaten weichen. Marius wußte sein Kriegsheer so zu stellen, daß die Kimbern Sonne, Wind und Staub in das Gesicht bekamen; und sie erlitten in dem Treffen bey Vercellä (jetzt Vercelli im Fürstenthum Piemont) eine gänzliche Niederlage. Als die Männer bereits getödet oder gefangen waren, vertheidigten sich noch ihre Weiber von den Wagen herab, auf welchen sie ihre Hütten und Geräthschaften hatten, mit wüthender Verzweiflung. Sie brachten selbst ihre nächsten Blutsfreunde um, die sich in ihre Wagenburg flüchteten, und ermordeten endlich sich und ihre Kinder, um nicht in die Knechtschaft der Römer zu gerathen. Solchergestalt wurde zwar der kimbrische Krieg, der zwölf Jahre gedauert hatte, siegreich für die Römer geendigt; allein das furchtbare Andenken desselben erhielt sich noch lange nachher bei ihnen in verschiedenen Redensarten. So nannten sie ein außerordentliches Schrecken ein **kimbrisches**, und ein entsetzliches Geheule bekam auch bey ihnen den Namen eines **kimbrischen Geheuls.**

IV. Zum erstenmal also zeigten sich die Deutschen in der Geschichte als die kühnsten und tapfersten Krieger; doch gereicht es ihnen auch zur Ehre, daß sie sich erboten, wenn die Römer ihnen einen Strich Landes zur Bewohnung überlassen wollten, nicht nur ihre ruhigen Nachbarn zu werden, sondern auch für sie zu fechten. Den Römern waren nun wohl die Deutschen selbst bekannt; aber von ihrem Vaterlande wußten sie noch beynahe nichts. Auch dieses lernten sie einige Zeit darauf kennen, als Julius Cäsar, ungefähr funfzig Jahre vor Christi Geburt, das ganze jenseits den Alpen gelegene Gallien, nach der römischen Benennung, das heißt, alle Länder von den pyrenäischen Gebirgen an bis an den Rhein und die Alpen hin, eroberte. Ein deutscher König, Ariovist — vielleicht Ehrenvest; denn die ursprünglich deutschen Namen wurden von Römern und Griechen meistentheils

nach

nach ihrer Aussprache und Schreibart umgebildet; dieser König zog den Sequanern, (den Einwohnern der jetzigen Franche Comté) einer gallischen Nation, auf ihr Verlangen gegen die Aeduer (die Bewohner von Bourgogne und Nivernois) ein anderes gallisches Volk, über den Rhein zu Hülfe, und besiegte die letztern. Ihm und seinen Deutschen gefiel Gallien, das weit besser angebaut war als ihr Vaterland, auch desto mehr. Es gieng also ein großer Haufen derselben nach dem andern über den Rhein, nach und nach gegen hundert und zwanzig tausend. Ariovist errichtete mit Hülfe derselben, in den Ländern der Ueberwundenen und seiner Bundesgenossen selbst, (ungefähr in der heutigen Grafschaft Burgund, und im Herzogthum gleiches Namens,) ein eigenes Reich; er glaubte, daß ihm diese Belohnung für den geleisteten Beystand gebühre, und rief immer mehr Deutsche über den Rhein hinüber, um sich in seinen Besitzungen zu befestigen. Nun fiengen die Gallier an zu fürchten, daß ihr Vaterland immer mehr unter die Herrschaft der Deutschen gerathen dürfte. Sie vereinigten sich daher fast alle, den Julius Cäsar, der damals Statthalter über die römische Provinz in Gallien (das heißt, die heutige Provence und ein Stück von Languedoc) war, zu bitten, daß er sie von der Unterdrückung der Deutschen befreyen möchte. Cäsar bezeigte sich sehr geneigt, ihnen zu willfahren; ob er gleich im Grunde eben so wie Ariovist gesinnt war, nämlich geneigt, bey Gelegenheit der den Galliern zu erweisenden Hülfe, sich ihres Landes selbst zu bemächtigen. Da die Deutschen auch dem römischen Gebiete in Gallien schon ziemlich nahe gekommen waren: so wollte er sie von demselben auf alle Art entfernen. Allein Ariovist, den er durch Vorstellungen zu bewegen suchte, den Galliern ihre Freiheit wieder zu geben, zumal da ihn die Römer selbst zum Könige und ihrem Freunde erklärt hätten, gab zur Antwort: er habe weiter nichts gethan, als was andere Sieger, und die Römer selbst, zu thun gewohnt wären; er nehme also auch von diesen keine Vorschriften an; Cäsar möchte mit ihm fechten, wenn

er wollte; er würde bald erfahren, was die Tapferkeit der unüberwindlichen, in den Waffen so geübten Deutschen, die seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen wären, vermöchte. Cäsar sah sich also genöthiget, ihm mit seinem Heere entgegen zu ziehen.

V. Es fehlte jedoch wenig, so hätten sich die Soldaten, welche unter seinem Befehle standen, aus Furcht vor den Deutschen verlaufen. Die Gallier, welche allen Muth verloren hatten, beschrieben ihnen ihre Feinde so ungeheuer groß, und so unbeschreiblich tapfer, daß sie, wie sie sagten, in einem Treffen mit denselben nicht einmal ihre schrecklichen Augen und Gesichter hätten aushalten können. Darüber wurden die Römer selbst zaghaft; sogar einige ihrer Obersten und andere Befehlshaber zuerst. Verschiedene derselben baten den Cäsar unter allerhand erdichteten Vorwänden um Erlaubniß, zurückreisen zu dürfen; andere blieben zwar aus Scham bey ihm, beweinten aber zum voraus ihr Unglück. Im ganzen römischen Lager, das bey Vesontio (jetzt Besançon) stand, sah man nichts als Soldaten, welche ihr Testament machten. Auch diejenigen Hauptleute und Soldaten, welche im Kriege geübter waren, wurden doch bestürzt, und suchten nur ihre Bewegung dadurch zu verbergen, daß sie von den engen Wegen und dem dicken Walde, durch welchen man ziehen müsse, ingleichen von andern Hindernissen eines weitern Fortrückens sprachen. Cäsar wußte gar bald seinem Heere die alte Tapferkeit wieder einzuflößen, näherte sich mit demselben ohne Verzug den Deutschen, und sprach den Ariovist auf freyem Felde. Anstatt aber denselben nach seinen Absichten lenken zu können, erklärte sich vielmehr der deutsche König freymüthig, wenn die Römer aufhören wollten, ihm das Jahrgeld zu zahlen, das sie ihm bisher ohne sein Verlangen gegeben hätten, und nunmehr vorwürfen, so wolle er ihrer Freundschaft eben so gern entsagen, als er nach derselben getrachtet hätte. Er drohte zugleich, den Cäsar als Feind zu behandeln, wenn er sich nicht aus seinem Gebiete wegbegebe. Gleichwol wich Ariovist

viſt mehrere Tage nach einander einer Schlacht mit den Römern aus, die ihm gegenüber gelagert waren. Die Deutſchen pflegten nämlich, ehe ſie ein Treffen wagten, ihre Alraunen, oder Alrunen, das heißt in ihrer damaligen Sprache ſo viel, als heilige oder weiſſagende Frauen, darüber zu Rathe zu ziehen, ob ſie gegen ihre Feinde glücklich ſeyn würden? Dieſe Weiber ſagten aus den Waſſerwirbeln in den Bächen, ingleichem aus dem Rauſchen der Flüſſe, denen, die ihnen glaubten, künftige Dinge vorher. Bey dem kimbriſchen Heere aber, deſſen oben gedacht worden iſt, waren es alte Frauen, welche weiß gekleidet, mit bloßen Füßen, und mit entblößten Degen den Gefangenen entgegen liefen, ſie durch einen Hieb in den Hals tödeten, und aus ihrem hervorfließenden Blute den Ausgang der Schlacht prophezeyten. Solche weiſſagende Frauen hatten auch dem Arioviſt verkündigt, daß er die Schlacht verlieren würde, wenn er ſich in dieſelbe vor dem neuen Lichte einließ. Ihr werdet vielleicht fragen, meine Lieben, warum die Deutſchen ihre bevorſtehenden Schickſale, oder Vorſchriften über dieſelben, lieber bey Frauen, als ehrwürdigen Prieſtern und Lehrern geſucht haben? Darum vermuthlich, weil bey einer ganz kriegeriſchen Nation, die gar keine Gelehrten hatte, und deſto leichtgläubiger war, auch kluge Frauensperſonen ſich durch gewiſſe Erzählungen, ſonderbare oder geheimnißvolle Gebräuche, und von ungefähr oder durch Liſt zutreffende Wahrſagungen, das Anſehen leicht verſchaffen konnten, als wenn ſie eine übernatürliche Wiſſenſchaft beſäßen. Obgleich aber auch Arioviſt ſich nach ihren Ausſprüchen richtete, ſo konnte er doch endlich ein Treffen mit den näher heranrückenden Römern nicht vermeiden. Er führte ſein Heer aus dem Lager heraus, und umgab es auf allen Seiten mit Wagen und Karren, damit Niemand von denſelben ſich mit der Flucht retten könnte. Auf dieſen Wagen ſaßen die Weiber, welche ihre gegen den Feind ziehenden Männer mit fliegenden Haaren und weinend baten, ſie ja nicht der Knechtſchaft der Römer zu überlaſſen. Dennoch wurden die

Deutschen, nach einem sehr tapfern Widerstande, vom Cäsar überwunden, der ihnen, wie die Römer überhaupt, an Kriegserfahrung überlegen war. Ariovist konnte sich nur mit einer geringen Anzahl der Seinigen über den Rhein retten.

VI. Dieser Sieg des Cäsars aber hatte mancherley Folgen in Ansehung der Deutschen. Nicht allein die Ueberbleibsel derjenigen deutschen Völker, welche seit Kurzem in Gallien eingedrungen waren, kamen unter römische Herrschaft, sondern auch so viele andere deutsche Nationen, welche schon lange im belgischen Gallien saßen. Unter diesem Namen begriffen die Römer damals alle diejenigen Länder, welche zwischen dem Rhein auf der einen Seite, und der Seine und Marne (von ihnen Sequana und Matrona genannt) auf der andern, an der Maas, Mosel und Schelde, also im heutigen Deutschlande jenseits des Rheins, in den Niederlanden, und tief in Frankreich hinein, lagen. Die Bewohner dieses Theils von Gallien, welche überhaupt Belgä hießen, wurden für die tapfersten unter allen Galliern gehalten, und waren großentheils deutscher Abkunft. Sie ergriffen jetzt fast sämmtlich die Waffen wider die Römer, um zu verhindern, daß diese nicht in Gallien immer mächtiger würden. Allein sie waren dem großen Feldherrn Cäsar nicht gewachsen. Er trennte ihre Verbindungen, griff sie einzeln an, und überwand sie endlich alle; ja ihre Bezwingung erleichterte ihm die Eroberung von ganz Gallien. Nicht lange vorher war auch der Name **Germanen** oder **Germanier** aufgekommen. Er entstand auf folgende Art: Vor Cäsars Zeiten war ein deutsches Volk in Gallien eingefallen, und hatte sich daselbst durch Gewalt seiner Waffen festgesetzt. Das Volk hieß **Tungrer**. Dies wußte der Kelte nicht; er bildete sich also eine Benennung nach dem Eindrucke, den die erste Unternehmung der **kriegerischen** Fremdlinge auf ihn gemacht hatte, oder nach einem Worte, das er oft als wechselseitige Benennung aus dem Munde einzelner Krieger hörte. Er nannte sie **Kriegsmänner**

ner (*). Mehrere deutsche Völker kamen nach: er fand bey Allen den nämlichen kriegerischen Muth, die nämlichen Sitten, und unter ihnen die nämliche Benennung; er gab also Allen denselben Namen. Dieser war ehrenvoll und charakteristisch: die Deutschen ließen sich also von den Kelten gerne so nennen, und nannten sich selbst so. Der Name ward allgemein: Römer und Griechen bildeten ihn nach ihrer Sprache.

VII. Aus den glücklichen Kriegen, welche Cäsar in Gallien mit den Deutschen gegen den Rhein zu führte, entstand endlich bey ihm der Entschluß, selbst über diesen Fluß zu ziehen, und die Deutschen in ihrem Vaterlande anzugreifen. Ihre Einfälle in Gallien, welches sich die Römer, so wie andere Länder, ohne einiges Recht unterworfen hatten, gaben ihm dazu einen erwünschten Vorwand. Das zahlreichste und kriegerische Volk in Deutschland waren damals die **Sueven**, für welche hier Cäsar aus Irrthum die **Chatten** (**) ansieht. Sie machten einen Bund von hundert Gemeinen oder Gauen, wie sie nachher genennt wurden, aus. Jede derselben stellte jährlich tausend Bewaffnete, welche außerhalb des Landes Krieg führten, während daß die übrigen für jener und ihren eigenen Unterhalt sorgten; im folgenden Jahre aber wechselten sie mit einander in diesen Beschäfftigungen ab: und es wurde

(*) Das altdeutsche Urwort war allem Ansehen nach Gerremann, Werremann, das heißt, Kriegsmann. Die Römer machten daraus ihr Germanus. Wir gebrauchen jenes Wort zwar nicht mehr in unserer Sprache; aber in der italienischen, französischen und änglischen ist die erste Hälfte desselben (Guerra, Guerre, War) noch immer der Name des Kriegs.

(**) Denn er dachte sich seine Sueven grade hinter den Ubiern, in der Wetterau, Hessen ꝛc. und führte in Gedanken Krieg mit ihnen. Zweimal gieng er über den Rhein, sah keine von seinen eingebildeten Sueven (denn die Chatten sammelten sich in ihren sichern Wäldern) und kehrte zurück.

also weder Krieg noch Ackerbau jemals bey ihnen unterbrochen. Diese furchtbare Nation, die niemals über ein Jahr lang an einem Orte wohnen blieb, war bis an den Rhein vorgerückt. Sie beunruhigte die benachbarten deutschen Völker so sehr, daß zwey derselben, die **Usipier** und **Tenchtherer**, nach langem Herumirren, nicht weit von dem Ausflusse des Rheins in die See, (oder im heutigen Holland,) über diesen Fluß setzten, und sich gewaltsam in Gallien niederließen. Als Cäsar ihnen entgegeneilte, um sie zum Rückzuge zu bringen, erklärten sie sich gegen ihn: sie wären vom Hause vertrieben, und also ungern gekommen; sie könnten nützliche Freunde der Römer abgeben, wenn diese ihnen entweder Ländereien anwiesen, oder sie in ihren eroberten Besitzungen nicht stöhrten: wenn man sie aber angriffe, so würden sie der alten Gewohnheit der Deutschen folgen, keinem Kriege auszuweichen. Nur den einzigen Sueven wollten sie nachstehen, als welchen selbst die Götter an Macht nicht gleich kämen; sonst aber sey Niemand auf der Welt, den sie nicht besiegen könnten. Unterdessen erlitten sie doch die härteste Niederlage von den Römern, welche selbst ihre Weiber und Kinder in der Wuth des Gefechts umbrachten. Nunmehr drang Cäsar über eine Brücke, die er in der Gegend der heutigen Stadt **Bonn** über den Rhein hatte schlagen lassen, in Deutschland ein, verwüstete einen großen Strich Landes, und kehrte sodann nach Gallien zurück. Bald darauf wiederholte er dieses noch einmal, verweilte sich aber auch nur eine kurze Zeit in Deutschland. Es mußte ihm daselbst gar bald an Lebensmitteln fehlen, und er konnte den Deutschen in die Waldungen nicht folgen, in welche sie sich gezogen hatten. Wenigstens war er doch der erste römische Feldherr gewesen, der in ihr Land einrückte; er glaubte ihnen auch dadurch einige Furcht vor den Römern beygebracht zu haben. Uebrigens hatte er den festen Vorsatz gefaßt, diese für Gallien so gefährliche Nationen dereinst noch zu bezwingen. Allein der bürgerliche Krieg, in den er verwickelt war, und, nicht lange nach dessen Ende, sein Tod, hinderten ihn, solches

solches zu versuchen. Es war sogar die Tapferkeit der Deutschen, welche dem Cäsar vorzüglich half, die pharsalische Schlacht, und mit derselben die höchste Gewalt über die Römer, zu gewinnen. Denn da er einige Haufen Deutsche in seine Kriegsdienste genommen hatte, fielen diese über die Reiterey des Pompejus mit einer so unwiderstehlichen Hitze her, als wenn Reiter in das Fußvolk einbrächen; und gleich breitete sich die Verwirrung über die andern Theile des feindlichen Heeres aus.

VIII. Die Feldzüge Cäsars in das Innere von Deutschland brachten den Römern nur einen geringen Vortheil. Aber für die Nachwelt sind sie die nützliche Veranlassung geworden, daß er eine Beschreibung dieses Landes, das die Römer nun Germania nannten, auch seiner Einwohner und ihrer Sitten, aufgesetzt hat: die älteste, die wir davon lesen können. Man sieht daraus, daß die Gränzen von Deutschland um diese Zeit, also ungefähr fünfzig Jahre vor Christi Geburt, nach der Bestimmung der Römer, gegen Abend der Rhein, und gegen Mittag die Donau gewesen sind; daß sie aber die Gränzen gegen Morgen und Mitternacht nicht anzugeben wußten. Cäsar nennt zwo große Waldungen in Deutschland: den herkynischen (*) und den bacenischen Wald. Jener war neun

(*) Herkynischer oder nach griechischer Benennung arkynischer und orkynischer Wald, war der allgemeine Name aller großen und hohen germanischen und anderer an sie geketteten Waldgebirge. Daher nennt schon Aristoteles einen arkynischen Wald an der Nordseite der Donau; daher heißt in dem römischen Kriege mit Marbod der Böhmer-Wald der herkynische; daher heißt bey Plinius und Tacitus die ganze Kette von Gebirgen vom Thüringer Wald östlich bis nach Ungarn Saltus Hercynius; daher findet Ptolemäus seinen orkynischen Wald in Mähren und Oberungarn. Cäsar gibt ihm die größte Ausdehnung, und scheint in den Worten: Lib. VI. c. 25. hinc se flectit sinistrorsus diversis ab flumine (Danubio) regionibus,

Tagereisen breit, fieng sich von den Gränzen der Helvetier, der Nemeter und Rauraker (das heißt, vom heutigen Bodensee zwischen der Schweiz und Schwaben, dem speyerischen und basler Gebiete) an, und zog sich längst der Donau mitten durch Deutschland bis an die Theiß, gegen das heutige Siebenbürgen zu, sechzig Tagereisen hin; worauf er sich zur Linken in unbekannte Länder verlor. Den Anfang dieses ungeheuren Waldes sieht man noch jetzt an dem Schwarzwalde in Schwaben; aber der größte Theil desselben, bis auf die böhmischen Wälder, ist nach und nach ausgehauen worden. In diesem Walde gab es viele Thiere, welche die Römer sonst nirgends sahen, wie insonderheit **Rennthiere, Elendthiere und Auerochsen**; die sich freylich jetzt in Deutschland nicht mehr finden, weil der fleißige Anbau dieses Landes den rauhern Himmelsstrich geändert, und die Wildnisse aufgehoben hat, in welchen sich diese Thiere aufzuhalten pflegen. Der andere Wald, der **bacenische**, nahm etwann zehn Meilen vom heutigen Mainz seinen Anfang, und begriff den Spessart, die hessischen und fuldaischen Waldgebirge, den Thüringer-Wald ꝛc. Außer diesen großen Waldungen gab es noch viele kleinere in Deutschland. Die Deutschen fanden darin ihre Sicherheit, oder auch einen vortheilhaften Standort zum Gefechte mit ihren Feinden; aber bey einem so waldigten Boden hatten sie auch ein desto kälteres und unfruchtbareres Land.

IX. Das hatte, wie Cäsar weiter erzählt, auch einen Einfluß auf die Lebensart der Deutschen. Sie bestand fast ganz in der Jagd und im Kriege. Von ihrer

---

id nibus, multarumque gentium fines propter magnitudinem adtingit: neque quisquam est hujus Germaniae, qui se aut adisse ad initium ejus silvae dicat, quum dierum iter LX processerit, aut, quo ex loco oriatur, acceperit; — Alles, was man von seiner ungeheuren Größe unbestimmt sagen konnte, zusammen gefaßt zu haben.

ihrer Kindheit an gewöhnten sie sich an mühsame und harte Uebungen. Diejenigen, welche am längsten unverheurathet blieben, wurden von ihren Landsleuten am meisten gelobt. Denn sie glaubten, daß durch eine solche Enthaltsamkeit der höhere Wuchs und die Stärke des Körpers sehr befördert werde. Sie giengen mit Thierfellen oder kleinen Häuten der Rennthiere bedeckt; aber ein großer Theil ihres Leibes war bloß. Auf den Ackerbau legten sie sich wenig; ihre meiste Nahrung war Milch, Käse und Fleisch. Niemand unter ihnen hatte ein bestimmtes eigenthümliches Stück Landes; sondern ihre Obrigkeiten und Großen wiesen jährlich den beysammenwohnenden Geschlechtern so viel Acker, als ihnen gefiel, an; im folgenden Jahre hingegen nöthigten sie einen jeden, weiter zu ziehen. Diese Einrichtung hatten sie aus mehreren Ursachen eingeführt, die nicht wenig Klugheit verriethen. Es sollte dadurch verhütet werden, daß sie nicht am steten Beysammenwohnen und Umgange zu viel Vergnügen fänden, und darüber den Krieg mit dem Ackerbaue vertauschten; — daß sie sich nicht weitläuftige liegende Gründe erwürben, und die Geringern von den Mächtigern nicht aus ihren Besitzungen vertrieben würden; — daß sie nicht zu künstlich bequeme Wohnungen, zur Vermeidung der Hitze und des Frostes, bauen möchten; — daß keine Geldbegierde, und aus dieser wiederum Parteyen und Uneinigkeiten unter ihnen entstünden; — und endlich sollte der große Haufen durch eine solche Billigkeit im Zaume gehalten werden, wenn er sähe, daß seine Güter der Mächtigsten ihren gleich kämen. Für ganze Gemeinheiten wurde es am rühmlichsten gehalten, wenn sie um sich herum recht große wüste Plätze hatten. Denn dieses wurde bey ihnen für ein Merkmaal der Tapferkeit angesehen, wenn e Nachbarn von ihren Feldern vertrieben waren, und h Niemand erkühnte, nahe bey ihnen zu bleiben; zugleich glaubten sie, durch solche öde Landesstriche vor einem plötzlichen Anfalle gesichert zu seyn. Wenn sie Krieg führten, so wählten sie Feldherrn zu demselben, welche das Recht über Leben und Tod hatten; allein in Friedens-

denszeiten hatten sie keine gemeinschaftliche Obrigkeit: die Vornehmsten in jeder Gegend entschieden alsdann die vorfallenden Streitigkeiten. Auf Straßenraub außer dem Gebiete einer Gemeine auszugehen, wurde nicht für schimpflich angesehen; man pries solches vielmehr als ein Mittel, die Jugend zu üben, und von Trägheit abzuziehen. Gab sich ein Großer in der allgemeinen Versammlung zum Anführer dabey an, und forderte andere auf, ihm nachzufolgen: so standen Leute auf, denen der Vorschlag und der Anführer gefiel, die ihm ihren Beystand versprachen, und deswegen öffentlich gelobt wurden; welche ihm aber nachher nicht folgten, ihn verließen, die betrachtete man als Verräther, und glaubte ihnen niemals wieder etwas. Fremde, die aus irgend einer Ursache zu den Deutschen kamen, durften im geringsten nicht beleidiget werden; alle ihre Häuser standen ihnen offen, und überall reichte man ihnen Lebensmittel. Von der Religion der Deutschen endlich weiß Cäsar nichts mehr zu melden, als daß sie keine Druiden oder Priester, wie die Gallier, hätten, wenig opferten, und nur die Gestirne, von welchen sie augenscheinliche Wohlthaten empfiengen, als Sonne und Mond, und den Vulkan oder das Feuer göttlich verehrten. Alle diese Gesinnungen und Sitten machen eine merkwürdige Vermischung roher Begriffe, kriegerischer Neigungen und Empfindungen der Redlichkeit bey den Deutschen aus.

X. Cäsar kannte von den deutschen Völkern im eigentlichen Germanien nur diejenigen genauer, welche damals am Rhein und Mayn ihre Wohnplätze hatten. Daß unter allen die Sueven, die aber Cäsar selbst nicht kannte, das stärkste und ansehnlichste gewesen sind, ist schon oben erzählt worden. Was von den Deutschen dieser Zeit überhaupt bisher angeführt worden, trifft auch sie besonders; aber der römische Feldherr beschreibt seine Sueven, die Chatten, vollständiger, als alle übrigen. Durch eine frühe Gewohnheit hatten sie es dahin gebracht, daß sie in den kältesten Gegenden halb nackend ausdauern, und sich in den

Flüssen

Flüssen baden konnten. Kaufleuten verstatteten sie mehr deswegen zu ihnen zu kommen, um denselben ihre im Kriege gemachte Beuten zu verkaufen, als daß sie von denselben irgend einige Waaren verlangt hätten. Selbst der Pferde, welche man in Gallien so theuer bezahlte, bedienten sie sich nicht, wenn man sie ihnen brachte; sondern richteten lieber die bey ihnen gezogenen schlechten und ungestalten Thiere durch tägliche Uebung dergestalt ab, daß sie die schwersten Arbeiten ertragen konnten. Ihre Weiber sprangen öfters von den Pferden herab, und fochten zu Fuß; sie konnten sich auch geschwind wieder, wenn es nöthig war, auf Pferde schwingen, weil diese daran gewohnt waren, nicht von der Stelle zu weichen. Nichts hielten sie für schimpflicher und weichlicher, als einen Sattel zu gebrauchen: daher wagten es auch wenige von ihnen, die größte Anzahl Reiter, welche auf Sätteln saßen, als weibische Leute, anzugreifen. Wein ließen sie in ihr Land gar nicht bringen, weil sie glaubten, daß man dadurch zu beschwerlichen Arbeiten untüchtig und weibisch werde. — Solche Leute, die sich an so Wenigem begnügten, nur für die nothwendigsten Bedürfnisse, und durchaus nicht für Bequemlichkeit sorgten, ihren Leib täglich mehr abhärteten, alle Kräfte desselben nützten, und immerfort verstärkten, die dabey äußerst freiheitliebend und tapfer waren, mußten nicht allein die üppig gewordenen Römer beschämen, sondern auch überaus schwer zu überwältigen seyn.

XI. Gleichwohl versuchten es die Römer unter der folgenden Regierung des Augustus mit allem Eifer, sich diese muthige Nationen, die an der Gränze ihres Galliens in steter Bewegung waren, zu unterwerfen. Sie besaßen zwar noch nichts in dem eigentlichen Germanien; allein da auf ihrer Seite des Rheins so viele deutsche Völker bereits saßen, und noch immer große Haufen derselben, zum Theil mit Bewilligung der Römer, hinüber zogen: so gab sich Augustus das Ansehen, als wenn er wirklich über ein Germanien herrschte. Er nannte diese Gegenden des belgi-

schen

schen Galliens, wo Deutsche saßen, Germanien, und theilte es, nach der Lage des Rheins, in das obere und untere ein. Jenes, welches auch das erste hieß, weil es den Alpen näher war, begriff die Gegenden vom heutigen Elsaß, Speyer, Worms und Maynz; zu dem untern oder niedern Germanien aber, das auch den Namen des zweyten führte, gehörte ein Theil der Länder vom jetzigen Kölln an bis in das Lüttichische hin. Augustus errichtete auch eine Leibwache von Deutschen für sich: so überzeugt war er von der Treue und Ehrlichkeit dieser Nationen. Allein die Deutschen, welche auf der andern Seite des Rheins wohnten, fuhren fort, in dieses neugenannte Germanien, das bey den Römern auch das jenseits des Rheins gelegene hieß, Einfälle zu thun; zumal da die benachbarten römischen Befehlshaber gewaltsam mit ihnen umgiengen; sie schlugen auch einen derselben mit seinem Kriegsheere in die Flucht. Als aber die Römer bald darauf Noricum, Rhätien und Vindelicien (das heißt, alle diejenigen Länder, welche zwischen der Donau und den Alpen, von der jetzigen ungarischen Gränze an, Wien ausgenommen, bis an den Rhein, im heutigen Deutschlande und in der Schweiz liegen,) eroberten, und dadurch auch die Donau zum Gränzflusse ihres Reichs gegen Germanien machten, so wie es bisher der Rhein auf einer andern Seite gewesen war, so erleichterte ihnen dieses ihre Unternehmungen auf Deutschland. Daher drang kurz darauf Drusus, ein Stiefsohn des Kaisers Augustus, viermal in das Innere von Deutschland, mit keinem geringern Entwurfe, als dasselbe ganz zu überwältigen. Dieser junge Held brach nicht nur mit seinem Kriegsheere über den Rhein in das heutige Westphalen und die niederrheinischen Länder ein, sondern segelte auch mit einer Flotte auf dem Rhein durch die Süderfee in die Ems; überfiel die Völker, welche an diesem Flusse, an der Lippe und Rhoer wohnten, rückte bis an die Weser, setzte über dieselbe, durchzog das jetzige Niedersachsen bis an die Elbe als Sieger, und legte auch hin und wieder viele kleine Festungen an, um sich

den

den Besitz aller dieser Länder desto mehr zu versichern; wurde aber mitten im Lauf seiner Feldzüge vom Tode hingerissen. Die Römer glaubten wirklich, diesen ganzen Theil von Deutschland, vom Rhein bis an die Elbe, erobert zu haben; wenigstens war es ein viel versprechender Anfang zur Bezwingung aller dieser Länder. Doch da die Deutschen in denselben mehr in ihre Wälder und Gebirge zurückgewiesen, als völlig überwunden worden waren; auch diese wenig angebauten, durch die Römer selbst verwüsteten, und an Städten leeren Gegenden nicht ohne ein daselbst bleibendes starkes Kriegsheer, das dennoch bald Mangel an Lebensmitteln leiden mußte, erhalten werden konnten: so fühlten die Römer bald das Unbeständige dieser Eroberungen. Es war überhaupt nicht glaublich, daß die Deutschen, welche nicht einmal ihren eigenen Fürsten eine willkührliche Gewalt über sich zustanden, sich so leicht unter die Herrschaft eines ausländischen Volks demüthigen würden.

XII Unterdessen schien es doch eine Zeit lang, besonders in den letzten Jahren vor Christi Geburt, und einige Jahre nach derselben, als wenn die Römer nahe daran wären, sich zu Herren von Germanien zu machen. Drusus war so kühn und schnell, zum Theil von Seiten her, wo man ihn gar nicht erwartete, durch mehrere deutsche Länder gezogen, und hatte so kluge Anstalten getroffen, sich immer besser in denselben zu behaupten, daß die Deutschen dieser Gegenden erst nach seinem Tode anfiengen, sich von diesem heftigen Anfall zu erholen. Sein Bruder Tiberius aber fuhr sogleich in diesen Unternehmungen fort, und verband dabey List mit Gewalt. Er versetzte eine der streitbarsten deutschen Nationen am Rhein, die sich den Römern ergeben hatte, die Sygambern, (weil sie von der Lippe an, nach Süden grade da wohnten, wo sich die Römer am meisten niedergelassen hatten,) beynahe gänzlich auf die andere Seite dieses Flusses, in ihr sogenanntes dießseitiges Germanien, um das Land derselben desto sicherer zu besitzen. Die Vornehmsten dieser

ser Nation, welche in Städte gebracht wurden, nahmen sich aus Verzweiflung, weil sie sich nun als römische Gefangenen betrachteten, das Leben. Tiberius drang ebenfalls bis an die Elbe, im heutigen Magdeburgischen, und gegen das Anhaltische zu; seine Flotte lief sogar aus der Nordsee in diesen Fluß ein; und nichts konnte ihm bis dahin widerstehen. Nunmehr war noch Marbod, König der Marcomannen, im heutigen Böhmen, zu bezwingen übrig; alsdann hatten die Römer, nach ihrer Meynung, Germanien völlig erobert. Marbod war in seiner Jugend zu Rom gewesen, wo er die Einrichtung des römischen Reichs und Kriegswesens so aufmerksam beobachtete, daß er davon nachmals für sich selbst große Vortheile zog. Nach seiner Zurükkunft wußte er sich über seine Landsleute, die **Markomannen** oder **Markmänner**, die höchste Gewalt auf immer zu erwerben. Darauf führte er sie und noch andere deutsche Völker vom Rhein und Mayn, wo die Römer schon zu mächtig geworden waren, in das innere Deutschland hin; besiegte die **Bojer**, ein gallisches Volk, in ihrem Lande, (*) das von ihnen den Namen **Bojohemum** oder **Böhmen**, bekommen hat; mit ihm verbanden sich entweder freywillig zu ihrer Sicherheit, oder gezwungen alle suevische Nationen längst der Elbe bis an die Ostsee; am genauesten aber, aus gemeinschaftlichem Interesse, die **Quaden** und **Hermunduren**. So gründete er ein sehr ansehnliches Reich, das selbst den Römern, mit welchen es gegen die Donau zu gränzte, furchtbar wurde. Er unterhielt beständig ein starkes wohlgeübtes Kriegsheer; nahm alle diejenigen in sein Reich auf, die von den Römern abfielen, und ließ seine Gesandten, die er an den Kaiser Augustus schickte, zuweilen so sprechen,

---

(*) Ein Theil dieses ehmals so zahlreichen Volkes wohnte, nach seiner großen Niederlage durch die Dacker und Skordisker, jetzt noch im südlichen Böhmen. Sie hörten von nun an auf, ein eigenes Volk zu seyn und waren Unterthanen ihrer Besieger.

sprechen, daß man wohl merkte, er schätze sich diesem Fürsten an Würde gleich. Jetzt schien also den Römern die Zeit gekommen zu seyn, daß sie den Marbod angreifen und überwältigen müßten, weil sie sonst besorgten, daß er die Waffen gegen sie selbst, besonders in Germanien, kehren würde. Er war so herrschsüchtig, und nach Eroberungen so begierig als sie; kein Theil also traute dem andern, und Tiberius traf schon alle Anstalten, ihn mit Krieg zu überziehen. Zwölf Legionen waren zum Angriffe bestimmt. Tiberius wollte von der Donau her unmittelbar in Böhmen eindringen, und der Statthalter von Obergermanien Sentius Saturninus sollte durch das Land der Chatten über den herkynischen Wald eindringen. Aber plötzlich brach ein allgemeiner Aufruhr bey allen pannonischen und dalmatischen Nationen aus. Dies nöthigte den Tiberius zu einem Vergleiche, der ohne den geringsten Vortheil für die Römer, und wie zwischen gleichen Mächten, geschlossen ward. Allein diese kleine Demüthigung des Stolzes der Römer war nichts gegen das gleich darauf folgende Unglück.

XIII. Denn wider alle ihre Erwartung litten sie im neunten Jahre nach Christi Geburt, in Westphalen, eine so harte Niederlage von den Deutschen, daß sie nicht nur an einen Krieg gegen den Marbod nicht weiter denken konnten, sondern auch alle Eroberungen, welche sie so gewiß vom Rhein über die Weser, bis an die Elbe gemacht zu haben meynten, mit einem Male einbüßten. Ihr stolzes Vertrauen auf ihre Macht und auf die siegprangenden Züge, die sie durch Deutschland gethan hatten, machte sie völlig sicher. Sie kannten auch die Deutschen noch zu wenig, indem sie glaubten, daß dieselben, von plötzlicher Furcht erfüllt, bereits ihre gehorsamen und treuen Unterthanen geworden wären, die sich Alles von ihnen gefallen ließen. Nach dieser falschen Einbildung handelte Quintilius Varus, der zeither das eben so weichliche als sklavische Volk der Syrer ausgeplündert, und jetzt nach dem Sentius Saturninus, dem sein aufrichtiges und

einnehmendes Wesen ein allgemeines Zutrauen erworben hatte, Befehlshaber des römischen Kriegsheeres in Germanien war. Da die Römer in verschiedenen Gegenden dieses Landes mitten unter den Deutschen wohnten, und Städte zu erbauen anfiengen, die Deutschen auch bey dem häufigen Umgange mit ihnen manches von den römischen Sitten annahmen: so glaubte Varus, sie hätten die ihrigen, besonders ihren freyen kriegerischen Muth, schon ganz vergessen. Er achtete daher gar nicht auf den Unterschied zwischen Freunden und Unterthanen, und behandelte das Land bis über die Weser wie eine überwundene Provinz; ja er wollte die Deutschen nicht nach und nach, sondern auf einmal, ganz zu Römern umschaffen. Daher schlug er sein Lager unter ihnen auf, zog sie vor sein Gericht, und ließ sie die spitzfindigen Ränke der römischen Rechte erfahren. Zugleich zeigte er ihnen den bisher unbekannten Anblick der Ruthen und Beile, welche den römischen Obrigkeiten vorgetragen wurden, damit sie die Verbrecher dadurch schrecken, und die auferlegten Strafen sogleich vollziehen lassen könnten. Den Deutschen kam es nicht allein befremdlich, sondern in der That härter als offenbare Gewalt an, daß sie nach ausländischen Gesetzen und künstlichen Förmlichkeiten, auch in einer für sie eben so fremden Sprache, ihre Händel zur Entscheidung bringen, und Aussprüche über sich und ihre Güter ergehen lassen sollten: sie, die mit allen rechtlichen Umwegen und mit Sachwaltern bisher ganz unbekannt, vielmehr gewohnt waren, ihre Angelegenheiten den Richtern ihrer Nation selbst mit wenig Worten vorzutragen, und gar bald einen Bescheid darauf zu erhalten, oder wohl gar mit den Waffen in einem Zweykampfe auszumachen. Insonderheit verabscheuten sie die ihnen ganz ungewohnten körperlichen Strafen als Zeichen der tiefsten Knechtschaft. Varus betrug sich unterdessen gegen sie, als wenn er Stadtrichter zu Rom gewesen wäre. Sein Geiz suchte auch jede Gelegenheit hervor, Geld von ihnen zu erpressen. Alles dieses fiel den Deutschen desto unerträglicher, weil den Vornehmen unter ihnen dadurch ihr ganzes

Anse-

Ansehen, und den übrigen ihre so werthen vaterländischen Sitten und Gewohnheiten entrissen wurden. Unter den vornehmen Deutschen, die sich beym Varus aufhielten, hatte sich seit Kurzem Arminius oder Hermann, Sohn des Sigimer, Fürsten der Cherusker (welche Nation zwischen der Weser und Elbe, am Harze, ihren Sitz hatte) ungemein hervorgethan. Dieser junge, schöngebildete, überaus tapfere Jüngling, dessen lebhafter Verstand und feurige Gemüthsart sich selbst in seinem Gesichte offenbarte, war durch die Heerzüge der Römer in seinem Vaterlande genöthiget worden, ihnen mehrere Jahre im Kriege gegen andere deutsche Völker zu folgen. Er diente unter ihrer Reiterey mit großem Ruhme. Dafür hatten sie ihn mit dem römischen Bürgerrechte und mit der Würde eines Ritters belohnt. Aber in seinem Herzen war heiße Empfindung der Freiheit und ein unwiderstehlicher Trieb, sich und seine Nation an den Römern zu rächen, und das neue schmähliche Joch abzuwerfen. Seine Geisteskraft, sein Heldenmuth, seine von den Römern erlernte Kriegskunst bürgten ihm für den guten Ausgang der Sache. Er war die Seele einer Verschwörung, die er mit der größten Ueberlegung unternahm, und mit gleicher Vorsicht und Verschwiegenheit zur Reife brachte. Zuerst entdeckte er seinen Vorsatz und Plan Wenigen; bald aber nahmen mehrere Großen, denen er gezeigt hatte, wie leicht die Römer überfallen werden könnten, daran Theil; und er bestimmte die bequemste Zeit zum Anfalle. Indessen überzeugte er seine aufgebrachten und zu hitzigen Landsleute, wie wenig jetzt noch mit offenbarer Gewalt gegen die Macht und Kriegskunst der Römer auszurichten sey, und daß List das Meiste zum glücklichen Erfolge beytragen müsse. Daher mußten sich die Deutschen, gegen ihre eigenthümliche Gemüthsart, eine Zeit lang verstellen, besonders jene, die sich in der Nähe der römischen Heere und Festungen befanden. Sie brachten sogar, um den Varus recht zu täuschen, viele wahre oder blos vorgegebene Streithändel vor seinen Richterstuhl, ließen sie von seinem Advokaten-Schwarm

auf alle Seiten drehen, und dankten ihm, daß er sie nicht, wie zeither bey ihnen üblich gewesen, durch die Waffen, sondern durch römisches Recht entschied. Dadurch wurde das Zutrauen des Varus gegen sie so unbegränzt, daß er ihnen sogar einzelne Haufen seiner Soldaten lieh, um kleine Einfälle (*) der Nachbarn zu rächen oder abzuhalten. Dabey lebte er in einer so sorglosen Sicherheit, und hatte noch so wenig von kriegerischer Geschicklichkeit blicken lassen, daß die Deutschen jetzt mehr als jemals hoffen konnten, ihr Vorhaben glücklich auszuführen.

XIV. Dazu war fürs Erste nöthig, den Varus aus seiner vortheilhaften Stellung am Niederrhein zu bringen. Sie lockten ihn wirklich über die Lippe gegen die Weser; allein auch hier, wo er einige Festungen im Rücken und eine starke Reserve unter dem Asprenas am Rhein hatte, war er kaum zu überwältigen oder zu überlisten. Man mußte ihn also tiefer ins Land aus seinem Vortheil und in die Falle locken. Ein Zug des römischen Heeres aus dem Lippischen über die Ems war der Weg, um es am sichersten zu verwickeln und von aller Hülfe abzuschneiden. Zu dieser Absicht empörten sich, nach genommener Verabredung, einige entferntere deutsche Völker (wohl keine andere als die Emsländer) wider die Römer. Varus machte sich gefaßt, selbst gegen die Rebellen zu ziehen: wozu ihn die Häupter der Verschwornen, die immer zunächst um ihn waren, aufmunterten, und ihm bey ihrem Abschiede den schleunigsten und thätigsten Beystand versprachen. Vergebens offenbarte ihm selbst einer von den Cherusker-Fürsten, der ein Nebenbuhler und Feind des Arminius, obgleich sein Schwiegervater, war, die

ganze

(*) Auch diese gehörten zu dem feinen Plane: man wollte das Varianische Heer durch die abgeschickten Haufen schwächen, und gleich beym Ausbruche der Verschwörung erwürgte jede Nation diese und alle andere Römer, die sich bey ihnen befanden.

ganze Verschwörung. Er bat den Varus noch am letzten Tage, da die Fürsten bey ihm waren, ihn und alle übrigen gefangen zu halten, damit er untersuchen könnte, wer schuldig oder unschuldig sey: der große Haufen würde nichts wagen, wenn man ihn seiner Heerführer beraubt hätte. Aber Varus, der die Feindschaft zwischen dem Segest und Hermann kannte, und die Deutschen für zu einfältig und zu bieder hielt, als daß sie einen solchen Plan anlegen und ausführen könnten, glaubte nichts. Er befahl sogar den deutschen Hülfsvölkern, die Arminius anführte, ihm zu folgen; und darauf hatte man gerechnet. Denn gleich nach dem Abmarsche des Varus zog Arminius unter diesem Vorwande alle Truppen zusammen, schaffte, was von den Römern zurück geblieben war, eiligst aus dem Wege, und folgte dem Varus als Freund, da unterdessen seine Waffenbrüder den in vollkommener Sicherheit und ohne alle Ordnung daherziehenden Römern beyde Seiten abgewannen. Diese waren jetzt tief in dem dichten Teutoburger Walde, an sumpfigen und ganz unwegsamen Orten, wo überdies ein starker Regen und heftiger Sturm ihnen weder festen Fuß zu fassen, noch ihre Waffen zu gebrauchen erlaubte. In dieser unglücklichen Stellung wurden sie vom Arminius und den andern deutschen Fürsten von allen Seiten angegriffen, und jene Truppen, welche das viele Gepäcke begleiteten, zuerst niedergehauen. Zwar retteten sich die übrigen noch mit unsäglicher Mühe auf das freye Feld, und suchten sich ferner durch ihre Feinde durchzuschlagen; aber bald kamen sie in einen andern Wald, wurden aufs neue von den Deutschen umringt, und zuletzt durch die Enge der Gegend, wo sie eingeschlossen waren, durch Sümpfe, dichtes Gehölze, und durch das fortdauernde Sturm- und Regenwetter außer allen Stand gesetzt, sich zu vertheidigen. Da nahm sich Varus selbst das Leben, um nicht lebendig in die Hände der Deutschen zu fallen; einige Befehlshaber folgten seinem Beyspiele; andere wurden von den Feinden niedergemacht, zum Theil an Altären ihren Göttern geopfert, und ihre Köpfe als

Siegeszeichen auf die Bäume gesteckt; die übrigen Soldaten verloren auch größtentheils das Leben, oder ihre Freyheit. Die Wuth, welche die Deutschen an den römischen Advocaten ausübten, war ihrem Hasse gegen dieselben ganz gleich. Sie rissen ihnen die Augen aus, hieben ihnen die Hände ab, schnitten ihnen die Zungen aus dem Munde, mit den Worten: **Viper, höre endlich einmal auf zu zischen!** Solchergestalt wurde das schönste Kriegsheer, welches die Römer damals hatten, ohngefähr 50 tausend (*) Mann an der Zahl, von den Deutschen zu Grunde gerichtet. Diese Niederlage des Varus, die allem Ansehen nach im heutigen Bisthum Osnabrück erfolgt ist, hatte für die Deutschen die erwünschte Wirkung, daß die Römer alle ihre Eroberungen in Germanien verlassen mußten. Noch mehr: Deutschland hat es (selbst nach dem Geständnisse der Römer) diesem Siege des Arminius zu danken, daß es nicht unter die Herrschaft der Römer gekommen ist; auch nicht, wie so viele andere Völker, welche dieses Schicksal hatten, seine eigenthümliche Sprache mit der römischen hat vertauschen, und darüber gänzlich einbüßen müssen.

XV. Es war den Deutschen genug, einen so edlen Preis, als die Wiederherstellung ihrer Freyheit war, erfochten zu haben. Sie konnten noch weit mehrere Vortheile aus ihrem Siege ziehen, wenn sie über den Rhein gehen, und die Römer in ihren eigenen Besitzungen angreifen wollten; aber sie dachten an keine ausländischen Eroberungen, nachdem sie dasjenige, was ihnen das Schätzbarste war, von neuem erlangt hatten. Freylich waren die Römer in ihrer ersten Bestürzung über diese Niederlage für Gallien und Italien selbst besorgt. Sogar der Kaiser Augustus ließ einige

(*) Denn es bestand aus 3 der besten und vollzähligsten Legionen, 6 überzähligen Cohorten, und Reiterhaufen, und einer Menge gallischer und anderer Hilfstruppen, ohne den Troß.

einige Monate nach einander, wie es bey der Trauer gewöhnlich war, Haare und Bart wachsen, stieß zuweilen mit dem Kopf gegen die Wand, und schrie: **Quintili Vare! gieb mir meine Legionen wieder!** Alle zu Rom befindliche Deutschen, selbst unter der kaiserlichen Leibwache, wurden aus Mißtrauen gegen sie an andere Oerter gebracht. Es sollte in der Geschwindigkeit ein neues Kriegsheer wider die Deutschen aufgebracht werden; allein die Furcht vor ihnen war so ausserordentlich bey den Römern, daß der Kaiser erstlich einige von den Vielen, die sich weigerten, Soldaten zu werden, ihrer Güter beraubte und für ehrlos erklärte, nachher aber gar etliche solche Widerspenstige hinrichten lassen mußte. Endlich eilte Tiberius mit einem Kriegsheere nach Deutschland, wo er aber nichts, als einige Verwüstungen, unternahm. Er wurde einige Jahre darauf Kaiser; und nunmehr fieng seines Bruders Drusus Sohn, Germanicus, an, den Entwurf, welchen sein Vater zur Eroberung Deutschlands so tapfer gemacht hatte, und weswegen ihm sowohl als seinem Sohne der Name Germanicus (ein Ueberwinder der Deutschen) beygelegt worden war, wieder vorzunehmen. Wirklich fochte er auch mit väterlichem Glücke gegen die Deutschen, besonders an der Weser, nachdem er mit seiner Flotte in die Ems eingelaufen war, schlug den Arminius selbst zurück, und verheerte viele deutsche Länder. Allein er fand auch oft den muthigsten Widerstand, verlor bey allen diesen siegreichen Zügen eine Menge Soldaten, und konnte doch immer nicht weit über den Rhein hinüber das römische Gebiet erweitern.

XVI. Die Deutschen würden wenigstens noch lange von diesem vortrefflichen römischen Helden beunruhigt worden seyn, wenn ihn nicht Tiberius, theils aus Eifersucht über seine rühmlichen Thaten, theils deswegen zurückberufen hätte, weil dieser Kaiser, der List und Verstellung mehr liebte, als eine offene und gerade Aufführung, sich vorgenommen hatte, die Deutschen durch ihre eigene Uneinigkeit und Händel, die er unter

ihnen stiften oder vermehren wollte, zu entkräften. Sie hatten allerdings Parteyen und Streitigkeiten unter sich: sie führten auch nicht selten Kriege miteinander; wozu bey Nationen, welche nichts Höheres kennen, als Tapferkeit in den Waffen, die Gelegenheit täglich entstehen kann. Der Schwiegervater des Arminius hatte sich den Römern ergeben; er war zugleich Schuld daran, daß seine Tochter, die Gemahlinn dieses Heerführers, und von einem gleich standhaften Geiste wie er, in die römische Gefangenschaft gerieth. Sogar ein Bruder des Arminius hatte römische Kriegsdienste genommen. Er machte ihm einst darüber, als die beyderseitigen Heere einander gegenüber standen, die bittersten Vorwürfe, als einem Manne von knechtischem Geiste, einem Verräther seines Vaterlandes; und es fehlte wenig, daß die beyden Brüder nicht einander feindlich begegnet wären. Bald kam es auch zum Kriege zwischen dem Marbod und Arminius. Jener hatte sich eigenmächtig zum Könige aufgeworfen, und immer mehr deutsche Völker unter seine Bothmäßigkeit gezwungen; er hielt ein Kriegsheer nach römischer Art, täglich gefährlicher für die allgemeine deutsche Freyheit. Desto mehr haßte man ihn, und einige Völker entzogen sich seiner Herrschaft wieder, um sich in den Schutz des Arminius zu begeben. Dieser hingegen wurde als der Retter der Freyheit seines Vaterlandes verehrt; doch waren Fürsten unter seinen Anverwandten selbst auf ihn so eifersüchtig, daß sie zu seinen Feinden übergiengen. Die beyden Könige lieferten sich eine Schlacht, in der man bereits regelmäßige Kriegskunst der Römer mit alter deutscher Tapferkeit vereinigt sah. Zwar gewann sie keiner von beyden ganz; aber Marbods Soldaten giengen nun zum Arminius über. Marbod selbst bat die Römer um Hülfe gegen den Fürsten der Cherusker; die Tiberius zwar abschlug, aber doch den Drusus als Friedensvermittler abschickte: allein insgeheim unterstützten sie einen muthigen Feind des Marbod dergestalt, daß dieser aus seinem Reiche zu den Römern flüchten mußte. Auch in diesem Unglücke verließ ihn sein Stolz

nicht;

nicht; er schrieb an den Tiberius, als er Zuflucht bey ihm suchte: es hätten ihn zwar viele Nationen zu sich eingeladen; er wolle aber der Freundschaft der Römer den Vorzug geben.

XVII. Eben diese Händel und Feindschaften der Deutschen unter einander kosteten auch nicht lange darauf ihren großen Heerführer Arminius das Leben. Die rühmlichsten und vor vielen andern hervorragenden Thaten erwecken oft am ersten Neid und Haß; zumal wenn derjenige, der sie verrichtet hat, ungemeines Ansehen dadurch erwirbt. Ein deutscher Fürst begehrte sogar Gift von dem Kaiser Tiberius, um den Arminius damit aus dem Wege zu räumen. Vermuthlich hatten die ehrlichern Deutschen dieses abscheuliche Mittel, sich ihrer Feinde zu entledigen, bisher gar nicht gekannt, weil sie es von Rom her verlangten; aber sogar ein Tiberius versagte es dem ausgearteten Deutschen. Unterdessen kam doch Arminius in Kurzem ums Leben. Man beschuldigte ihn, daß er nach der königlichen Macht strebe: die Freyheitsliebe seiner Nation brach darüber in einen Krieg aus, in welchem er durch die Treulosigkeit seiner Anverwandten, die ihn vermuthlich unverdienter Weise verhaßt gemacht hatten, getödet wurde. Dieser Befreyer von Deutschland lebte nur sieben und dreyßig Jahre, von welchen er zwölf hindurch seine Cherusker im Kriege angeführt hatte. Er hat zwar in Schlachten der vollkommenern Geschicklichkeit und Erfahrung der Römer zuweilen weichen müssen; aber überhaupt genommen, haben sie ihn nicht überwunden. Sein Ruhm ist desto größer, da er dem römischen Reiche, nicht etwa zur Zeit, da es einen schwachen Anfang hatte, sondern da es am mächtigsten und blühendsten war, so glücklich widerstanden hat. Die Deutschen erhielten sein Andenken in Liedern, welche sie ihm zu Ehren noch lange nachher sangen. Siebenhundert und mehr Jahre nach ihm fand man noch unter den Deutschen, ohngefähr in derselben Gegend von Westphalen, wo er den herrlichen Sieg über den Varus erfochten

hatte, ein geheiligtes Denkmaal unter dem Namen der Irmensäule. Allem Ansehen nach war es eine Säule des Hermann, oder Arminius, dessen Heldenthaten, und nachmals vielleicht selbst seiner göttlichen Verehrung man sie gewidmet hatte. Noch in den neuesten Zeiten haben treffliche deutsche Dichter das Gedächtniß dieses deutschen Helden erneuert.

XVIII. Aber ungeachtet dieser innerlichen Unruhen bey den Deutschen blieb doch Deutschland selbst frey von der römischen Herrschaft. Es hatte den Römern seine Gesinnungen und Kräfte hinlänglich gezeigt; und diese mußten unter den schlechten Kaisern, die sie eine Zeit lang hatten, froh seyn, wenn ihr Reich nicht selbst angegriffen wurde. Sie bemühten sich also nur, die Einfälle der Deutschen in Gallien abzuwehren, auch große Haufen von Deutschen, besonders von denen, welche auf ihrer Seite des Rheins wohnten, in ihre Kriegsdienste zu ziehen, weil nicht allein die Tapferkeit derselben viel versprach, sondern auch die alten Unterthanen des Reichs immer weniger Lust an Feldzügen fanden. Die Friesen (im heutigen Westfriesland, Gröningen, einem Theile von Oberyssel ꝛc.) waren vom Drusus so weit gebracht worden, daß sie den Römern jährlich einen Zins von einer gewissen Anzahl Ochsenhäute zum Gebrauche ihrer Kriegsheere bewilligten; als sie aber deswegen gemißhandelt und gedrückt wurden, griffen sie zu den Waffen, und setzten sich wieder in Freyheit. Einige Zeit darauf kamen sie zwar wieder unter römische Bothmäßigkeit, behielten aber doch stäts ihre freye und hohe Denkungsart bey. Zwey Fürsten der Friesen kamen einst nach Rom, um von dem Kaiser Nero eine gewisse Vergünstigung zu erlangen. Man führte sie daselbst unter andern in einen der größten Schauplätze, damit sie sich von der Menge des römischen Volks einen Begriff machen könnten. Hier erblickten sie, als ihnen die ganze Einrichtung erklärt wurde, einige Ausländer auf den Sitzen der Senatoren. Als sie auf ihr Befragen, wer diese wären, erfuhren, man erweise diese Ehre den Gesandten solcher Nationen,

welche sich durch Tapferkeit und Freundschaft mit den Römern hervorgethan hätten, riefen sie sogleich aus: **Kein Mensch übertrifft die Deutschen an Tapferkeit oder Treue!** und setzten sich ohne weitere Umstände unter die Senatoren. Diese schnelle Bewegung, die aus dem Bewußtseyn ihrer Vorzüge entstand, gefiel allen Anwesenden.

XIX. Um diese Zeit also, ohngefähr fünfzig Jahre nach Christi Geburt und drüber hinaus, hatte sich das alte von den Römern sogenannte **große** oder **barbarische Germanien** noch überaus wenig verändert. Nur die Völker, welche es ehemals bewohnten, waren zum Theil in andere Gegenden gezogen. Aber sonst war die Gemüthsart der Einwohner, ihr sehr geringes Maaß von Kenntnissen und Bequemlichkeiten, der Umfang ihrer Sitten und Beschäfftigungen, bis auf einige Kleinigkeiten, welche sie von den Römern angenommen hatten, noch immer einerley. Der Anbau ihres Landes war auch so wenig gestiegen, daß ihn vielmehr die häufigen Kriege mehr gehindert hatten. Die Deutschen bedienten sich der Gaben und Vortheile der Natur in ihrem Vaterlande, von denen noch so viele vor ihnen verborgen lagen, so wie sich ihnen dieselben darboten, ohne ausnehmende Kunst, sie anzuwenden oder zu vermehren. Ein Römer, Curtius Rufus, vielleicht der Geschichtschreiber dieses Namens, entdeckte zu dieser Zeit in der heutigen Wetterau ein Silberbergwerk, das jedoch wegen seines schlechten Ertrags bald wieder verlassen wurde. Allein die Deutschen selbst wußten noch nichts von solchen Schätzen ihres Vaterlandes. Andere natürliche Reichthümer, nach denen sie nicht erst mühsam zu forschen brauchten, erregten zuweilen blutige Händel unter ihnen. So bekriegten sich die **Hermunduren** und die **Chatten**, welche Völker im jetzigen Franken an einander gränzten, wegen der Salzquellen, welche nahe an einem Flusse an der Gränze zwischen beyden Völkern lagen. Beyde wollten sich dieselben zueignen; zumal da sie glaubten, diese Gegend müsse dem Himmel näher seyn, als irgend

eine

eine andere, und das Gebet der Menschen müsse daher dort weit geschwinder, als anderswo, von den Göttern gehört werden, weil diese aus besonderer Gnade daselbst das Salz auf eine ungewöhnliche Art hervorkommen ließen. Denn bey andern Völkern bekam man es durch Austreten des Meers, wenn das salzige Wasser desselben vertrocknete; hier aber erlangte man es, indem die Soole auf einen brennenden Holzstoß gegossen wurde. Die Hermunduren behielten in diesem Kriege die Oberhand, und opferten darauf die gefangenen Feinde, Pferde und die übrige Beute ihren Göttern.

XX. Auch Städte gab es noch im eigentlichen Deutschlande nicht. Dagegen hatten die Römer desto mehrere derselben in dem von ihnen genannten dießseitigen oder Ober- und Nieder-Germanien, mithin auch großentheils in dem heutigen Deutschlande angelegt. Da sie nämlich von Gallien und Italien aus sich dem Rhein und der Donau näherten, errichteten sie an denselben Pflanzstädte von Haufen ihrer überflüssigen Mitbürger und Deutschen in ihrem Gebiete, auch Festungen und Standläger von Kriegsvölkern, zur Beschützung ihrer dortigen Gränzen. Daraus entstanden nach und nach viele Städte längst diesen beyden Flüssen. Die meisten davon sind noch übrig, oder wenigstens, nach manchen erlittenen Zerstörungen und Verwüstungen ziemlich an ihrem alten Platze wieder aufgebauet worden; und sie verrathen selbst durch ihre neuern Namen noch den römischen Ursprung. Darunter gehören nebst vielen andern: **Oppidum Ubiorum**, nachher **Agrippinensis Colonia**, jetzt **Köln**; **Bonna**, jetzt **Bonn**; **Confluentes** (das heißt, eine Stadt am Zusammenflusse der Mosel und des Rheins) nachher auch **Legio Trajana**, jetzt **Koblenz**; **Bingium**, jetzt **Bingen**; **Magontiacum** (in der Folge auch Mogontiacum, Magontiacus ꝛc.) jetzt **Mainz**; **Colonia Treverorum**, **Augusta Treverorum** oder in **Treveris**, **Treviri**, jetzt **Trier**; **Borbetomagus**, **Civitas Vangionum**, **Vangiones**, jetzt **Worms**; **Noviomagus**,

magus, Civitas Nemetum, jetzt Speyer; Argentoratum, Civitas Argentoratensium, jetzt Straßburg; Campodunum, jetzt Kempten; Augusta Vindelicorum, jetzt Augsburg; Reginum, Castra Regina, jetzt Regensburg; Castra Batava, Oppidum Batavinum, jetzt Passau; Lentia, jetzt Linz; Vindobona (das zu Pannonien gerechnet wurde) jetzt Wien; und mehrere andere. Aber die Einwohner des freyen Deutschlands verabscheuten noch jede Stadt, als ein mit Mauern umgebenes Gefängniß; und zu ihrer Sicherheit verlangten sie Städte am wenigsten, da ihnen ihr Muth dazu vollkommen hinlänglich schien. Daher verlangten die Tenkterer, ein westphälisches Volk, von den Ubiern, unter welchen eben die Römer Colonia Agrippinensis angelegt hatten, sie möchten die Mauern dieser Stadt, durch welche nur ihre Knechtschaft befestigt würde, niederreißen. Sie setzten hinzu, selbst die wilden Thiere vergäßen ihre edle Stärke, wenn man sie eingeschlossen hielte; die beyden Ufer des Rheins sollten künftig wieder, wie von ihren Vorfahren, von beyden Nationen ohne alle Einschränkung bewohnt werden; die Natur habe allen Menschen, so wie den Tag, also tapfern Männern insonderheit, alle Länder geöffnet; die Ubier müßten ihre väterlichen Sitten wieder hervorsuchen, und die Wohllüste wegwerfen, durch welche die Römer über ihre Unterthanen mehr vermöchten, als durch die Waffen. Die Deutschen, welche so sprachen, hatten es sehr wohl gemerkt, welche eigennützige Absichten die Römer dabey hegten, indem sie die Deutschen in Städten zu versammeln, und mit sich zu vereinigen suchten. Der Vorwand war: sie wollten dadurch diesen Völkerschaften ein ruhigeres Leben, eine bessere bürgerliche Einrichtung und mildere Sitten verschaffen. Allein so lange die Deutschen zerstreuet auf dem Lande herum lebten, blieben sie roher, und eben daher auch kriegerischer. Sobald sie sich hingegen an Städte, und darin an die sogenannte feine Lebensart der Römer, an ausgesuchte Mahlzeiten, öffentliche Bäder, und andere dergleichen Unterhaltungen der Weichlichkeit

gewöhn-

gewöhnten, wurden sie geselliger, üppiger, aber auch den Römern weniger furchtbar.

XXI. Deutsche und Römer machten diese Erfahrung in einem für die Letztern sehr gefährlichen Kriege, der eben zu den jetzt erzählten Vorwürfen der Tenkterer Gelegenheit gab. Ein deutsches Volk in den heutigen vereinigten Niederlanden, die Bataver, von denen ihr zwischen den Armen und Mündungen des Rheins liegendes Land die Insel der Bataver genannt wurde, griff die Römer gegen das Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung mit einem unerwartet großen Erfolge an. Die Bgtaver waren schon lange wegen ihrer vorzüglichen Tapferkeit berühmt, und seit einiger Zeit Bundsgenossen der Römer geworden. Diesen stellten sie öfters eine Anzahl Soldaten, besonders Reiter, die so trefflich geübt im Schwimmen waren, daß ganze Schwadronen derselben über die stärksten Flüsse setzen konnten. Allein die wiederholten Werbungen der Römer verursachten nach und nach Mißvergnügen; besonders da einige schändliche Ausschweifungen bey denselben begangen wurden. Die Deutschen fiengen überhaupt an, die Römer zu verachten, als sie sahen, daß der beste Theil ihrer Kriegsvölker Ausländer wären, mit denen sie gleichwohl eine auswärtige Nation nach der andern zu bezwingen suchten. Durch diese Vorstellungen munterte ein Bataver von königlichem Stamme, Civilis, seine Landsleute auf, die Römer aus ihrer Insel zu vertreiben. Das that er auch gar bald, als zwo andere benachbarte deutsche Nationen sich mit ihm vereinigten; eroberte die römische Flotte auf dem Rhein, deren meiste Ruderknechte ohnedieß Bataver waren; unternahm es nicht nur, der römischen Herrschaft längst diesem Flusse hinauf ein Ende zu machen, sondern auch den Galliern wieder zu ihrer Freyheit zu verhelfen; zog mehrere deutsche Völker in sein Bündniß, und nöthigte endlich ein ganzes Lager römischer Kriegsvölker, sich ihm zu ergeben. Nach dieser That glaubte Civilis, daß er sein Haar und seinen Bart wieder abschneiden dürfe: denn er hatte nach der Gewohnheit

anderer

anderer deutscher Völker ein Gelübde gethan, beydes so lange wachsen zu lassen, bis er etwas Großes gegen die Römer würde verrichtet haben. Nun zerstörten auch die Deutschen alle Standläger und Festungen der Römer am Rhein, nur die zu Mainz und Windisch in Helvetien nicht; die Gallier fiengen an sich gegen die Römer zu empören: und da die Letztern eben damals durch bürgerliche Kriege zwischen ihren Kaisern selbst zerrüttet wurden, so hatte es das Ansehen, als wenn sie bis an die Alpen zurückgetrieben werden würden. Nachdem sich aber Vespasianus auf dem Throne befestigt hatte, wurde dieser Krieg halb geendigt, ohne daß weder Deutsche noch Römer völlig die Oberhand behalten hätten. Die Bataver kamen zwar wieder in die alte Verbindung mit den Römern; allein sie hatten sich nun bey denselben in ein solches Ansehen gesetzt, daß sie keine von den alten Bedrückungen mehr fürchten durften. Ueberhaupt belehrte der batavische Krieg die Deutschen, daß sie bisher vornehmlich durch ihre Uneinigkeit Schuld daran gewesen wären, wenn sie von den Römern bisweilen überwunden worden; ja daß sie durch die Lage ihrer Länder, und durch die Beschaffenheit der römischen Kriegsheere große Vortheile zum Angriffe auf dieselben hätten. Daher setzten sie auch denselben nicht nur über den Rhein, sondern selbst gegen die Donau zu, auf die römischen Länder immer fort. Bald brachten sie den Römern, bald diese ihnen hinwiederum Niederlagen bey. Es geschah sogar, daß die Kaiser den Frieden, oder das Aufhören der Streifereyen, mit Geld von den Deutschen erkaufen mußten. Endlich wußte Trajanus um das Jahr 100 der christlichen Zeitrechnung die fortdauernden Einfälle der Deutschen, welche im Winter über die gefrornen Flüsse zogen, durch seine wachsame Tapferkeit auf eine Zeitlang zu hindern.

XXII. Unter der Regierung dieses Kaisers wurde von einem Römer ein Buch geschrieben, das wir Deutsche noch mit dankbarem und sehr lebhaftem Vergnügen lesen, weil es die genaueste und vollständigste Beschrei-

schreibung des alten Deutschlands, seiner Einwohner und ihrer Sitten enthält, die wir aus diesen frühern Zeiten haben. Ja es ist selbst für viele andere europäische Nationen, deren Verfassung von dem ältesten Zustande der Deutschen so viele Spuren an sich trägt, ungemein schätzbar. Das ist des Tacitus Germania. Was Julius Cäsar von eurem Vaterlande und euren ältesten Vorfahren wußte, das ist euch bereits oben mitgetheilt worden; aber es war nur wenig und dunkel. Seit dem hingegen hatten die Römer so viele Kriegszüge vom Rhein an die Weser und Elbe gethan, ihr Gebiet bis an die Donau ausgebreitet, mit manchen Völkern Verbindungen, selbst der Handelschaft wegen, getroffen; sie hatten von der Ostsee her, aus dem heutigen Preussen, den Bernsteinhandel mitten durch das jetzige Polen, oder damalige Sarmatien, wo auch verschiedene deutsche Völker saßen, in ihr Land nach Pannonien getrieben; es waren auch seitdem viele Deutsche nach Rom gekommen, und noch weit mehrere hatten unter den Römern Kriegsdienste gethan. Durch alle diese Mittel waren die Deutschen den Römern ziemlich wohl bekannt geworden; Tacitus aber beobachtete Manches an ihnen, das der gemeine Haufe übersah, und das doch am lehrreichsten war. Er beschrieb nicht nur überhaupt für seine Landsleute Deutschland und dessen Einwohner: sondern er suchte ihnen auch vornehmlich diejenigen deutschen Sitten und Einrichtungen zu zeigen, welche von der Römer ihren am meisten abwichen, und die letztern dadurch zum Theil zu beschämen. Freylich verstand er die Sprache, oder vielmehr die verschiedenen Mundarten der Deutschen nicht; er mußte auch ohnedieß die deutschen Namen und Wörter in lateinischen Gestalten und Endigungen ausdrücken: so wie er Gebräuche und Anstalten der Deutschen, die mit den römischen einige Aehnlichkeit hatten, selbst mit römischen Namen belegte, um sie deutlich zu machen. Daraus mögen einige kleine Versehen in seiner Erzählung entstanden seyn; und andere daher, weil er nicht eine Zeit lang in Germanien gelebt hatte. So legt er den Germaniern römische Götter

bey,

bey, weil sich diejenigen, welche von ihnen verehrt wurden, einigermassen mit den römischen vergleichen ließen. Unterdessen hat Tacitus im Ganzen bey seiner Beschreibung Germaniens alle Glaubwürdigkeit für sich. Sein angenehmes und nützliches Werkchen ist zwar erst vor Kurzem in einer wohlgerathenen deutschen Uebersetzung gedruckt worden, in der sie alle Deutsche lesen sollten. Da es uns aber in dieser Geschichte hauptsächlich darum zu thun ist, die Gemüthsarten, Neigungen und Sitten der merkwürdigsten Völker, auch die sonderbarsten Veränderungen der Länder, welche sie bewohnt haben, kennen zu lernen: so ist hier der schicklichste Ort, euch vom Tacitus erzählen zu lassen, wie euer Vaterland und eure Vorfahren, ungefähr vor siebzehnhundert Jahren, beschaffen gewesen sind. Dabey werden sich auch einige Zusätze aus der Naturgeschichte des ältern Plinius anbringen lassen, der kurz vor dem Tacitus gelebt, und in Deutschland selbst Kriegsdienste gethan hatte, ingleichen aus einigen andern römischen Schriftstellern dieser Zeit.

Natürliche Beschaffenheit Germaniens.

XXIII. Damals also wurde Germanien durch den Rhein und die Donau von Gallien, Rhätien und Pannonien, von Sarmatien und Dacien aber (zu welchem letztern Lande Siebenbürgen, die Moldau und Wallachei ꝛc. gehörten) durch beyderseitige Furcht der Völker, oder durch Berge getrennt. Mithin erstreckte es sich gegen Morgen bis an die Weichsel und die karpathischen Gebirge hin. Gegen Mitternacht aber machte der Ocean mit seinem weitgedehnten Busen und dem unermeßlichen Raume seiner Inseln (die Römer hielten das große Skandinavien, Norwegen und Schweden, für eine Insel) die Gränze des Landes. Deutschland war zu dieser Zeit ein rauhes, unter einem unfreundlichen Himmelsstriche liegendes, so unförmlich gestaltetes und so schlecht angebautes Land, daß es nur denjenigen gefallen konnte, die darin gebohren waren. Da es überall voll von ungeheuern Waldungen und

Sümpfen war; so wurde es dadurch kalt und feucht. An sich war es ziemlich fruchtbar; nur trug es gar keine Obstbäume, weil man keine Versuche damit anstellte. An der andern Seite des Rheins, von Gallien her, waren jedoch Kirschbäume von den Römern gepflanzt worden, deren Frucht eine aus Schwarz, Roth und Grün zusammengesetzte Farbe hatten. Wildwachsende Kräuter und Pflanzen kamen hin und wieder hervor; wie eine Gattung von Pastinakwurzel, Spargel und ungemein großer Rettich. Was die Deutschen selbst bauten, war hauptsächlich Gerste und Haber; anderes Getraide weit seltener. Dagegen trieben sie die Viehzucht desto stärker; wiewohl ihr meistes Vieh klein, und selbst das Rindvieh weder fett war noch große Hörner hatte. Unterdessen waren zahlreiche Heerden ihre einzigen und angenehmsten Reichthümer. Hin und wieder gab es Salzquellen in ihrem Lande: aber noch hatten sie keine Gold- und Silber-Minen entdeckt und bearbeitet. Ob ihnen, setzt Tacitus dazu, die Götter diese edlen Metalle aus Gnade oder im Zorne versagt haben, kann ich nicht bestimmen. Für seine Römer sind sie wenigstens, so wie für andere Nationen, welche ihren Ueberfluß an Gold und Silber gemißbraucht, oder immer mit unersättlicher Begierde vermehrt haben, ein sehr schädliches Gut geworden. Den Deutschen (nur Wenige an den römischen Gränzländern ausgenommen) waren sie gleichgültig; sie achteten silberne Gefäße nicht höher als irdene.

Gestalt, Nahrung, Erziehung und Lebensart der Deutschen.

XXIV. Die Deutschen selbst waren durchgehends auf einerley Art gebildet; zu einem Beweise, daß sie sich niemals mit andern Nationen vermischt hatten. Sie waren alle groß, hatten furchtbare blaue Augen, und gelbliches oder hochblondes Haar. Ihre Körper waren zum ungestümen Angriffe vollkommen geschickt; nicht eben sowohl zum Arbeiten aufgelegt; sie konnten weder Durst noch Hitze ertragen; desto leichter aber

Kälte

Kälte und Hunger. Die härtere Himmelsgegend, unter welcher sie lebten, die ungekünstelte Nahrung, deren sie sich bedienten, ihre ganze strenge Lebensart und die häufige Uebung ihrer Kräfte, trugen sehr viel zu ihrer körperlichen Stärke bey. Ihre Speisen waren wildes Obst, frisches Wildpret, geronnene Milch und Habermus. Zum Tranke gebrauchten sie ein aus Gerste oder anderm Getraide verfertigtes Bier. Die am Rhein wohnenden handelten auch wohl Wein aus dem römischen Gebiete ein. Jedes Kind wurde von seiner Mutter gesäugt, und man kannte bey ihnen keine Ammen. Der Herr genoß keine zärtlichere Erziehung als der Knecht. Beyde lagen unter einerley Vieh, und auf einerley Erde, bis das reifere Alter die freyen Jünglinge von den Leibeigenen absonderte. Sie hatten nur ein einziges Schauspiel bey allen ihren Versammlungen. Nackende Jünglinge tanzten nämlich zwischen bloßen Schwertern und Lanzen herum; aber nicht um Lohn, sondern als ein kunstmäßiges Spiel für sich, und zum Vergnügen der Zuschauer. Krieg oder Jagd war ihre abwechselnde Beschäfftigung: hatten sie keine von beyden, so konnten auch die Tapfersten unter ihnen Tage lang müßig bleiben. Ihr Hauswesen und die Bestellung des Ackers überließen sie den Weibern, den Alten, und überhaupt den schwächlichen Leuten ihrer Familie; sie selbst aßen und schliefen nur alsdenn. Von diesen unsern Vorfahren, die sich auf eine Bären- oder andere Thierhaut hinstreckten, während daß Andere um sie herum geschäfftig waren, pflegt man noch in manchen Gegenden einen nichtswürdigen Müßiggänger einen **Bärenhäuter** zu nennen. Aber eben diese Leute, welche zur häuslichen Arbeit träge waren, weil es ihnen zu gering und niedrig vorkam, Kräfte und Schweiß darauf zu verwenden, gaben ihre Ruhe sogleich auf, wenn sich eine Gelegenheit fand, sich in Gefahren und selbst mit Verspritzung ihres Bluts hervorzuthun.

Ihr kriegerischer und freyheitliebender Geist.

XXV. Ihre ganze Neigung nämlich war auf Krieg und Freyheit gerichtet. Nichts zu thun, als was ihnen selbst beliebte: diese Gesinnung hatten sie mit allen sich selbst überlassenen Menschen gemein. Aber daß sie dem Triebe zu einem ungebundenen Leben so eifrig nachhiengen, und zugleich unaufhörlich bereit waren, sich nicht nur dabey mit Gewalt zu schützen, sondern auch Andere aus Lust und Ehrbegierde anzufallen, das kam großentheils von der Beschaffenheit ihres Landes und ihrer Lebensart her. Sie hatten sehr wenige Bedürfnisse, und fühlten, was so viele Millionen gesitteter Menschen vergessen haben, daß die Natur des Menschen überaus leicht zu befriedigen sey. Desto weniger wurden sie gereizt, sich Andern für irgend einen Preis zu unterwerfen. Kaum hatten sie einigen Anfang gemacht, ihr Land durch Fleiß und Versuche zu nützen; aber auch der geringe Ertrag desselben war für sie hinlänglich. Fanden sie bey benachbarten Völkern etwas, das ihnen gefiel, so glaubten sie, daß sie sich desselben, wie solcher Güter auf der Welt, die allen Menschen gemein sind, bemächtigen könnten. Vertheidigte der Besitzer sein Eigenthum, so entstanden Schlägereyen und Kriege. Sie hatten die Meynung, wie noch manche rauhere Völker in auswärtigen Welttheilen, daß derjenige, welcher Kräfte genug besitzt, sich etwas anzumaßen, auch an Alles ein Recht habe. Und die Deutschen waren sich ihrer vorzüglichen Leibesstärke sehr wohl bewußt. Ihre von Jugend auf abgehärteten Körper nahmen fast allein zu; der Geist hingegen bekam kaum zuweilen eine seiner würdige Beschäfftigung, und nahm hauptsächlich nur an den körperlichen Vorzügen Antheil. Da sie auch in ihren waldigen und sumpfigen Ländern oftmals von wilden Thieren beunruhigt wurden, so war ihnen die Jagd bald nothwendig; und die Jagd ist eigentlich eine Vorbereitung zum Kriege, welche zuerst Thiere, dann Menschen bekämpfen lehrt. Man setze noch hinzu, daß die Deutschen aus den siegreichen Proben ihrer Tapferkeit,

keit, aus der gemachten Beute und den gefangenen Leibeigenen das höchste Vergnügen schöpften, dessen sie nach dem Maaße ihrer Verstandskräfte fähig waren: und man wird sich nicht wundern, daß der Krieg ihre liebste und beynahe einzige Beschäfftigung gewesen ist.

Ihre kriegerischen Gebräuche, Waffen, Kriegsheere, Feldherrn, Schlachtgesänge ꝛc.

XXVI. Ueberall zeigten sich daher bey den Deutschen, und selbst bis in ihre Religion, Spuren von diesem kriegerischen Geiste. Sobald sie aufstanden, welches selten vor Tages Anbruch geschah, wuschen sie sich meistentheils mit warmem Wasser, wegen ihres langen Winters. Jeder aß darauf an seinem besondern Tische, und nun gieng er bewaffnet zu seinen Verrichtungen, selbst in die öffentliche Versammlung der Nation, oder zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Es war aber bey ihnen nicht gewöhnlich, daß Jemand die Waffen eher anlegte, als bis die ganze Gemeine, zu der er gehörte, ihn für tüchtig erkannt hatte, dieselben zu tragen. Alsdann schmückte selbst in öffentlicher Versammlung einer der Vornehmsten, oder der Vater, oder ein Anverwandter, den Jüngling mit Schild und **Pfriem.** (So nannten sie einen Spieß oder eine Pike, mit einem schmalen und kurzen Eisen, das aber so scharf und brauchbar war, daß sie sowohl in der Nähe als in der Ferne damit fechten konnten.) Dieses war das erste Ehrenzeichen des Jünglings: bis dahin gehörte er seinem Hause, seit dem aber dem gemeinen Wesen zu. Wenn in einem deutschen Lande Friede und Ruhe etwas lange fortdauerte: so begaben sich die meisten edlen Jünglinge desselben zu solchen Nationen, die eben einen Krieg führten, um nicht unthätig zu seyn, sich in Gefahren rühmlichst auszuzeichnen, und eine große Begleitung von tapfern Mitstreitern zu erhalten. Außer den schon gedachten Waffen hatten ihre Reiter keine andere; das Fußvolk aber schoß eine Menge Pfeile in einer sehr großen Weite ab. Es war gar nicht,

oder nur leicht bekleidet, ohne alles Gepränge: nur daß sie ihre Schilder mit auserlesenen Farben bezeichneten. Wenige hatten einen Harnisch; kaum einer oder der andere trug einen Helm oder eine Sturmhaube. Die Stärke ihrer Kriegsheere bestand eigentlich im Fußvolke, welches, weil es überaus schnell zu Fuße war, mit der Reiterey vermischt, und an die Spitze der Schlachtordnung gestellt wurde. Im Treffen hielten sie es nicht für Furcht, sondern vielmehr für Klugheit, zuweilen von seinem Platze zu weichen, wenn man nur gleich wieder vorrückte. Auch in Schlachten von ungewissem Ausgange nahmen sie ihre Todten mit sich fort. Den Schild im Stiche zu lassen, war die größte Schande. Wer damit gebrandmarkt war, durfte weder gottesdienstlichen Gebräuchen, noch der öffentlichen Versammlung beywohnen: Viele von solchen endigten daher ihr schimpfliches Leben mit dem Strange. Ihre Heerführer oder Feldherren wurden aus den Allertapfersten gewählt: sie hatten aber keine Macht; sondern das Beyspiel, welches sie dem ganzen Heere gaben, verschaffte ihnen Bewunderung und Ansehen. Sie durften auch Niemanden strafen noch fesseln, nicht einmal schlagen: dieses war allein den Priestern erlaubt; aber nicht als Strafe, oder als wenn es auf Befehl des Feldherrn geschähe, sondern als wenn es Gott selbst verordnet hätte, der ihrer Meynung nach bey den Kriegern zugegen war. Daher trugen sie auch gewisse Bilder von Thieren aus ihren heiligen Wäldern in die Schlacht. Vor und in derselben stimmten sie kriegerische Gesänge an. Ein solches Lied hieß von den Verfassern, den Barden, welche die Dichter der Nation waren, ein Bardiet; und aus dem Singen desselben schlossen die Deutschen auf den Ausgang der bevorstehenden Schlacht. So wie dieser Gesang ertönte, waren sie schrecklich oder schüchtern; es schienen nicht sowohl Worte, als eine zusammenstimmende Tapferkeit zu seyn. Besonders wählten sie dazu rauhe Töne, und ein halb ersticktes Murren, indem sie die Schilder an den Mund hielten, damit die wiederhallende Stimme desto voller und stärker würde. Was aber ihre Tapfer-

keit

keit vornehmlich anspornte, war dieses, daß sie nicht von ohngefähr in Haufen zusammentraten, sondern daß ganze Familien und Verwandtschaften in der Schlacht beysammen standen. Noch mehr: in der Nähe befanden sich ihre Weiber und Kinder, deren Geheule und Winseln sie hören konnten. Das waren für einen Jeden die wertheften Unterpfänder und Zeugen und die größten Lobredner. Zu ihren Müttern und Ehefrauen kamen sie, wenn sie verwundet waren; diese zählten und schätzten ihre Wunden, so wie sie auch den Fechtenden Speise reichten, und sie aufmunterten. Es sind sogar einige deutsche Kriegsheere, welche bereits zu wanken anfiengen, von den Weibern zum Stehen gebracht worden, indem diese nicht aufhörten zu flehen, ihre Brust selbst den Waffen darboten, und ihre nahe Gefangenschaft vorstellten, als welche den Deutschen ganz unerträglich war.

Ihre Religion, Götter, geheiligte Wälder, Priester und heilige Frauensperfonen.

XXVII. Ohnerachtet aber bey den Deutschen dieser Zeit kriegerische Gesinnungen und Thaten über alles Andere giengen, so waren sie doch dadurch keineswegs in eine solche Wildheit verfallen, daß sie die Hochachtung gegen Religion, ehrbare und tugendhafte Sitten vergessen, oder ohne gute bürgerliche Einrichtungen gelebt hätten. Es pflegt sonst leicht zu geschehen, daß derjenige, der Alles mit den Waffen in der Hand ausführt, sich unglücklicherweise einbildet, er sey an keine göttliche und menschliche Gesetze gebunden. Die Deutschen irrten zwar in der Religion fast so sehr, als alle andere heidnische Völker; doch hatten sie auch darin manches Eigenthümliche. Sie hatten die Gestirne, welche so wohlthätig auf die Welt wirken, und selbst die Erde, (oder Hertha, wie sie damals sprachen,) wegen ihrer Fruchtbarkeit, zu Göttern und Göttinnen gemacht. Auch einigen ihrer Helden, deren Thaten sie immerfort in Liedern besangen, hatten sie nach und nach eine göttliche Verehrung zu erweisen angefangen.

Allein sie legten ihren Göttern und Göttinnen nicht, wie die Griechen und Römer, menschliche Laster und Fehler, sondern meistentheils tapfere und großmüthige Handlungen bey. Sie unterschieden sich auch dadurch von jenen weit gesittetern Nationen, daß sie glaubten, die Götter wären zu groß, als daß man sie in die Wände eines Tempels einschließen, oder sie in menschlicher Gestalt abbilden dürfte. Bloß Wälder und Haine weihten sie denselben, und nannten den geheimen düstern Theil davon, der ein gewisses Schaudern erregte, mit dem Namen ihrer Götter. Diesen brachten sie daselbst durch ihre Priester Opfer, zuweilen selbst geschlachtete Menschen. Ihre weissagenden Frauenspersonen standen noch immer, wie zu Cäsars Zeit, in großer Ehrerbietung bey ihnen; sie glaubten, es sey in ihnen etwas Göttliches und Prophetisches, und folgten in den wichtigsten Angelegenheiten ihren Aussprüchen. Um die Zukunft zu erforschen, bedienten sie sich allerley Wahrsagerkünste und Loose, von Baumreißern, vom Fluge und Singen der Vögel, vom Wiehern ihrer weißen heiligen Pferde, und vom Ausgange eines deswegen angestellten Zweykampfs (*) hergenommen: in der abergläubischen Einbildung, daß die Götter darein Anzeigen und Rathschläge für sie gelegt hätten. Daß sie aber nach dem gegenwärtigen Leben ein anderes, und die Unsterblichkeit der Sele glaubten, führte sie desto unerschrockener in Schlachten, und dem Tode selbst entgegen, weil sie sich nach demselben eine gewisse Glückseligkeit, freylich nur in sinnlichen Vergnügungen, versprachen.

Tugen-

(*) Diesen stellten sie an, um den Ausgang eines schweren Krieges zu erforschen. Sie ließen nämlich einen Gefangenen von der Nation, womit sie kriegten, mit einem ihrer Landesleute, Jeden in seiner gewöhnlichen Rüstung fechten, und schlossen aus dem Erfolge auf den Ausgang des Krieges.

Tugenden und Ausschweifungen der Deutschen.

XXVIII. Diese Religion der Deutschen war also fehlerhaft, und zum Theil rauh genug. Gleichwohl da sie eine tiefe Verehrung gegen Gott bezeigten, ihren Priestern, welche etwas im Namen desselben befahlen, mehr unterthänig waren, als selbst ihren Fürsten und Feldherren; auch bey ihrer härteren Lebensart ohne Geld und Ueberfluß weit weniger Reizungen zum Laster entstanden, als bey andern Völkern: so waren ihre Sitten von Verderben und Ueppigkeit reiner geblieben, als der Griechen und Römer ihre. Sie hatten eine durchgängige hochachtungsvolle Empfindung für die Tugend: Niemand lachte bey ihnen über Laster; und andere zum Bösen verführen, oder sich dazu verführen lassen, hieß bey ihnen nicht **Mode** oder **Welt**; das heißt, sie entschuldigten keine Verführung, kein Laster mit der herrschenden Gewohnheit. Gute Sitten, oder eine rechtschaffene Aufführung, an die sie sich von Jugend auf gewöhnt hatten, galten bey ihnen im Denken und Leben mehr, als bey Andern die besten Gesetze. Denn diese werden doch von den meisten Menschen nur so lange beobachtet, als sie sich vor den Strafen fürchten, die auf die Uebertretung derselben gesetzt sind; da hingegen derjenige, dessen Herz mit tugendhaften Gesinnungen erfüllt ist, auch ohne Gesetze und Strafen seine Pflichten ausübt. Noch immer waren die Deutschen wegen ihrer unverstellten Redlichkeit berühmt. Ihre spätesten Nachkommen haben, stolz auf diesen Vorzug ihrer Nation, denselben theils in der That, theils durch den sprüchwörtlichen Lobspruch: **ein alter ehrlicher Deutscher**, beyzubehalten gesucht. Freylich hatten sie gegen den Varus, und bey andern Gelegenheiten, auch List und Verstellung angewandt; doch das war in der Vertheidigung ihrer Freyheit und ihres Lebens wider Feinde, und nach ihrem Beyspiele, geschehen. Aber nichts preiset Tacitus so sehr an den Deutschen seiner Zeit, als ihre **eheliche Treue**. Sie heuratheten in beyden Geschlechtern spät, und waren

fast unter allen Nationen, welche die Römer Barbaren nannten, die Einzigen, die nur eine Frau nahmen, sehr Wenige ausgenommen, welche ihres Adels wegen mehrere Ehebündnisse zugleich trafen. Die Mitgabe brachte nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu, nachdem sie von den Aeltern und Anverwandten gebilligt worden war. Und dieses Geschenk bestand nicht in weiblichen Ergötzlichkeiten oder Putze; es waren Ochsen, ein aufgezäumtes Pferd, ein Schild mit Spieß und Schwert. Sie brachte hinwiederum ihrem Ehemanne einige Waffen, als wodurch sie am stärksten mit einander vereinigt wurden. Die Frau wurde gleich beym Anfange ihres Ehestandes erinnert, daß sie zu ihrem Manne als eine Gefährtinn seiner Arbeiten und Gefahren komme, die im Frieden und in der Schlacht einerley mit ihm leiden und wagen müsse; das sollte durch die zusammengejochten Ochsen, und die übrigen Geschenke angezeigt werden. So sollte sie mit ihrem Manne leben, und, wenn es nöthig wäre, auch umkommen; diese Gesinnungen sollte sie auch auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Sehr selten trug es sich zu, daß eine Frau die ihrem Manne schuldige Treue übertrat; eine solche wurde aber auch sogleich von ihm selbst bestraft. Er jagte die Verbrecherinn mit abgeschnittenen Haaren, in Gegenwart ihrer Verwandten, aus seinem Hause, und peischte sie durch die ganze Reihe benachbarter Wohnplätze. Weder Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum, konnten ihr jemals wieder einen Ehemann verschaffen. Bey einigen deutschen Völkerschaften durften auch nur Jungfrauen heurathen. Sie bekamen eben so nur einen Mann, wie einen Leib und ein Leben; weiter hinaus durften ihre Begierden nicht gehen, und sie mußten recht eigentlich ihren Ehestand lieben, in welchen sie nur einmal treten konnten. Auch die Gastfreyheit war eine vorzügliche Tugend der Deutschen. Es wurde bey ihnen für schändlich gehalten, irgend einen Fremden abzuweisen; Jeder trug ihm zu essen auf, was er eben hatte. Wenn es aufgezehrt war, so begleitete ihn der Wirth in ein anderes Haus, wo sie eben so leutselig auf-

aufgenommen wurden; man machte hierin zwischen Bekannten und Unbekannten keinen Unterschied. Verlangte der Fortgehende etwas, so gab man es ihm; man begehrte aber hinwiederum von ihm eben so frey. Ueberhaupt schätzten die Deutschen Geschenke; rechneten aber weder diejenigen hoch an, welche sie ertheilten, noch glaubten sie durch die angenommenen zu etwas verbunden zu seyn. Nur verringerten die Deutschen den Werth dieser lobenswürdigen Eigenschaften durch ihre **Neigung zum unmäßigen Trinken.** Tag und Nacht darin fortzufahren, das war bey ihnen nicht schimpflich. Daher entstanden auch öfters unter ihnen Zänkereyen, die selten mit Schimpfwörtern, desto häufiger hingegen mit Wunden und Todtschlägen, geendiget wurden. Gleichwohl berathschlagten sie meistentheils bey eben diesen Trinkgelagen über die Aussöhnung mit Feinden, über die Stiftung von Verwandtschaften, über Bündnisse zwischen Fürsten, über Krieg und Frieden. Das Gemüth schien ihnen zu einer solchen Zeit sich zu sanften Entschließungen zu öffnen, und zu großen zu erhitzen. Da sie nicht listig und verschlagen waren, so brachte der freymüthige Scherz bey einer solchen Gelegenheit alle ihre Geheimnisse ans Licht; aber am folgenden Tage faßten sie erst bey nüchternem Muthe einen Schluß. Sie berathschlagen, wenn sie sich nicht verstellen können, und beschließen, wenn sie nicht fehlen können, sagt Tacitus.

Ihre bürgerliche Verfassung, öffentliche Versammlungen, Strafen, Vorsteher, Einkünfte und Hofstaat der Fürsten.

XXIX. Ihre bürgerlichen Einrichtungen stimmten auch mit jener Freyheitliebenden und kriegerischen Gemüthsart vollkommen überein, welche bey ihnen überall hervorbrach. Die vielen deutschen Völker machten keinen gemeinschaftlichen Staat unter einerley Oberhaupte aus; ein jedes derselben hatte seine besondere Verfassung für sich. Aber Alle erkannten doch, wie nothwendig es sey, wenn gute Ordnung unter ihnen erhal-

erhalten werden, und die gemeine Freyheit nicht in die ausgelassenste Frechheit ausarten sollte, daß sie Fürsten und Obrigkeiten hätten. Ihre Fürsten oder Könige wählten sie aus dem Adel; aber sie gestanden ihnen keine ganz uneingeschränkte Gewalt zu. Nur in geringen Sachen konnten dieselben beschließen: über wichtigere berathschlagte das ganze Volk; doch mußte auch dasjenige, was von diesem entschieden wurde, von den Fürsten untersucht werden. Ordentlich hielten sie ihre öffentlichen Versammlungen im Neumonde oder Vollmonde, weil sie glaubten, daß dieses die glücklichste Zeit zum Anfange der Geschäffte sey; auch zählten sie nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Uebrigens setzten sie sich in jenen Versammlungen ohne Unterschied, wie sie aukamen. Die Priester, welche hier das Recht hatten, gute Zucht zu erhalten, geboten Stillschweigen. Hierauf that der König, oder einer der Vornehmsten, je nachdem er sich durch Alter, Adel, Kriegsthaten oder Beredsamkeit auszeichnete, den Vortrag; aber mehr wie ein ansehnlicher Rathgeber, als wie ein Befehlshaber. Mißfiel sein Antrag, so wurde er mit Geräusche verworfen; wenn man ihn aber billigte, so wurden die Spieße an einander gestoßen. Vor dieser Versammlung durfte man auch Klagen, selbst auf das Leben Anderer, anbringen; und die Strafen waren nach den Verbrechen festgesetzt. Verräther und Ueberläufer wurden an Bäume gehenkt. Feige, unkriegerische, die sich durch Unthätigkeit im Treffen schändlich auszeichneten (*), versenkte man in Sümpfe und warf eine Hürde über sie. Geringere Vergehungen wurden mit einer Anzahl Pferde oder Rinder bestraft. Einen Theil der Strafe bekam der König oder die Gemeine, den andern aber der Beleidigte oder seine Anverwandten. In eben diesen Versammlungen wurden auch die Vorsteher erwählt, welche in ganzen Bezirken und Flecken das Recht sprachen. Jeder derselben hatte

(*) Ich nehme bey *Tacit.* de mor. Germaniae c. 12 als die einzige wahre Lesart an: *torpore* infames.

hatte hundert Beysitzer vom Volke, die ihm Rath ertheilten, und mehr Ansehen verschafften. Für den Fürsten brachte jede Gemeine etwas an Vieh und Getraide zusammen: eine Ehrenbezeigung, die aber auch zu seinen Bedürfnissen diente. Er suchte stets ein starkes Gefolge von auserlesenen und streitbaren Jünglingen um sich zu haben. Dies machte ihm Ehre im Frieden, und gewährte ihm Schutz im Kriege; und je zahlreicher und tapferer sein Gefolge war, desto größer war sein Ruhm und Ansehen auch bey benachbarten Völkern. Sie zu erhalten, war Krieg nöthig: denn er pflegte ihnen ein Pferd und eine Lanze zu schenken; auch bekamen sie von ihm den nöthigen Unterhalt und Kriegsgeräthe. Diese Gefährten des Fürsten beschützten ihn in der Schlacht, suchten es ihm an Thaten gleich zu thun, und würden sich einen unauslöschlichen Schandfleck zugefügt haben, wenn sie ihn überlebt hätten. Sie waren sogar eidlich verpflichtet, ihre tapfern Thaten dem Fürsten beyzumessen.

Leibeigene, Spielsucht, Gold, Silber und Handelschaft der Deutschen.

XXX. Ueberhaupt gab es bey den Deutschen Edle, die es durch ihre oder ihrer Vorfahren ausnehmende Tapferkeit geworden waren, Freygebohrne und Leibeigene. Dieser Letztern bedienten sie sich nicht zu häuslichen Verrichtungen. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Wohnsitz. Sein Herr forderte ihm nur ein gewisses Maaß von Getraide, Vieh und Kleidungsstücken ab; die übrigen Hausdienste verrichteten Weib und Kinder. Es geschah sogar selten, daß ein Knecht mit Schlägen, Fesseln oder Handarbeit bestraft wurde. Umgebracht wurde er zuweilen, aber nicht zur Strafe, sondern in der Wuth des Zorns, und freylich auch, weil ein solcher Mord nicht geahndet wurde. Eine Art ihrer Leibeigenen war sonderbar genug: diejenigen, welche es durch das Spiel geworden waren. Denn die Deutschen waren so große und verwägene Liebhaber vom Würfelspiele, daß sie, wenn Alles andere schon ver-

verloren war, auf den letzten Wurf Leib und Freyheit setzten. Derjenige, welcher verlor, trat gleich seine freywillige Knechtschaft an, ließ sich fesseln und verkaufen, wenn er gleich jünger und stärker als der Andere war: das nannte er Treue und Glauben halten. Aber man suchte doch solche Knechte bald zu verhandeln, weil man sich schämte, sie auf diese Weise erworben zu haben. Auch sonst wurde manches Rauhere in den Sitten der Deutschen durch leutselige Empfindungen gemildert. So war es zwar nothwendig, daß man die Feindschaften und die freundschaftlichen Verbindungen seines Vaters oder nächsten Blutsfreundes fortführte, und gleichsam erbte; aber doch gieng dieses nicht bis zum Unversöhnlichen. Sogar eine begangene Mordthat konnte durch eine Anzahl Vieh gebüßt werden; und das ganze Haus, zu welchem der Erschlagene gehörte, nahm diese Genugthuung an. Der immer wachsende Umgang mit den Römern hatte die Deutschen noch nicht zu Geldgeiz oder Ueppigkeit verführt. Ihre Fürsten oder Gesandten, welche Silbergeschirr zum Geschenke bekommen hatten, achteten es nicht höher als irdenes Gefäß. Diejenigen Deutschen, welche den Römern am nächsten wohnten, und mit denselben Handelschaft trieben, setzten zwar um dieser willen auf Gold und Silber, welches sie von jenen kennen gelernt hatten, einigen Werth, zumalen auf das Letztere, weil sie dafür am leichtesten kleinen Kram kaufen konnten; allein die Bewohner des innern Deutschlands handelten noch auf die alte einfache Art durch Vertauschung der Waaren.

Wohnungen, Kleidung, Felder, Leichenbegängnisse der Deutschen.

XXXI. Alles übrige, was wir noch von den Gebräuchen und Einrichtungen der Deutschen, in den ersten hundert Jahren des Christenthums, aus den Nachrichten des Tacitus wissen, bestätigt den Begriff, welchen man sich schon aus der vorhergehenden Beschreibung machen konnte. Nicht allein hatten sie keine

Städte,

Städte, sondern nicht einmal zusammenhangende Wohnungen. Sie baueten ihre Häuser, oder vielmehr Hütten, von einander abgesondert, so wie ihnen eine Quelle, ein Feld, oder ein Wäldchen gefiel; um jedes herum aber ließen sie einen freyen Platz, vermuthlich um der Feuersgefahr willen. Sie hatten weder Mauersteine, noch Ziegelsteine, sondern eine unförmliche Bauart von Holze; doch bemalten sie einige Orte mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß es einer ordentlichen Malerey nahe kam. Sie pflegten auch unterirdische Höhlen zu graben, und dieselben mit vielem Dünger zu bedecken, damit sie eine Zuflucht vor dem Winter und ein Behältniß für ihre Früchte, wohin der Frost nicht dringen könnte, finden möchten. Wenn daher auch der Feind einbrach, konnte er nur das Offenstehende plündern, das Vergrabene aber blieb ihm verborgen. Sie bedeckten sich alle mit einem Kriegsmantel, der mit einer Schlinge oder Spange, oder wenn ihnen diese mangelte, mit einem Dorne zugemacht wurde. Sonst aber saßen sie ganze Tage völlig entkleidet am Heerde und Feuer. Die Reichsten unterschieden sich noch durch enge Kleider, welche genau an alle Glieder anpaßten. Sie trugen auch Felle von wilden Thieren: an der römischen Gränze zwar, (wo sie andere Kleider bekommen konnten,) ohne einige Mühe darauf zu wenden; aber im Innern des Landes, wo noch durch Handelschaft kein Putz eingeführt war, auf eine ausgesuchtere Art. Da nahmen sie Häute wilder Thiere, besprengten sie mit Flecken, und besetzten sie mit Fellen anderer Thiere von den entferntesten Seeküsten her, vermuthlich Zobel, Marder und andern mehr. Die Weiber hatten eben dieselbe Tracht; nur daß sie sich oft in Leinwand kleideten, welche sie zum Theil von den Galliern weben gelernt hatten. Um auch etwas Putz dabey anzubringen, bedienten sie sich purpurfarbner Bänder, oder Purpurstreifen, die sie von den Römern erhandelten. Doch hatten sie keine Aermel; ihre Aerme und ein Theil der Brust waren bloß. Von ihren Ländereyen nahmen die Deutschen so viel in Besitz, als die Anzahl derjenigen, welche sie

anbaue-

anbaueten, erfoderte; theilten sie nach der verschiedenen Würde derselben unter sich, und wechselten damit alle Jahre: wobey gleichwohl noch Ackerland übrig blieb. Sie nutzten den Boden gar nicht nach seiner Weitläuftigkeit und Güte; nur Getraide verlangten sie von demselben. Sie machten sich daraus keine Obststücke, keine Wiesen, keine Gärten. Daher hatten sie auch nur vom Winter, Frühling und Sommer einen Begriff und Namen; aber gar keinen vom Herbst. Ihre Leichenbegängnisse hatten gar kein Gepränge; nur verbrannten sie die Körper berühmter Männer mit besonderem Holze. Einem jeden wurden seine Waffen, zuweilen auch sein Pferd, ins Feuer mit gegeben. Ihre Gräber bestanden bloß aus Rasen; Grabmäler zu errichten, hielten sie für die Todten lästig. Wehklagen und Thränen legten sie bald ab; aber Schmerz und Betrübniß spåte, indem sie glaubten, daß sich jenes nur für Weiber schicke; Männer hingegen durch ihr Andenken den Verstorbenen ehren müßten.

Einige der merkwürdigsten deutschen Völker.

XXXII. Das ist also nicht eine Beschreibung von wilden Nationen, die, ungesellig herumirrend, bloß von thierischen Trieben und hitzigen Begierden, fast niemals von Verstand und Ueberlegung regiert worden wären. Es ist vielmehr das Bild von freyen, tapfern, noch durch keine Wohllüste verdorbenen Völkern, die so sehr Vieles, was ihnen an Kenntnissen, künstlichen Fertigkeiten, sanften Sitten und Bequemlichkeiten mangelte, durch verschiedene rühmliche Eigenschaften einigermaßen ersetzten. Die Deutschen hatten kaum angefangen, ihren Geist so zu bilden, wie es Griechen und Römer schon lange in hoher Vollkommenheit gethan hatten; gleichwohl hatten sie nicht viele Ursache, diese Völker zu beneiden, die durch ihre und ihrer Fürsten Ausschweifungen so viel litten, als die Deutschen niemals befürchten durften. Sie waren arm, aber genügsam

sam und fröhlich. Während daß jene berühmte Nationen immer merklicher ausarteten, näherten sie sich, mit edlen Gesinnungen ausgerüstet, und besonders voll unbezwinglicher Liebe zur Freyheit (dem deutschen Gute, wie es Römer selbst nannten) der Zeit, da sie nach und nach an die Stelle von diesen treten sollten. Nun gab es zwar zu dieser Zeit im heutigen Deutschlande viele Völkerschaften, die sich von einander noch durch besondere Sitten und Gebräuche, kühnere Streitbarkeit, höhern Kriegsruhm, Anzahl und Macht, auch stillere Beschäfftigungen, unterschieden. Im Grunde aber wurden sie doch alle durch einerley Hauptgesinnungen und herrschende Neigungen belebt. Einige der wichtigsten und berühmtesten von diesen deutschen Völkern, nebst den Gegenden, welche sie bewohnten, hier zu nennen, ist deswegen der Mühe werth, weil sie theils um gewisser Umstände willen merkwürdig, theils in der folgenden Geschichte berühmt werden. Die **Sueven** hatten den großen Landesstrich zwischen der Elbe, Saale, Donau und Weichsel, ja selbst **Skandinavien** (Schweden und Norwegen) eingenommen; waren aber wiederum in mehrere Nationen eingetheilt. Unter diesen gaben sich die **Semnonen** für die ältesten und vornehmsten aus; sie saßen in unbestimmter Strecke zwischen der Elbe und Oder, in einem Theile von Sachsen, der Lausitz, einem Stücke von Schlesien, der Mark Brandenburg ꝛc. Andere suevische Nationen waren: die **Langobarden**, welche am wahrscheinlichsten von ihren **langen Barden** oder **Streitäxten** den Namen hatten, und jetzt an den beiden Seiten der Elbe, in der Mark und im Magdeburgischen saßen, gering an der Zahl, aber durch ihre Tapferkeit von der Herrschaft der sie umgebenden mächtigen Völker gesichert waren, bald darauf aber nach einem glücklichen Kriege mit den Cheruskern sich über deren Gränzen und zwischen der Weser und dem Rheine über einen großen Theil von Westfalen ausbreiteten; — die **Hermunduren**, welche zu verschiedenen Zeiten vom Ursprung der Elbe an, in Böhmen, Sachsen, Franken bis an die **fränkische Saale** (an welchem

Gränzflusse sie wegen der Salzquellen (*) eine den Chatten verderbliche Hauptschlacht lieferten) und auf der Südseite nach der Donau zu wohnten; so getreue Freunde der Römer, daß sie allein unter allen Germaniern nicht blos am Ufer der Donau handeln, sondern auch in der blühenden Pflanzstadt Augusta Vindelicorum ohne Wache herumgehen, und selbst in die Häuser gehen durften; — die **Narisker** in den Gegenden des Fichtelberges und dem Nordtheile der Oberpfalz; — die **Markomannen** vorher in Ungarn und Oestreich, nun in dem größern Theil von Böhmen; — die **Quaden**, in Schlesien, Mähren, Ungarn und Oestreich. Ihre ältesten Sitze an der Donau reichten östlich bis an die **Theis**; die **Lygier**, eine große, in mehrere Staaten getheilte Nation, im größern Theile von Schlesien und in einigen der Weichsel westlich liegenden Woiwodschaften Polens, und andere suevische Völker an der Ostsee, welche damals das **süevische Meer** hieß, besonders die **Gothonen** oder **Gothen**, im heutigen Polen und Preußen. Die Nachbarn der Letztern waren die **Aestyer**, ebenfalls von suevischem Stamme. Sie baueten nicht allein Getraide und andere Landfrüchte gedultiger als die übrigen Deutschen; sondern lasen auch allein unter ihnen den **Bernstein** (welchen sie wegen seiner Durchsichtigkeit **Glas** nannten) auf den Sandhügeln, und selbst am Ufer des gedachten Meeres auf. Von der Natur und dem Ursprunge desselben wußten sie nichts; er lag auch lange unter den übrigen Auswürfen des Meers, bis die Ueppigkeit der Römer, zur Zeit des Nero, ihm einen Namen gab. Sie selbst gebrauchten ihn zu nichts, lasen ihn roh, und wunderten sich, daß er ihnen von den Römern so gut bezahlt wurde. Nun kennen die Deutschen seit langer Zeit den Bernstein weit besser, graben ihn selbst in ihrem Vaterlande aus, und bedienen sich desselben zu einer angenehmen Räucherung, zu künstlichen Arbeiten,

(*) Kissingen an der Saale zeigt noch jetzt die alten Quellen und den Gegenstand des so heftigen Streits.

beiten, auch sogar zu einem Arzneymittel. Im Ocean selbst (in Skandinavien) waren die Suionen (Schweden), hatten eine Seemacht, und ließen sich von Einem beherrschen; ihre Nachbarn, die Sitonen, sogar von einem Weibe. — Außer den suevischen Völkern fanden sich an der Abend- und mitternächtlichen Seite von Deutschland, gegen den Rhein und die Nordsee zu, noch viele andere deutsche Völker. Darunter verdienen die Chatten, eine unter den Deutschen vorzüglich kluge, geschickte und tapfere Nation, besonders angeführt zu werden. Sie wohnten in Hessen, Hanau, Isenburg, einem Theile vom mainzischen Obererzstifte und von Franken, im südlichen Theile des Bisthums Paderborn und im östlichen des Herzogthums Westfalen, in den Grafschaften Waldeck, Witgenstein, Solms, im größern Theile der nassauischen Lande, ꝛc. Ein Zweig von ihnen, die Mattiaci, wohnte zwischen dem Main und der Lahn. Von den Chatten wurden die hochberühmten Cherusker, ihre Nachbarn, eine Zeit lang gedemüthiget und um ihren alten Ruhm gebracht. In ihrem blühendsten Zustande saßen sie an den beiden Seiten des Harzes, in Thüringen, im Braunschweigischen, auch am westlichen Ufer der Weser. Nachher wurden sie in engere Gränzen eingeschränkt. Aber das außerordentlichste Lob unter allen Deutschen erhielten von dem großen römischen Geschichtschreiber die Chauken oder Rauchen, zwischen der Elbe und Ems, in Bremen, Verden, Oldenburg, Ostfriesland, und weiter nach Süden herauf in Niedersachsen und Westfalen. Als eins der edelsten und mächtigsten Völker Deutschlands behaupteten sie ihre Größe blos durch Gerechtigkeit; sie lebten ohne heftige Begierden, ruhig und still, stifteten keine Kriege, raubten und verwüsteten auch niemals. Ob sie gleich ihren Nachbarn überlegen waren, hatten sie doch solches nicht durch Gewaltthätigkeiten erlangt. Zugleich aber waren sie immer bereit, die Waffen zu ergreifen, und standen in eben so großem Ansehen, wenn sie sich derselben auch nicht bedienten.

XXXIII. Hier habt ihr nun, meine Lieben, eine Bekanntschaft mit euren alten Vorfahren erlangt, die euch nicht gereuen kann. Denn durch Alles, was bisher von ihnen erzählt worden ist, werdet ihr nur noch neugieriger, zu erfahren, wie Nationen, welche von ihren jetzigen Nachkommen so sehr verschieden waren, sich immer mehr verändert, und was sie nach einer solchen Anlage zu großen Thaten, die sie besaßen, wirklich ausgeführt haben. Unvermeidlich war es nun zwar überhaupt, daß die Deutschen mit den Römern öfters in Kriege geriethen. Beyde gränzten mit einander von der Mündung des Rheins an, längst diesem Flusse und der Donau, bis an das heutige Ungarn, und auch im jetzigen Polen, da wo sich dieses Land von Ungarn scheidet. Völker, die einander so nahe waren, alten Groll und Mißtrauen gegen einander hegten, wovon das eine noch immer das andere, wo nicht zu bezwingen, doch auf alle Art zu entkräften suchte, das andere hingegen auch keine Gelegenheit, seinem beständigen Feinde zu schaden, vorbeylassen wollte; solche Völker waren die gefährlichsten Nachbarn für einander. Als sich aber die Römer durch die Eroberung von Dacien, noch von einer andern Seite, vom jetzigen Siebenbürgen her, den Deutschen näherten: da errichteten viele deutsche Völker einen Bund mit einander, um die Römer gemeinschaftlich angreifen zu können. Es waren die **Markomannen, Quaden, Hermunduren, Narisker**, und andere im jetzigen Deutschlande bis an den Rhein; aber auch mehrere in Sarmatien, oder im heutigen Polen. Daraus entstand der **markomannische Krieg**, den sie vom Jahr 166. an mit den Römern führten. Er bekam von der berühmtesten unter diesen vereinigten Nationen den Namen, und währte gegen vierzehn Jahre. Sie drangen über die Donau bis an die italischen Gränzen, auch in Pannonien ein: und obgleich die Römer damals von einem der weisesten Fürsten, vom Marcus Aurelius, regiert wurden, so gelang es doch diesem kaum nach so vielen Jahren, den Krieg in einem recht vortheilhaften Zustande für die Römer seinem Sohne zu überlas-

lassen. Einmal hatten ihn die Quaden sogar, nicht weit vom Flusse Gran im jetzigen Ungarn, in eine enge unfruchtbare Gegend gelockt, von allen Seiten eingeschlossen, und dadurch in die Gefahr gesetzt, aus Mangel an Wasser mit seinem Kriegsheer umzukommen. In dieser Noth wandten sich die christlichen Soldaten durch Gebet an Gott, und die heidnischen mit ihrem Kaiser an ihre vermeynten Götter. Bald fiel ein starker Regen, welcher die Römer erquickte; ein Hagelwetter, Blitz und Donner folgten darauf, und sie wurden durch diese plötzliche Veränderung so sehr aufgemuntert, daß sie die angreifenden Deutschen glücklich zurückschlugen. Der Sohn und Nachfolger des Kaisers schloß zwar mit den Deutschen einen ziemlich rühmlichen Frieden, durch welchen sie auch zum Theil bewilligten, in seine Kriegsdienste zu treten; aber er hatte viel Geld unter sie ausgetheilt, um solche Bedingungen zu erlangen.

XXXIV. Dieser große Krieg hatte auch sehr merkwürdige Folgen. Er war zugleich die **erste beträchtliche Auswanderung deutscher Völker** in den christlichen Zeiten, wodurch nicht allein viele deutsche Länder von Einwohnern entblößt wurden, sondern auch die Deutschen dem römischen Reiche an der Donau weit näher kamen, ja sogar in nicht geringer Anzahl, als Soldaten oder Anbauer von Ländereyen, ihren Aufenthalt darin fanden. Noch wichtiger war es, daß sich nunmehr theils neue ansehnliche deutsche Völker bildeten, deren Bundes-Namen man bisher noch nicht gehört hatte, theils die schon etwas bekannten weit mächtiger wurden. Beydes geschah durch Verbindungen mehrerer Nationen zu einer einzigen großen, worüber jene ihre bisherigen Namen meistentheils verloren. So zeigten sich bald nach dem Jahr 200 die **Alemannen** oder **Alamannen**, eine aus allerley Mannen und Völkern zusammengesetzte Nation, (*) die sich

(*) Oder noch wahrscheinlicher von Heermann, weil Alemann und jenes Wort bey den Alten nur in der Aus-

in Verbindung mit den Sueven nach und nach über den grösten Theil von Schwaben, Helvetien und an den beyden Rheinufern bis gegen Mainz und die Lahn herab, verbreitete, und öfters in Gallien, ja sogar in Italien, einfiel. Nicht lange darauf erschienen die **Franken** (ein Name, welcher freie oder freigemachte Leute bedeutet) oder die vormaligen Chatten, Sigambrer, ein Theil der Cherusker und Brukterer, mit verschiedenen kleinern Bundesvölkern am Niederrhein, im jetzigen Westfalen, bis in die vereinigten Niederlande, welche ebenfalls Gallien, besonders dem belgischen, auch selbst Spanien, durch ihre Streifereyen beschwerlich fielen. Hinter und neben ihnen kamen die **Sachsen** oder Saßen, die ehmaligen **Rauken**, **Angrivarier**, ein Theil der **Cherusker** und **Brukterer**, die Bewohner des jetzigen Herzogthums Hollstein, die vom Ptolemäus zuerst **Saxen** genannt werden, zum Vorschein. In der Folge dehnten sie, verbunden mit den **Friesen**, ihre Wohnsitze bis an die **Schelde** aus. Sie wurden starke Seeräuber und plünderten häufig die britannischen und gallischen Küsten aus. Aber keins unter allen deutschen Völkern wurde nunmehr zwischen den Jahren 200 und 300 berühmter, und den Römern furchtbarer, als die **Gothen**. Aus dem heutigen Preussen und Polen waren sie an die Nordseite des schwarzen Meeres und bis in **Dacien**, das heißt, in die Moldau, Walachei und Siebenbürgen (*) gezogen, streiften nicht allein darin herum, und plünderten es aus; sondern drangen auch in diesen Gegenden über die Donau tief in das römische Gebiet, erschlugen den Kaiser Decius mit einem Theile seines Kriegsheers, segelten durch das schwarze Meer in das römische Asien, wo sie die schönsten Länder und Städte ver-

---

Aussprache, nicht in der Bedeutung, unterschieden war. Es war dieses also ein neuer Bund deutscher Kriegsmänner in Oberdeutschland.

(*) Jene, welche östlich an den Nordufern des schwarzen Meeres wohnten, hießen Ostgothen, und die in Dacien Westgothen.

verwüsteten: und eben so verfuhren sie mit Griechenland und andern Ländern, bis an das adriatische Meer hin, ja selbst bis nach Italien hinein. Kaum wurden sie endlich einige Zeit vor dem Jahr 300 von tapfern Kaisern aus ihrem Reiche zurückgeschlagen. Neben ihnen im Temeswarer Bannat und einem Theile von Siebenbürgen hatten sich auch die **Wandaln** festgesetzt. An die Alemannen aber gränzten die **Burgunder**, die aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen (im Netzdistrikte in Polen) waren verdrängt worden, am Maine; sie beunruhigten Gallien nicht weniger.

XXXV. Daß die Deutschen so lange Zeit hindurch das Reich der Römer ungescheut verheeren konnten, daran waren diese Letztern nicht weniger Schuld, als die ungestüme Tapferkeit der Erstern. Kein römischer Kaiser saß jetzt sicher auf dem Throne. Seine Soldaten setzten ihn ab, oder ermordeten ihn, sobald er ihnen, zumal durch strenge Kriegszucht, mißfiel. Es entstanden oft Empörungen im Reiche, und es warfen sich zu gleicher Zeit mehrere Feldherren oder Befehlshaber zu Kaisern auf. Diese Unordnungen nützten die Deutschen. Sie standen auch in einem so fürchterlichen Ansehen bey den Römern, daß sie die Schwäche ihres Reichs leicht merkten. Man suchte sie immer häufiger, theils durch Vergleiche, theils wenn sie sich unter den Römern niederließen, zu Beschützern des Reichs zu gewinnen; und sie thaten sich mehrmals in Kriegsdiensten desselben hervor. Nicht selten zahlte man ihnen ein jährliches Geld dafür, daß sie das Reich nicht beunruhigten; sobald man also damit inne hielt, fielen sie es von neuem an. Selbst ein Kaiser, **Maximinus**, der durch Leibesstärke und Tapferkeit vom gemeinen Soldaten sich zu dieser Würde erhoben hatte, war von gothischer Herkunft. Der Kaiser **Caracalla** schmeichelte ihnen so sehr, daß er öfters in einem mit Silber gestickten deutschen Kriegskleide gieng, und, um das den Deutschen eigenthümliche gelbe Haar nachzuahmen, eine Art Perücke von solchen Haaren trug. Er errichtete sich aus den Schönsten und Stärksten von ihnen, selbst aus

ihren Knechten, eine Leibwache, vertraute sich ihnen am meisten, und nannte sie seine Löwen. Obgleich der Kaiser Aurelianus viele Siege über die Deutschen erfocht, und sie aus mehrern Ländern vertrieb, so mußte er ihnen doch Dacien überlassen. Nunmehr besetzten die nahen Gothen und Wandaln dieses Land. Die Erstern insonderheit legten um diese Zeit den Grund zu einem der ansehnlichsten Reiche, welches hauptsächlich gegen das Jahr 350 zu seiner größten Stärke gelangte. Es begriff damals alle Länder, die zu Dacien, viele die zu Sarmatien und zum europäischen Scythien gerechnet wurden, mithin diejenigen, welche man jetzt unter dem Namen von Polen, Siebenbürgen, einem Theile von Ungarn bis an die Theis, Moldau, Walachey, und den übrigen disseits der Donau bis an das schwarze Meer liegenden, kennt; auch noch ein Stück vom heutigen Rußland bis an den **Don**, bey den Alten **Tanais** genannt, oder bis an die Gränzen Asiens. Eben dieses Reich trennte sich auch bald in zween Haupttheile: in den **ostgothischen** gegen Morgen, und in den **westgothischen** gegen Abend. Mittlerweile vertheidigten einige kluge Kaiser, wie Diokletianus und Constantinus, ihr Reich glücklich gegen die Deutschen. Der Letztere überwand unter andern die Franken am Rhein, und hatte darauf die Grausamkeit, ihre gefangenen Könige den wilden Thieren in öffentlichen Kampfspielen vorzuwerfen. Er verlegte den Sitz des Kaiserthums von Rom nach Byzantium, oder **Konstantinopel**: also eben dahin, wo von der Nähe der mächtigen Gothen am meisten für die Römer zu besorgen war. Die von den Gothen verdrängten Wandaln nahm er in Pannonien auf, wo sie ohngefähr vierzig Jahre getreue Unterthanen abgaben. Auch sein Anverwandter, der Kaiser Julianus, schlug die Alemannen und Franken über den Rhein zurück, und drang sogar über diesen Fluß in ihr Land ein. Man sah wohl, daß es hauptsächlich auf die Wachsamkeit und die weisen Anstalten der Kaiser ankam, wenn die Deutschen von ihren Einfällen in das Reich abgehalten werden sollten. Aber da nur

weni-

weuige Kaiser diese Eigenschaften besaßen, und ihr Reich schon auf so mancherley Art geschwächt worden war: so fiengen die Deutschen immer von neuem an, dasselbe zu verwüsten.

XXXVI. Sie hatten um diese Zeit, zwischen den Jahren 300 und 400, schon einen beträchtlichen Anfang gemacht, das **Christenthum** zu kennen und auszuüben. Diese Religion war gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts im heutigen Deutschland, eigentlich aber nur in demjenigen Theile davon, welchen die Römer jenseits des Rheins und der Donau eingenommen hatten, in Aufnahme gekommen. Daselbst entstanden von dieser Zeit an nach und nach zahlreiche christliche Gemeinen, in den vornehmsten Städten des belgischen Galliens, wovon ein Theil auch Germanien disseits des Rheins genannt wurde. Dergleichen waren Augusta Trevirorum, Colonia Agrippina, Magontiacum, Borbetomagus, Nemetes, Argentoratum, aus welchen die heutigen Städte, Trier, Köln, Maynz, Worms, Speyer, Straßburg, erwachsen sind. So wurden auch in Vindelicien zu Augusta Vindelicorum (jetzt Augsburg), im Noricum zu Laureacum (wovon sich der jetzige Flecken Lorch im Oesterreichischen herschreibt) und anderwärts mehr, solche Gemeinen angelegt. Zwar erwuchsen sie vornehmlich aus den ursprünglich römischen Einwohnern dieser Gegenden; aber so viele Deutsche, welche daselbst unter der Herrschaft der Römer lebten, nahmen auch einen beträchtlichen Antheil daran. Im eigentlichen Deutschlande hingegen blieben alle Völker heidnisch; eine kleine Anzahl unter ihnen ausgenommen, die von den benachbarten Christen im römischen Gebiete sich im Glauben derselben unterweisen ließ. Einen glücklichern Fortgang hatte derselbe unter denjenigen Deutschen, die schon zu vielen Tausenden im römischen Reiche wohnten; und selbst bey den deutschen Nationen, die sich an den Gränzen dieses Reichs ausserhalb Deutschland festgesetzt hatten. So war es vornehmlich bey den Gothen gegangen. Einst hatten sie von einer Streiferey in das römische Reich Gefangene mitgeführt,

führt, darunter manche, ob sie gleich von ihnen zu Leibeigenen gemacht wurden, ihren Herren seinen Begriff vom Christenthume beybrachten. Die Neigung zu demselben nahm seitdem immer bey ihnen zu; am meisten aber wurde sie von der Mitte des vierten Jahrhunderts an erweitert.

XXXVII. Denn da fand sich unter ihnen ein gelehrter und frommer Christ, Ulphilas, (welches unser jetziger Wolf ist) der, so wie die Christen überhaupt in diesen alten Zeiten, urtheilte, das sicherste und beste Mittel, den Gothen die christliche Religion bekannt und beliebt zu machen, sey dieses, wenn man sie die heilige Schrift in ihrer Landessprache lesen ließe. Aber sie hatten damals noch keine Buchstabenschrift; sie konnten, gleich den meisten andern Deutschen, weder lesen noch schreiben; wenn man etwann ihre Großen, und diejenigen, die mit den Römern bekannter geworden waren, oder gar in ihrem Reiche wohnten, ausnimmt. Aber auch diese scheinen nur lateinische Buchstabenzüge zum Schreiben in ihrer Sprache gebraucht zu haben. Auch Ulphilas erfand für seine Gothen eine Buchstabenschrift, die aus dem griechischen und lateinischen Alphabet, am meisten aus dem erstern, zusammengesetzt war. Das ist, so viel wir wissen, die älteste Buchstabenschrift für eine deutsche Mundart. Als man in der Folge für andere deutsche Mundarten ebenfalls Alphabete aufbrachte, behielten sie noch mehr Aehnlichkeit mit dem Lateinischen; und so ist auch die Schrift, welche ihr in gegenwärtigem Buche leset, nichts als eine nach und nach etwas veränderte lateinische Buchstabenschrift. Ulphilas also übersetzte die heilige Schrift ins Gothische. Doch ließ er diejenigen Bücher weg, in welchen die Kriege der israelitischen Könige beschrieben werden, damit seine noch rauhe, dem beständigen Gebrauche der Waffen sehr ergebene Nation in ihrer kriegerischen Neigung nicht dadurch bestärkt werden möchte. Er sorgte hierauf für Abschriften von dieser Uebersetzung, in der neuersonnenen Buchstabenschrift. Diese konnte auch den-

denjenigen Gothen, welche mit den römischen oder lateinischen, ingleichem mit den griechischen, aus welchen jene entsprungen sind, bekannt waren, nicht schwer zu lesen vorkommen. Noch jetzt hat man ein beträchtliches Stück von dieser gothischen Uebersetzung der Bibel übrig. Der größere Theil von den vier Evangelien in derselben, ist in der sogenannten silbernen Handschrift enthalten, welche zu **Upsal** in Schweden aufbehalten wird. Sie hat den Namen davon, weil sie mit silbernen Buchstaben auf purpurfärbiges Pergament geschrieben ist. Da diese gelehrte Kostbarkeit Deutschland, wo sie sich ehemals befunden hat, entzogen worden ist: so machte es desto mehr Vergnügen, als vor einiger Zeit ein anderes, obgleich nur kleineres Stück von der gothischen Uebersetzung des Neuen Testaments, in einer Handschrift der Herzoglich-Braunschweigischen Büchersammlung zu Wolfenbüttel entdeckt wurde. Beyde Stücke hat man im Drucke bekannt gemacht und erläutert. Sie sind die ältesten schriftlichen Denkmäler der deutschen Sprache, die sich für uns erhalten haben, und schon darum sehr schätzbar. Die Mundart der Gothen insonderheit erscheint darin zwar rauh, aber doch nicht ohne Nachdruck.

XXXVIII. Das war aber auch die einzige merkliche und wichtige Veränderung, die bey den Deutschen viertehalbhundert Jahre nach Christi Geburt vorgefallen war: der Eingang, welchen das Christenthum bey ihnen von einigen Seiten her gefunden hatte. Sonst waren sie noch eben so Freiheit liebend und kriegerisch; so bereit, mit dem streitbaren Theile ganzer Nationen in die Länder ihrer Nachbarn einzufallen, wie beym Anfange dieses Zeitraums. Sie hatten noch immer die alte Abneigung gegen Städte und sorgfältigern Anbau der Länder; kannten auch Gelehrsamkeit und feine Künste kaum dem Namen nach. Zwar hatten sie Begriffe genug von der üppigen wohllüstigen Lebensart der Römer erhalten, aber ohne daß der Anblick davon ihre Sitten hätte verderben können. Sie verachteten vielmehr jetzt die Römer weit mehr noch, als

ehe-

ehemals; denn in der That waren diese von Zeit zu Zeit tiefer gesunken, ja fast das Gegentheil von den Deutschen geworden. Die Römer schätzten jetzt den kriegerischen Stand beynahe am geringsten, und hatten ihn von den übrigen Ständen, mit welchen er sonst auf das genaueste verbunden war, gänzlich abgesondert. Ihre Soldaten waren, anstatt der alten Kriegszucht, der Weichlichkeit und Empörungssucht ergeben. Aber überhaupt suchten die Römer, lieber eben dieselben Deutschen, welche sie **Barbaren** nannten und fürchteten, in ihrem Solde zu haben, und vertrauten ihnen alsdenn in großer Anzahl die Vertheidigung ihres Reichs. In diesen Umständen drangen die **Hunnen**, ein asiatisches Volk, (anfangs am Kaspischen Meere und an der Wolga, nachher zwischen dem Azowischen und Eismeere) im Jahre 376 plötzlich in Europa ein, und griffen das gothische Reich mit solchem Ungestüm an, daß Hermanrich oder Ermerich, König der Ostgothen, der so viele andere deutsche und slavische Völker unter seine Bothmäßigkeit gebracht hatte, sich lieber selbst in einem Alter von hundert Jahren das Leben nahm, als daß er den Untergang seines Reichs hätte ruhig ansehen sollen. Das mächtige Reich der Gothen ward von dem ungeheuern Schwalle jener Barbaren gänzlich zertrümmert. Einige hundert tausend Westgothen zogen sich in diesem Bedrängnisse an die Donau, und wurden auf ihr Verlangen in Thracien aufgenommen, wo sie das Land bauen und Kriegsdienste thun sollten. Als sie aber von den römischen Befehlshabern übermüthig und hart gemißhandelt wurden, ergriffen sie die Waffen, und erfochten über die Römer einen vollkommenen Sieg, der dem Kaiser Valens selbst das Leben kostete. Sie plünderten darauf verschiedene Länder des Reichs, bis an die Thore von Konstantinopel, aus. Nun erholten sich zwar die Römer wieder unter zween tapfern Kaisern, und nöthigten die im Reiche befindlichen Gothen und andere Deutschen zur Unterwürfigkeit. Allein das Reich war einmal entkräftet; und wenn es unfähige Kaiser bekam, mußte es noch traurigere Schicksale von

den

den Deutschen, die in und außer demselben saßen, befürchten. Theodosius, dieser kluge und tapfere Kaiser, begieng gleichwohl das große Versehen, seinen beyden Söhnen, davon der eine nur ein Knabe, der andere wenige Jahre älter, und eben so ungeschickt zur Regierung war, das unter sie getheilte Reich bey seinem Tode im Jahre 395 zu hinterlassen. Dadurch erleichterte er den Deutschen, die in immerwährender Bereitschaft standen, alle Fehler der Römer wider sie selbst anzuwenden, die Erfüllung ihrer Wünsche.

Zwey-

Zweyter Zeitraum

(oder in der mittlern Geschichte der erste).

Von der großen deutschen Völkerwanderung, oder von der Zerstörung des abendländischen Reichs der Römer durch die Deutschen, und von der Errichtung deutscher Reiche an, bis zum Ursprunge des nachmals allein sogenannten deutschen Reichs.

Nach Christi Geburt vom Jahre 400 bis zum Jahr 843.
Beynahe fünftehalbhundert Jahre.

I.

Gegen das Jahr 400 also war der Zustand der Deutschen und des römischen Reichs so beschaffen, daß jene die größte Hoffnung schöpfen konnten, einen ansehnlichen Theil desselben zu überwältigen. Die beyden jungen Söhne des Theodosius, Arkadius und Honorius, sehr ausgezeichnete Schwachköpfe, das gerade Gegentheil von ihrem großen Vater, führten den bloßen Namen von Kaisern, und regierten solchergestalt durch ihre unbeschränkten Vormünder und Minister von Konstantinopel aus die morgenländischen, und von Rom aus die abendländischen Gegenden ihres Reichs. Das Allersonderbarste aber dabey, und für die Römer Erniedrigendste war dieses, daß auf einen einzigen Deutschen die ganze Sicherheit und das äusserliche Glück ihres Reichs ankam, so weit solche nämlich von Menschen abhängen konnten. Dieser

Deut-

Deutsche war Stilico, ein geborner Wandale, der im Namen des eilfjährigen Kaisers Honorius die völlige Regierung des abendländischen Reichs zu führen übernahm. Es hatte zwar auch der morgenländische Kaiser Arkadius, ein Herr von achtzehen Jahren, Staatsverwalter und rathgebende Gehülfen, deren er sehr bedurfte. Allein sie waren mit dem Stilico gar nicht zu vergleichen, der nicht allein der geschickteste Feldherr des Reichs war, sondern auch sehr viel Klugheit, Geschäfftigkeit und Geschwindigkeit in seinen Unternehmungen mit einander vereinigte. Freylich zeigte er sich zugleich als einen sehr herrschsüchtigen und ehrgeizigen Mann, der eifrig darnach trachtete, auch in dem morgenländischen Reiche die höchste Gewalt zu behaupten, mit den obersten Staatsbedienten desselben darüber in Feindschaft gerieth, und dadurch den Zustand des Reichs nicht wenig verschlimmerte. Doch vertheidigte er den abendländischen Theil desselben sehr glücklich. Die Deutschen fiengen von neuem an, über das schwache, mit sich selbst uneinige Reich herzufallen. Insonderheit hatten die Westgothen einen sehr muthigen König, den Alarich, der sich schon in römischen Kriegsdiensten hervorgethan hatte, aber dafür schlecht belohnt zu seyn glaubte. Er drang also aus Pannonien mit seinem Kriegsheere im Jahre 400 in Italien ein; wurde aber in zwo Schlachten vom Stilico überwunden. Bald darauf überschwemmte ein anderer deutscher König, Radagais, mit einem fast unzählbaren Schwarme von sarmatischen und deutschen Völkern, zwischen der Donau und dem Rheine her, Italien. Die noch heidnischen Römer erwarteten ihn, als ihren Retter und als den Wiederhersteller ihrer Religion, mit Sehnsucht; und er schien wirklich dem Christenthume den Untergang zu drohen. Er belagerte Florenz und brachte es aufs Aeusserste. Unterdessen näherte sich Stilico, schloß den stolzen und zuversichtlichen Radagais mit seiner ungeheuern Menge (es war ein Drittheil des ganzen Heeres) in die engen und unfruchtbaren Gebürge bey Fäsulä ein, rieb sie größtentheils durch Hunger auf, und nahm

den

den ausgehungerten Rest gefangen, nachdem er den König auf eine unedle Art hatte enthaupten lassen. Das morgenländische Reich hingegen empfand desto schimpflichere Schicksale. Gainas, ein gothischer Feldherr in Diensten desselben, nöthigte den Arkadius, ihn zum Feldherrn sowohl seiner gothischen als römischen Soldaten zu ernennen, und ließ den stolzen und ungerechten Wesir desselben, den Rufin, einen Hauptfeind des Stilico, vor den Füßen des Kaisers ermorden. Er wurde aber bald mißvergnügt, und war schon nahe daran, sich Konstantinopels zu bemächtigen, wenn man nicht einige tausend daselbst wohnende Gothen, die es mit ihm hielten, umgebracht hätte; und endlich mußte sich der Kaiser an einen andern gothischen Feldherrn wenden, um jenen mit seinen Kriegsvölkern aus dem Reiche zu vertreiben. Bey einem so elenden Verfall der Römer war es nicht zu verwundern, daß sie anfiengen, die Kleidertrachten der Gothen, die wirklich bereits ihre Ueberwinder waren, zu gebrauchen. Die Gothen aber, welche die ansehnlichsten Würden an dem Hofe zu Konstantinopel bekleideten, erschienen zwar daselbst in ihren römischen Ehrenkleidern; zogen aber sogleich wieder ihre Pelze an, wenn sie den Hof verlassen hatten, und spotteten über das lange römische Kleid, bey dem man das Schwert nicht fertig führen könne.

II. Bey aller dieser Demüthigung und Furcht vor den Deutschen handelten doch die Römer auf das unvorsichtigste. Honorius ließ im Jahre 408, auf eine unerwiesene Anklage, die einzige Stütze seines Reichs, den Stilico, umbringen; er reizte darauf den furchtbaren Alarich, indem er die demselben gethanen Versprechungen nicht halten wollte. Die römischen Soldaten ermordeten sogar die in Italien befindlichen Weiber und Kinder der in römischen Kriegsdiensten stehenden Ausländer; worauf dieselben, dreyßigtausend an der Zahl, zum Alarich übergiengen. Dieser rückte sogleich in Italien ein, zwang die Einwohner von Rom, durch viel Geld und Kostbar-

keit

keiten seinen Abzug zu erkaufen, gab ihnen den Stadtpräfect Attalus zum Kaiser, und setzte denselben wieder ab, kam endlich, weil Honorius keinen Vergleich mit ihm stiften wollte, im Jahre 410 zum drittenmale vor Rom, eroberte es mit Sturm, ließ es ausplündern, und zum Theil verbrennen. So rächten die Deutschen alle diejenigen Völker an Rom, die es so viele Jahrhunderte hindurch überwältigt und beraubt, und mit ihrer Beute sich selbst bereichert und ausgeschmückt hatte. Alarich unterdessen und seine Westgothen waren keine ganz wilden Eroberer; sie zeigten vielmehr eine ganz unverhoffte Mäßigung und Menschlichkeit. Als Christ und großmüthiger Mann befahl Alarich seinen Gothen, die sich auch größtentheils zum Christenthum bekannten, der Ehre des weiblichen Geschlechtes, des Lebens der wehrlosen Einwohner, und Aller, die sich in die Tempel der heil. Apostel Petrus und Paulus flüchten würden, zu schonen, und bei dem Aufsuchen der Beute keine Grausamkeiten auszuüben. Er ließ sogar einen reichen Schatz von kostbaren Gefäßen und Stoffen in die Kirche des heil. Petrus, welcher sie gehörten, zurückbringen, aus der sie geraubt worden waren; und manche Gothen führten selbst die Römer in Kirchen, damit sie vor ihren unbarmherzigern Mitsoldaten sicher seyn möchten. Sonst züchtigte freylich dieser deutsche König den unzeitigen Stolz der Römer auf die empfindlichste Weise. Als sie bey seiner ersten Erscheinung vor ihrer Hauptstadt durch Hungersnoth genöthigt wurden, ihm einen Vergleich anzubieten, und gleichwohl die große Menge bewaffneter Bürger rühmten, die sich zu vertheidigen im Stande wären, gab Alarich lachend zur Antwort: **Je dichter das Heu stehet, desto besser läßt es sich mähen!** Er hatte nun die berühmteste, größte und reichste Stadt seiner Zeiten, die durchgängig für unüberwindlich gehalten wurde, mit weniger Mühe erobert. Aber er blieb nicht daselbst: er wollte nicht sowohl diesen Sitz des römischen Reichs in den Abendländern sich völlig unterwerfen, als vielmehr seine Westgothen auf Kosten desselben bereichern.

Daher ließ er auch den ohnmächtigen Kaiser Honorius, der seine Zuflucht nach Ravenna genommen hatte, aus welcher Seestadt er leicht vor den Deutschen weiter entfliehen konnte, unbeunruhigt, und zog in das untere Italien, um weiter nach Sicilien und Afrika überzuschiffen. Allein er starb daselbst noch im Jahr 410. Die Gothen leiteten einen Fluß ab, begruben den Leichnam des Alarich mit vielen Schätzen im Bette desselben, ließen darauf dem Flusse wieder seinen alten Lauf, und tödteten die Sklaven, welche diese Arbeit verrichtet hatten: alles in der Absicht, damit niemand erfahren möchte, wo ihr geliebter König begraben wäre. Sie wählten darauf den Bruder seiner Gemahlin, Ataulph (oder Adolph), zu seinem Nachfolger. Dieser plünderte Rom noch einsmal aus, und drang darauf in das mittägliche Gallien ein. Hier stifteten die folgenden westgothischen Könige nach und nach ein Reich, das sich anfänglich über einige gegen Spanien und das mittelländische Meer zu gelegenen Länder von Gallien, auch über den nächsten Theil von Spanien, indem es Tolosa (oder das heutige Toulouse in Frankreich) fast hundert Jahre lang zur Hauptstadt hatte; in der Folge aber, nach dem Verluste der gallischen Länder, sich über ganz Spanien und Lusitanien (jetzt Portugall) erstreckte. Es war das erste blühende Reich unter den neuerrichteten deutschen, indem es durch kluge Fürsten, gute Gesetze und andere solche Mittel eher Festigkeit und Ansehen erlangte, als die übrigen. Bald nach dem Jahre 700 wurde es zwar von den Arabern zerstört. Gleichwohl entstanden selbst aus den übrig gebliebenen Trümmern desselben kleine Reiche oder Fürstenthümer, die nach und nach das jetzige spanische Reich hervorgebracht haben. Dieses ist auch die Ursache, warum hier die fernere Geschichte der Westgothen nicht erzählt, sondern in die Geschichte der Spanier verspart wird, die großentheils von ihnen abstammen.

III. Als die Westgothen und andere Deutschen zuerst seit dem Jahr 400 in Italien einbrachen, hatten die Römer, um diesen Hauptsitz des Reichs zu retten, ihre Kriegsschaaren, welche die römischen Gränzen am Rhein bedeckten, an sich gezogen; aber eben dadurch das Reich von dieser Seite entblößt. Desto leichter konnten daselbst andere deutsche Völker in dasselbe eindringen; zumal da eben um diese Zeit in Gallien und Spanien eine Empörung wider den Kaiser sich erhoben hatte. Mit dem Ende des 406 und dem Anfange des Jahrs 407 stürzten die noch übrigen 2 Drittheile des Radagaisischen Heeres, meistens **Sueven**, **Wandaln**, **Alanen**, **Silinger** und **Burgunder**, über den Rhein auf Gallien los, überrumpelten **Mainz**, mordeten in den Kirchen viele tausend Christen, und zerstörten die Stadt. Ein ähnliches Schicksal hatte **Worms** nach einer langen Belagerung, **Strasburg** und überhaupt die meisten ansehnlichen Städte im römischen Deutschlande, in den Niederlanden und in Gallien bis an die Pyrenäen. Viele tausend Einwohner der verheerten Länder wurden als Sklaven weggeführt. Anfänglich mochten sie wohl eben so wenig, als die übrigen Deutschen, die in das römische Gebiet einfielen, entschlossen seyn, einen bleibenden Wohnsitz darin zu nehmen, sondern nur, so weit sie kommen könnten, in diesen schönen und reichen Ländern Beute zu machen. Da sie aber in Gegenden, wo theils gar keine Kriegsvölker waren, theils eben so viele und noch mehr Ausländer, als Römer, zum Schutze des Reichs gebraucht wurden, fast gar keinen Widerstand fanden: so machten sie bald bleibende Eroberungen. Die **Burgunder** also blieben in **Gallien**, wurden Christen, und stifteten hauptsächlich am **Rhodanus** (jetzt die **Rhone** genannt), in Helvetien und Savoyen ein Reich das erst nach mehr als hundert Jahren von den Franken überwältigt wurde. Sie dienten sogar eine Zeit lang in Gallien den Römern zu einer Schutzwehre gegen den Einbruch anderer deutschen Völker. Die Residenz ihrer Könige war Genf. Die **Wandaln** hingegen,

welche schon seit einiger Zeit zum Christenthum nach dem Lehrbegriffe des Arius getreten waren, die Sueven und Alanen, die bald genug diese Religion ebenfalls annahmen, brachen in Kurzem auch in Spanien ein, und theilten dieses Land, wozu überdieß das heutige Portugall gerechnet wurde, unter sich. Doch auch daselbst blieben die Wandalu nur bis zum Jahr 429, in welchem sie in das römische Afrika (wozu aber Aegypten nicht gehörte) hinüber segelten. Und so unglücklich war damals der Zustand des römischen Reichs, daß sie sogar von dem römischen Statthalter in Afrika, der mit dem kaiserlichen Hofe unzufrieden war, dahin eingeladen wurden. Sie gründeten wirklich daselbst ein Reich, das erst nach hundert Jahren wieder unter die Bothmäßigkeit der Kaiser von Konstantinopel gerathen ist. Der König Genserich (oder Geiserich) war Stifter desselben: ein Fürst, der bey einer nur mittelmäßigen Größe noch hinkte, dabey aber ein tiefsinniger Kopf, stark im Reden, entfernt von aller Uippigkeit, heftig im Zorn und habsüchtig, besonders sehr geschickt war, sich anderer Völker nach seinen Absichten zu bedienen. Außer einem großen Theile von Afrika brachte er auch ein Stück von Sicilien unter seine Gewalt; so wie die Wandalen nachmals noch Korsika und Sardinien eroberten. Ja Genserich schiffte sogar mit einem Kriegsheere nach Rom, und ließ es mit weit mehr Härte aller seiner Schätze und Zierrathen berauben, als solches ehedem die Westgothen gethan hatten. Er war ein Verfolger der rechtgläubigen Christen, besonders ihrer Bischöffe und Priester.

IV. Indem dieses um die Mitte des fünften Jahrhunderts geschah, hatten andere Deutsche schon Britannien, oder das heutige Aengland, das entfernteste Land des abendländischen Reichs, besetzt. Die Einwohner desselben bewarben sich vergebens um Hülfe der Römer gegen die Völker im mitternächtigen Theil ihrer Insel, die Skoten und Pikten, durch deren Einfälle sie ungemein viel litten. Denn die Römer

mer konnten kaum Italien, Gallien und andere nähere Länder noch zum Theil gegen die Deutschen vertheidigen. Endlich entschlossen sich die Britten, um nicht ganz zu Grunde gerichtet zu werden, die Sachsen, welche an der Nordsee, vom Ausflusse der Elbe und der Weser an bis gegen den Rhein und die Schelde hin, wohnten, zu ihrem Beystande zu rufen. Zwar hatten diese auch bereits Britannien durch plündernde Landungen beunruhigt. Aber es war doch rathsamer für die Britten, sich mit einer Anzahl entlegener Feinde zu verbinden, als sich der überlegenen Menge derer, die mit ihnen einerley Insel bewohnten, preis zu geben. Es kamen also den Britten einige Schiffe voll Sachsen, ingleichen mit ihnen verwandter **Angeln** und **Jüten** zu Hilfe. Sie erfüllten auch die Hoffnung derselben; wurden aber bald mit den Britten uneinig, verstärkten sich immer mehr, und bemächtigten sich zuletzt Britanniens selbst. Hier errichteten sie also ebenfalls ein deutsches Reich, das von ihnen das **angelsächsische** genannt wurde. Es bestand anfänglich aus sieben kleinen Fürstenthümern; nachher bekamen diese insgesammt einen König. So ist das änglische Reich, oder, wie es nunmehr seit der Vereinigung des nördlichen Theils der Insel mit dem mittäglichen heißt, das **großbritannische** und zugleich nach und nach, durch Vermischung anderer Völker mit den Angeln und Sachsen, die änglische Nation erwachsen. Es wird also auch die fernere Geschichte der Angelsachsen, wie man sie mit einem Worte genannt hat, erst in der Geschichte der Aengländer vorkommen. Hier ist es genug, anzumerken, daß auch diese Deutschen, die ausserhalb Deutschland so mächtig wurden, ungefähr fünfzig Jahre nach ihrer Ankunft in Britannien anfiengen, sich zur christlichen Religion zu bekennen. Diese Wohlthat hatten sie dem Eifer Gregors des Großen und der Thätigkeit des von ihm zu dieser heilsamen Absicht gesandten Augustin zu verdanken. Aber der beträchtlichste Theil der Sachsen blieb doch immer noch in Deutschland zurück.

V. Noch hatte das abendländische Kaiserthum, ob ihm gleich von den Deutschen, zum Theil auch von den Hunnen, fast alle seine Länder, bis auf Italien, entrissen worden waren, wenigstens dem Namen nach, seine Kaiser. Allein auch dieser Würde und dem gesammten Reiche machten die Deutschen nunmehr ein Ende. Ein römischer Feldherr, Orestes, hatte seinen noch minderjährigen Sohn Romulus Augustulus zum Kaiser ernannt, und führte anstatt desselben die vormundschaftliche Regierung. Nun bestand das römische Kriegsheer in Italien damals meistentheils aus Gothen, Herulern, Sciren, Rugiern, oder Rügen, und andern solchen Deutschen. Diese verlangten, daß ihnen der dritte Theil der italischen Felder, die ohnedem schlecht angebaut wurden, zur Belohnung für ihre Dienste ertheilt werden möchte. Man schlug es ihnen ab: darauf wählten sie den Odoaker zu ihrem Oberhaupte, um sich das Verlangte selbst zu verschaffen. Odoaker war ein Rüge; welche Nation sich von der Ostsee her (wo noch die Insel Rügen ihr Andenken erhält) zum Theil gegen die Donau herab gezogen hatte, und jetzt im heutigen Mähren und Oesterreich, Noricum gegenüber, saß. Von daher gieng er nach Italien, und kam wegen seiner Leibesgröße und Tapferkeit unter die kaiserliche Leibwache. Da ihm die deutschen Soldaten soviel Vertrauen bezeigten, griff er mit ihnen den Orestes an, bekam ihn in seine Gewalt, und ließ ihn umbringen. Gleich darauf nahm er auch den jungen Kaiser gefangen, schenkte ihm aber wegen seiner Jugend und Unschuld das Leben, und wies ihm auf einem Schlosse, wo er bleiben mußte, seinen reichlichen Unterhalt an. Rom selbst ergab sich eben so geschwind an den Odoaker, der sich nun zum Könige der Deutschen in Italien ausrufen ließ. Mit dieser großen Staatsveränderung im Jahre 476 hörte selbst der Name des römischen Reichs in den Abendländern auf. Odoaker, der, wie viele seiner deutschen Unterthanen, ein Christ, aber von der arianischen Partey war, regierte mit nicht weniger Klugheit. Er ließ den Römern die

freye

freye Uebung ihrer Gesetze und ihrer Religion, führte auch ausserhalb Italien glückliche Kriege, eroberte Sicilien, Noricum und das Land der Rügen, und stärkte sich durch Verbindungen mit den benachbarten deutschen Königen.

VI. Eigentlich gab es um diese Zeit noch einen **kleinen Ueberrest der römischen Herrschaft** in den Abendländern, nämlich in Gallien; obgleich die Westgothen, Burgunder und andere deutsche Völker sie daselbst schon ziemlich zernichtet hatten. Auch diesen Rest hoben die Franken zehn Jahre nach dem Anfange der Regierung des Odoaker in Italien auf. Zwar hatten sie schon längst einen Theil vom belgischen Gallien besetzt, waren auch darin immer tiefer, bis in die heutige **Picardie**, eingedrungen. Aber erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts glückte es ihnen, ein dauerhaftes Reich in Gallien zu errichten. Einer ihrer Könige, Chlodwig (welches eben so viel als der neuere Name Ludwig ist), überwand den dortigen Feldherrn der Römer in einer Schlacht, bey dem heutigen Soissons in Frankreich, und nahm ihr noch übriges Gebiet in Besitz. Darauf besiegte er die Alemannen im Treffen bey Tolbiacum, welches das jetzige **Zülpich** im Herzogthum Jülich ist. Diese Nation mußte sich ihm größtentheils unterwerfen: es zogen nach und nach starke Haufen Franken in ihr Land, und davon führt ein Theil desselben noch in Deutschland den Namen **Frankenland** oder **Franken**. Da diese Franken über den Mayn giengen, bekam die Gegend, wo solches geschah, davon die Benennung **Frankenfurt**, das heißt: der **Uebergang** oder **Durchgang der Franken**; und nachmals ist daselbst eine große und ansehnliche Stadt angelegt worden, welche noch deswegen Frankfurt am Mayn genannt wird. Die Bezwingung der Alemannen war zugleich die Gelegenheit, bey welcher Chlodwig zum Christenthum trat. Denn als seine Kriegsvölker in dem gedachten Treffen zu weichen anfiengen, that er ein Gelübde, daß er die christliche Religion, welche ihm bereits von

seiner christlichen Gemahlinn Klotildis aufs dringendste empfohlen worden war, annehmen wollte, wenn ihm Christus den Sieg verleihen würde; und er hielt auch sein Versprechen, nachdem er die Feinde geschlagen hatte. Nun war es freylich eine falsche Vorstellung, welche sich auch noch so viele Christen machen, als wenn der Eifer für diese Religion allemal gewiß durch irdische Vortheile und Güter von Gott belohnt werden müßte. Dieses hat Gott niemals verheißen: das Christenthum soll weit edlere Güter, als weltliche Macht, Sieg über die Feinde und dergleichen mehr, verschaffen; es würde auch nur eigennützige und niedrig lohnsüchtige Anhänger haben, wenn man es auf diese Bedingungen annähme. Unterdessen war das Vertrauen rühmlich, welches Chlodwig auf den wahren Gott setzte. (*) Mit ihm nahmen auch einige tausend seiner Franken den christlichen Glauben an; darunter vermuthlich Viele waren, die es nur darum thaten, weil ihr Fürst ihnen das Beyspiel dazu gegeben hatte. Bey ihm äußerte wenigstens diese Religionsveränderung nicht die heilsame Wirkung, welche man hätte erwarten sollen.

Er

(*) Merkwürdig ist das Gebet, welches er in dem Augenblick, da sein Heer mit einer gänzlichen Niederlage bedroht ward, mit gen Himmel gewandtem Gesichte und mit thränenden Augen an Jesum that: "Jesu Christe, den Klotildis als den Sohn des lebendigen Gottes preiset; von dir sagt man, daß du den Nothleidenden hilfst, und denen, die auf dich hoffen, den Sieg ertheilest: ich flehe demüthig um den Ruhm deiner Hilfe; damit ich, wenn du mir den Sieg über diese Feinde verleihest, und ich jene Macht, welche das deinem Namen gewidmete Volk geprüft zu haben rühmet, erfahre, dir glaube, und in deinem Namen getauft werde. Denn ich habe meine Götter angerufen; aber sie sind, wie ich erfahre, zu weit entfernt, mir zu helfen. Daher glaube ich, daß es ihnen gänzlich an Macht fehlt, da sie denen, die ihnen gehorchen, nicht beispringen. Jetzt rufe ich dich an; Dir wünsche ich zu glauben; nur daß ich von meinen Feinden errettet werde."

Er blieb auch als ein Christ immer ein herrschsüchtiger, treuloser und grausamer Fürst. Damit er alle übrige fränkische Stämme und Nationen an beyden Seiten des Rheins und in den jetzigen Niederlanden unter seine Bothmäßigkeit bringen möchte, ließ er ihre Fürsten, die zum Theil seine Anverwandten waren, umbringen, nachdem er sie hinterlistig gegen einander verhetzt und entkräftet hatte; darauf bemächtigte er sich ihrer Länder. Ganz Gallien also kam endlich in seine Gewalt, ausgenommen was davon die Westgothen und Burgunder besaßen; und auch diese hatte er mit den Waffen in der Hand genöthigt, ihm einen Theil ihrer Länder zu überlassen, oder Geld dafür zu zahlen. Unter den damaligen deutschen Reichen war das seinige eins der größten und mächtigsten, als er im Jahr 511. starb. Er hatte in seinem Gebiete überall das Heidenthum zerstört, und viele Kirchen und Klöster mit reichlichen Einkünften errichtet. Obschon er die gallische Kirche in ihrer alten Verfassung fand; so wurde er doch der Stifter der fränkischen, in die jene übergieng, und aus der sich nachmals das Christenthum über einen großen Theil des noch heidnischen Deutschlands verbreitete.

VII. Während seiner Regierung aber war schon wiederum ein neues deutsches Reich in Italien entstanden. Odoaker, der das abendländische Kaiserthum daselbst zerstört hatte, konnte sich kaum sechzehn Jahre in seinem neuen Reiche behaupten. Da rückte Theodorich, König der Ostgothen, in Italien ein, überwand ihn einigemal in Schlachten, zwang ihn zuletzt im Jahre 493. sich an ihn zu ergeben, und ließ ihn bald darauf das Leben nehmen, weil er versucht haben sollte, seinem Sieger durch heimliche Ränke zu schaden. Wenn man dieses grausame Betragen ausnimmt, dergleichen er auch sonst in der Folge ausgeübt hat, so war Theodorich, oder, welches einerley ist, Dietrich, ein ruhmwürdiger Fürst. Er kam mit seinen Ostgothen, die gleich ihm schon mehrentheils arianische Christen waren, aus Pannonien, griff Ita-

lien selbst mit Bewilligung des Kaisers zu Konstantinopel an, dem es eigentlich gehörte, der aber nicht im Stande war, es selbst zu erobern, und regierte daselbst in gutem Vernehmen mit demselben. Seit langer Zeit war Italien in keinem so glücklichen Zustande gewesen, als in den drey und dreyßig Jahren, welche er auf dem Throne saß. Anstatt daß es bisher daselbst oft am Brode gefehlt hatte, weil Kriege und Verwüstungen den Ackerbau zu Grunde richteten, brachte er diesen wieder so sehr in Aufnahme, daß sogar seine Kriegsheere ausserhalb Italien daraus Lebensmittel ziehen konnten. Er sorgte dafür, daß die zerstörten Städte wieder aufgebauet wurden, bevölkerte und schmückte sie aus, ließ von neuem Schauspiele aufführen, beförderte Handlung und Künste, nahm kluge Rathgeber an seinen Hof; verwaltete aber die Regierung selbst am meisten. Ueberhaupt ward er der mächtigste und ansehnlichste Fürst seiner Zeit, dem nur der Name eines Kaisers mangelte. Er schützte die Westgothen gegen die Franken, und setzte den Eroberungen der Letztern ein Ziel. Außer ganz Italien brachte er auch Sicilien, einen beträchtlichen Theil von Dalmatien und Pannonien, im jetzigen Deutschland Noricum, Rhätien und Vindelicien, auch das Land der in der Nachbarschaft wohnenden Sueven oder Schwaben, und endlich ein Stück vom heutigen Provence unter seine Gewalt. Man konnte ihn mehr den Befreyer und Wiederhersteller, als den Eroberer von Italien nennen. Aber seine Nachfolger in der Regierung erhielten sich bey dieser Stärke nicht; besonders konnte die Uneinigkeit zwischen ihren Unterthanen niemals gehoben werden. Daher wurde das von ihm in Italien gegründete Reich sechzig Jahre nach seinem Ursprunge von den Kaisern zu Konstantinopel überwältigt.

VIII. Solchergestalt hörte die Herrschaft der Deutschen über Italien um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wieder auf. Aber es währte nur fünfzehn Jahre seit dem Untergange des ostgothischen

Reichs,

Reichs, so drang eine andere deutsche Nation ein, und regierte über einen großen Theil dieses Landes zwey hundert Jahre lang. Dieses waren die Langobarden, welche, von ihrem Könige Alboin angeführt, aus Pannonien kamen. Zuerst eroberten sie das ganze obere Italien, bis an das jetzige Piemont hin. Daselbst legten sie auch den Sitz ihres Reichs zu Pavia (dem ehemaligen Ticinum) an; und dieser Theil von Italien wurde daher von ihnen die Langobardey, oder, wie man das Wort nachmals abkürzte, die Lombardey genannt. Sie wußten jedoch auch im mittlern Italien längst dem adriatischen Meere, und noch mehr in den untern Gegenden dieses Landes, ihr Gebiet so sehr zu vergrößern, daß den griechischen Kaisern nur der kleinere Theil von Italien übrig blieb. Es fehlte sogar nur wenig daran, daß die Langobarden nicht auch Rom und den ganzen Rest der griechischen Besitzungen in Italien unter ihre Gewalt zogen. Unterdessen, da es so weit gekommen war, fielen die noch mächtigern Franken über sie her, und unterwarfen sich das langobardische Reich, gegen das Ende des achten Jahrhunderts.

IX. Zweyhundert Jahre nach einander also hatten sich alle deutsche Völker vom schwarzen Meere her, längst der Donau und dem Rhein, bis an den Ausfluß desselben hin, in eine unaufhörliche Bewegung gesetzt, um das römische Reich auszuplündern, und nach und nach unter sich zu theilen. Sie waren dabey, in Ansehung des abendländischen Theils von gedachtem Reiche, ungemein glücklich gewesen, hatten eigne Reiche auf dem Grunde desselben errichtet, und ihre bisherigen Länder mit weit angenehmern, fruchtbarern und sehr reichen vertauscht. Daß nicht alle diese neugestiftete deutsche Reiche von langer, oder gar von beständiger Dauer waren, kam hauptsächlich davon her, weil sie blos durch kriegerische Tapferkeit gegründet, und nicht immer durch Klugheit befestigt wurden, weil sich ihre Besitzer durch Uneinigkeit selbst schadeten, und weil auch die Deutschen, welche diese Reiche

stifteten, öfters durch die deswegen geführten Kriege geschwächt und vermindert wurden, mithin andern Nationen, mit welchen sich die alten Einwohner verbanden, nicht genugsam widerstehen konnten. Diese wichtige Veränderung nun im Zustande von Europa pflegt man die **große Völkerwanderung** zu nennen. Freylich ist das ein unbequemer Ausdruck: denn es war keine bloße Wanderung von Völkerhaufen, die andere Wohnplätze friedlich suchten; es waren **feindliche Züge bewaffneter Völkerschaaren, die von allen Seiten auf die Römer**, deren Herrschbegierde und Ländersucht sie sich so lange widersetzt hatten, **losstürzten**, weil sie versichert waren, daß nun die bequemste Zeit gekommen wäre, **die Macht derselben auf immer zu zernichten.**

X. Die Folgen dieser so merkwürdigen Begebenheit waren sehr mannigfaltig und erheblich; sie erstrekken sich zum Theil noch bis auf unsere Zeiten. Anstatt daß bisher nur in den mehr mitternächtigen und morgenländischen Gegenden Europens deutsche Nationen herrschend gewesen waren, bekamen nun auch die gegen Mittag und Abend liegenden Länder unsers Welttheils deutsche Einwohner. Es entstanden deutsche Reiche, von welchen verschiedene noch übrig sind; und mit denselben kamen auch in die gedachten Länder deutsche Sitten, Gesetze, Regierungsarten, Sprachen und andere Veränderungen dieser Art. Auf der andern Seite aber gewannen auch dadurch viele von denjenigen Ländern, welche bisher von den Deutschen im heutigen Deutschlande bewohnt worden waren, eine ganz neue Gestalt. Denn da sie durch die starken Züge sehr entvölkert wurden, so rückten nunmehr **slavische Völker** in dieselben ein. Diese hatten vorher in Sarmatien (oder im heutigen Polen und Rußland, bis an die asiatische Gränze hin), auch in Pannonien und andern Ländern zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere ihre Sitze gehabt, theils frey, theils unter der Herrschaft der Gothen und anderer Nationen. Jetzt aber besetzten sie um das Jahr

500,

500, oder etwas später, ein sehr ansehnliches Stück von Deutschland; und es hat viele Jahrhunderte gewährt, ehe sie darin von den Deutschen völlig bezwungen werden konnten. Sie waren alle Heiden, aber durch mancherley Namen von einander unterschieden. So sind nach und nach im heutigen Steyermark, Kärnthen und Krain, in Mähren und Böhmen, in der Lausitz, im Meißnischen, in der Mark Brandenburg, in Pommern und Mecklenburg, lauter slavische Völker nach dem Jahre 500. zum Vorschein gekommen. Im übrigen Deutschlande herrschten, von der Ost- und Nordsee an gerechnet, die Sachsen, die Friesen, die Franken, die Thüringer, die Alemannen und Sueven oder Schwaben, und die Bojoarier, Bajuvarier oder Bayern.

XI. Die Deutschen waren also ausserhalb Deutschland, in einem sehr großen Theile von Europa, weit mächtiger geworden, als in ihrem ursprünglichen Vaterlande, obgleich ihre dort gestifteten Reiche auch allerley Abwechslungen erlitten. Gegen das Jahr 500. blühte das ostgothische Reich in Italien; das wandalische in Afrika; das suevische in Spanien; das westgothische in Spanien und Gallien; das burgundische in Gallien; das fränkische eben daselbst, auch bis an den Rhein und Main; das angelsächsische in Britannien. Im Jahr 600. hingegen waren die drey ersten dieser Reiche imgleichen das fünfte schon zu Grunde gerichtet; doch wiederum ein neues, das langobardische in Italien, entstanden. Endlich waren im Jahre 800 von allen diesen Reichen nur das fränkische und angelsächsische mehr übrig. Die andern waren damals theils unter fränkische, theils unter arabische Bothmäßigkeit gekommen, und nur sehr wenig von denselben war wieder unter die Herrschaft der von Konstantinopel aus regierenden Römer zurückgekehrt. Doch hatten die Westgothen in Spanien mit dem Untergange ihres Reichs nicht alle Kräfte verloren, gar bald wieder kleine Fürstenthümer anzulegen, aus welchen zuletzt ein neues großes Reich gebildet worden ist.

XII. Aber es erfolgten zugleich durch diese Erweiterung der Wohnsitze und Herrschaft der Deutschen noch vielerley andere Veränderungen an den Nationen und Ländern, die sich ihnen unterwerfen mußten, und sogar an ihnen selbst. Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine Lieben, wie seltsam und hart es anfänglich den Römern, Italiern oder Galliern, die so feine und artige Sitten hatten, an Gelehrsamkeit und witzigen Künsten noch so viel Vergnügen fanden, eine so ausgebildete Sprache, als die römische (bey all ihrer Ausartung) noch war, redeten, so friedliebend, aber auch so gemächlich, weichlich und üppig waren, vorgekommen seyn müsse, Völker als ihre Oberherrn zu erkennen, die sie bisher unter dem Namen der Barbaren auf das Aeußerste verachtet oder gehaßt hatten, die in allen jenen Eigenschaften das Gegentheil von ihnen waren, deren rauhe Sprache sie nicht verstanden, und bey denen sie nichts Vorzügliches fanden, als Leibesgröße und Stärke, mit kriegerischer Tapferkeit verbunden. Die Deutschen ihrer Seits sollten nunmehr über Nationen regieren, die ihnen zwar an Kenntnissen sehr überlegen waren, auch ungemein viele Bequemlichkeiten oder Vergnügungen des Lebens vor ihnen voraus hatten; die sie aber, weil sie so wenig Muth gegen sie bezeigt hatten, und überhaupt so schwach und ausgeartet waren, überaus gering schätzten. Im Anfange also schien es, als wenn keiner von beyden Theilen mit dem andern in eine genauere Verbindung treten könnte. Aber allmälig bequemten sich die Ueberwundenen in manchen Stücken nach ihren Siegern, und diese hinwiederum in andern nach ihren neuen Unterthanen. Die Deutschen waren nicht blos als Heere von Soldaten zu ihren Eroberungen gezogen; sie hatten ihre Weiber und Kinder mitgenommen: desto leichter konnten sie sich, gleich ganzen Völkern, in den bezwungenen Ländern niederlassen. Da sie auch auf einmal aus dem Besitze des Nothdürftigen in einen Ueberfluß an Allem gesetzt wurden, so war ihre Begierde nach Beute befriedigt; kein Widerstand reizte sie, die Waffen zu ergreifen, und sie fiengen

an,

an die Ruhe zu lieben. Wirklich wurde bald in manchen von ihnen eingenommenen Ländern so viele öffentliche Sicherheit und Ordnung eingeführt, daß die alten Einwohner lieber unter der deutschen, als unter der ehemaligen römischen Herrschaft lebten. Diese Letztern bemerkten sogar zu ihrer Verwunderung, daß ihre neuen für barbarisch gehaltenen Oberherren von Lastern, die unter ihnen selbst im Schwange giengen, frey waren. So waren die Westgothen und Wandaln weit keuscher, als die gebornen römischen Unterthanen. Unterdessen milderte nicht nur der häufige Umgang zwischen beyden Theilen die Sitten der Deutschen; sie gewöhnten sich auch zum Theil bald an römische Ergötzlichkeiten, Schwelgereyen und Ausschweifungen. Bey manchen dieser deutschen Nationen wurde solches sichtbarer als bey andern; aber Keine verlohr doch den kriegerischen Muth gänzlich, durch welchen sie Alle berühmt geworden waren. Auch die gemeinschaftliche Religion wurde ein Band der Vereinigung zwischen Deutschen und Römern, weil jene größtentheils schon das Christenthum angenommen hatten, ehe sie die Länder der Letztern überwältigten, oder wenigstens gleich darauf zu demselben übertraten. Das machte sie desto williger zu Allem, was christliche Lehrer ihnen beizubringen suchten; und da sie noch als Heiden gewohnt gewesen waren, ihren Priestern einen unumschränkten Gehorsam zu erweisen, so wurde auch ihre Ergebenheit und ihre Freygebigkeit gegen die Bischöffe und andere christliche Geistliche, größer, als sie noch unter den Christen gewesen war.

XII. Die Deutschen sprachen verschiedene Mundarten, die freylich alle von einer Sprache abstammten, als sie von den römischen Ländern Besitz nahmen. Die drey vornehmsten mögen wohl die gothische, die fränkische und die sächsische gewesen seyn: denn zu einer von denselben läßt sich jede der übrigen, davon auch keine so berühmt und dauerhaft geworden ist, rechnen. Sie waren zwar sämmtlich rauh, und fast ohne allen Wohlklang: nicht allein weil sie den rohen Sitten der Deutschen gemäß seyn mußten; sondern auch haupt-

säch-

sächlich darum, weil sie noch nicht zur Bearbeitung der Künste und Wissenschaften gedient hatten. Es waren auch arme Sprachen, denen sehr viele Wörter und Redensarten zur Bezeichnung gewisser Begriffe, Lehren, Erfindungen, Gebräuche, künstlicher Arbeiten und anderer Dinge fehlten, mit denen die Deutschen damals noch wenig oder gar nicht bekannt waren; für welche sie daher nach und nach entweder griechische oder römische Wörter borgten, oder eigene aus den ihrigen bildeten. Dennoch ist es angenehm, in diesen Sprachen, so weit wir sie kennen, die Grundlage unserer jetzigen deutschen Mundarten zu erblicken, auch manchen starken Ausdruck und wohlausgesonnene Zusammensetzung darin zu finden. So nannten die Gothen (mit welchen auch die Wandaln eine Sprache hatten) die Welt Manaseds, das heißt, den Menschensitz; — Stolz hieß bey ihnen Hauhhartei oder Hochherzigkeit; — ihr arman ist unser erbarmen; taihun das jetzige zehn; Manniks unser Mensch; und die erste Zeile des Vater unser sprachen sie: Atta unsar, tzu in Himinam! Bey den Angelsachsen hatte man den Anfang dieses Gebets folgendergestalt übersetzt: Fáder ure thu the eart on Heofenum! Si thin Nama gehalgod! Wie die fränkische Sprache damals beschaffen gewesen sey, sieht man unter Andern aus einigen eigenthümlichen Namen in derselben, die bis auf unsere Zeiten üblich geblieben sind. Helperich hieß darin eine mächtige Hülfe, Richart ein mächtiger Rath; Rainhart ein glatter oder feiner Rath; Witman ein weiser Mensch, und dergleichen mehr. Die römischen Buchstaben wurden nun immer gewöhnlicher bei den Deutschen, wenn sie ihre Sprache schreiben lernten. Diese Buchstaben wurden in der Folge, da sie durch so vielerley Hände giengen, und sich die Züge sehr verändern lassen mußten, immer unförmlicher, bis daraus die heutige deutsche Buchstabenschrift entstanden ist, die im Grunde, wie oben (I. Zeitr. Num. XXXVII) beym Ulphilas schon bemerkt worden ist, nur aus dem verdorbenen römischen Alphabet besteht. Man

spricht

spricht zwar von einer gothischen Schrift, und von einer Mönchsschrift, in welcher bis zum sechszehnten Jahrhunderte viele Handschriften geschrieben, und selbst einige Bücher gedruckt worden wären. Aber diese Schrift ist gar keine andere, als die ausgeartete römische oder lateinische; daher man auch lateinische Bücher in derselben geschrieben oder gedruckt hat. Die Gothen hatten ein ganz anderes Alphabet; aber auch aus römischen und griechischen Buchstaben zusammengesetzt, welches schon anderwärts gezeigt worden ist. Daß man die so sehr veränderten römischen Schriftzüge die Mönchsschrift genannt hat, kommt davon her, weil die Mönche bis zur Erfindung der Buchdruckerey die ordentlichen Abschreiber der Bücher und anderer Aufsätze waren, von denen sie also eigentlich gebildet worden ist.

XIV. Aber wenn gleich die Deutschen niemals eine ihnen allein eigene Buchstabenschrift gehabt, oder ersonnen haben: so haben sie dagegen neue Sprachen hervorgebracht, und verursacht, daß die altrömische Sprache, deren Buchstaben sie entlehnten, im Gebrauche des täglichen Lebens aufhören mußte. Sie konnten sich zwar nicht enthalten, sich mit dieser Sprache bekannt zu machen, die auch ohnedem viele Tausend unter ihnen schon seit Jahrhunderten durch erzwungene oder gütliche Verbindungen mit den Römern gelernt hatten. Nächstdem war es die Sprache ihrer neuen Unterthanen, von denen sie an Menge weit übertroffen wurden, und die wenig Neigung bezeigten, die ihnen so hart klingenden Mundarten ihrer Ueberwinder zu reden. Allein indem die Deutschen sich der römischen Sprache bedienten, nahmen sie nicht nur Wörter genug aus derselben in die ihrige auf, von denen noch so viele darin übrig sind; sie drehten sie auch nach ihrer Aussprache, brachten deutsche Wortfügungen in dieselbe, mischten selbst deutsche Wörter darunter, und gaben ihr also, so zu reden, einen halb fremden Anzug. Sie hatte ohnedieß schon längst bey den Römern selbst sehr viel von ihrer alten

Reinigkeit und Zierlichkeit verloren: diese verunstalteten sie auch immer mehr, und gewöhnten sich daher desto leichter an die neue Vermischung und Verfälschung, die mit derselben vorgenommen wurde. Auf diese Art entstanden die italische, die französische, die spanische und portugiesische Sprache: bey welchen allen zwar die lateinische den Grund ausmacht, von der sich aber eine derselben immer mehr entfernt als die andere, wie in der Geschichte der Nationen, welche sie sprechen, gezeigt werden wird.

XV. Eine von den Ursachen, warum sich die Deutschen der Erlernung der lateinischen Sprache nicht ganz entschlagen konnten, war auch diese, weil sie durch dieselbe mannichfaltige Begriffe und Kenntnisse erlangten, die ihnen bisher gefehlt hatten. Einige unter ihnen trachteten auch nach Lehrämtern in der Kirche; und noch ehe die große deutsche Völkerwanderung völlig ausbrach, findet man Geistliche unter den Gothen, die gelehrte Untersuchungen über die heilige Schrift anstellten. Nicht allein die lateinische, sondern auch die griechische Sprache war ihnen hierzu nothwendig. Man hätte überhaupt erwarten sollen, daß die Deutschen, die sich in Ländern niederließen, wo Wissenschaften und Künste seit vielen Jahrhunderten so glücklich bearbeitet wurden, eine gleiche Neigung zu denselben mit der Sprache dieser Länder annehmen würden. Allein dieses erfolgte keineswegs. Sie verwehrten es zwar den alten Einwohnern nicht, sich der Gelehrsamkeit zu ergeben; selbst hingegen beschäfftigten sie sich überaus selten mit derselben; und es hat Jahrhunderte gewährt, bevor unter den Franken, und einigen wenigen andern deutschen Nationen, ein mittelmäßiger Fleiß von dieser Art zum Vorschein gekommen ist. Bey den meisten derselben, wie bey den Wandalu, Sueven, Burgundern und andern mehr, hat man gar keine Spuren davon erblickt. Man beschuldigt sogar zuweilen die Deutschen, sie hätten durch ihren verwüstenden Einbruch in das abendländische Reich der Römer alle Wissenschaften und

feinen Künste daselbst zu Grunde gerichtet. Daraus sey die lange Barbarey der mittlern Jahrhunderte bis ins fünfzehnte hin, das heißt, Unwissenheit und Vernachläßigung des Verstandes, und das bey den meisten Christen im abendländischen Europa, entstanden. Selbst ein großer Theil ihrer Lehrer habe die zur Bildung wahrer Christen und ächter Gelehrten nöthigen Kenntnisse nicht besessen; die gesammte Literatur überhaupt sey in einem sehr mangelhaften und dürftigen Zustande gewesen. Dieser Vorwurf ist sehr scheinbar. Denn die Deutschen, welche ohne Liebe zu den Wissenschaften in die gedachten Länder eindrangen, sie auch darauf wenig schätzten, munterten Niemanden durch ihr Beyspiel auf, sich in denselben hervorzuthun. Ueberdieß zerstörten sie so viele Kunstwerke, Büchersammlungen, Schulen und andere Hülfsmittel der Wissenschaften und Künste (zwar nicht eben aus Haß gegen dieselben, wohl aber aus Geringschätzung und in der Hitze ihrer feindseligen Verheerungen), daß dadurch bey dem allgemeinen Elende der damaligen Zeiten die Lust der Gelehrsamkeit sich bey den Römern nothwendig sehr verringern, oder wohl gänzlich verlieren mußte. Aber diese Uebel waren doch nur vorübergehend; sie hörten in einem oder wenigen Jahren auf: und alsdenn war den Deutschen selbst viel daran gelegen, daß Ruhe und Ordnung in den von ihnen eroberten Ländern überhand nahmen. Vielmehr trafen sie die Gelehrsamkeit bey den Römern in einem solchen Zustande an, daß dieselbe bald völlig sinken mußte, wenn auch die Deutschen ihre Herren nicht wurden; sie sank nur etwas früher und schneller, seitdem diese rauhen Krieger, die aber bald gemildert wurden, über die längst ausgearteten Römer geboten. Ein Theil der Letztern, und darunter einige nicht unerleuchtete Männer, verachteten schon seit einiger Zeit aus übertriebener Frömmigkeit die vortrefflichsten heidnischen Schriftsteller; weil sie so viele abergläubige und unzüchtige Dinge enthielten; Trägheit und unaufhörliche Lustbarkeiten waren an die Stelle des ehemaligen Eifers für die

Staatl. Bibliothek Posen

Wissenschaften getreten, und diese hatten gleichsam ihre Zuflucht, in einer ziemlich ärmlichen Gestalt, nur noch zu der Geistlichkeit genommen.

XVI. Wäre die Gelehrsamkeit zu dieser Zeit bey den Römern noch so blühend gewesen wie in den ältern Jahrhunderten: so würden die Deutschen vermuthlich zu derselben weit zeitiger eine lebhafte Neigung gefaßt haben. Aber sie hatten auch eine besondere Ursache, warum sie sich in der Entfernung von derselben hielten; sie glaubten, daß ihr kriegerischer Muth durch solche stille Beschäfftigungen geschwächt werden müsse. Selbst der Fürst, den eine deutsche Nation in diesen Jahrhunderten hatte, der König Theodorich, verbot seinen Ostgothen, ihre Kinder in die Schule zu schicken (*), weil, seiner seltsamen Meynung nach, diejenigen, welche von Jugend auf die Ruthe gefürchtet hätten, nachher vor dem Degen zittern, und also niemals unerschrocken genug den Waffen ihrer Feinde entgegen gehen würden. Das war jedoch eine sehr falsche Vorstellung, die er sich machte. Die Ruthe ist schon an sich kein unentbehrlich nothwendiges Hülfsmittel des Unterrichts: es giebt so manche richtig und edel denkende Kinder, deren Lernbegierde und Sittsamkeit niemals vor derselben zu zittern braucht. Auch wird sich der tapfere Jüngling oder Mann vor seinem bewaffneten Feinde deswegen nicht entsetzen, weil er etwan vordem Züchtigungen ausgestanden hat, denen der Lasterhafte und Feige gewissermassen in jedem Alter ausgesetzt bleibt. Es hat ausserdem Nationen genug gegeben, die sich zugleich in den Wissenschaften und im Kriege sehr hervor gethan haben, indem sie erkannten, daß jene für den unerschrockensten Streiter ein Schatz

(*) Wenn man dem sehr verdächtigen Zeugnisse des Procopius von einem Regenten, der selbst nicht ohne Kenntnisse war, die Wissenschaften und die gelehrtesten Männer seiner Zeit, Boethius und Cassiodorus, (s. Num. XVII.) ungemein hochschätzte, Glauben beymessen will.

Schatz von Einsichten und Klugheit wären, wodurch seine Herzhaftigkeit nicht unterdrückt, sondern besser geleitet, vor Wildheit bewahrt, und stärker angefeuert würde. Und eben diese Ostgothen, die keine gelehrte Unterweisung genießen sollten, um ihren ganzen Muth beyzubehalten, die sich auch zu Friedenszeiten beständig mit dem Spieße und Bogen übten, wurden doch sehr bald nach Theodorichs Tode von den Römern aus Konstantinopel her überwältigt, und ihr Reich war eins von denjenigen deutschen auf römischem Grunde und Boden, die am kürzesten gedauert haben. Denn nicht der Anbau des Verstandes, sondern die Verschlimmerung der Gesinnungen und Sitten, entkräftet alle Tapferkeit des Geistes und des Körpers. Theodorichs junger Enkel, Athalarich, wurde schon von seiner Mutter zu den Wissenschaften erzogen; die vornehmen Gothen wollten solches unter dem gedachten Vorwande nicht leiden; sie mußte also seinen Lehrern den Abschied geben: dafür wurde er ein wohllüstiger und ausschweifender König, der seine Mutter selbst verachtete, und in seiner frühen Jugend an den Folgen seiner Lüderlichkeit starb.

XVII. Unterdessen sahen es doch die klügsten Deutschen ein, daß eine wohlgeordnete bürgerliche Verfassung der Wissenschaften und feinern Künste nicht durchaus entbehren könne, weil sie Verstand, Witz, Erfindungskraft, die artigsten Sitten, das edelste Vergnügen schärfen, erweitern und unterhalten, selbst die Klugheit des Fürsten und die Nutzbarkeit aller Mitglieder des gemeinen Wesens ungemein erhöhen. Wenn gleich also die Deutschen sich selbst anfänglich diese Vorzüge nicht erwarben, so bedienten sie sich doch der Gelehrten und Künstler, die sich unter den Römern fanden, mit Hochachtung und Dankbarkeit. Die beyden vornehmsten Räthe und Staatsbedienten, mit deren Hülfe der oftgenannte König Theodorich die Regierung so glücklich führte, waren die zween gelehrtesten Römer seiner Zeit, Boethius und Kassiodorus. Eben so wurden auch von andern deut-

schen Fürsten römische Gelehrte, vorzüglich auch Geistliche, hervorgezogen und gebraucht, bis einige dieser Nationen selbst ihre Gelehrten und Lehrer bekamen. Gegen die römischen Künstler, als Baumeister, Bildhauer und dergleichen mehr, betrugen sich die Deutschen auf gleiche Art, indem sie von ihnen die Gebäude und andere Kunstwerke verfertigen ließen, deren sie ohnedem nur in geringer Anzahl benöthigt waren. Sie selbst legten erst spät Hand an die Künste: ihre Hauptarbeiten blieben noch lange Feldbau und Krieg. Man pflegt zwar von einem **plumpen Gebäude**, das kein Ebenmaaß, noch Zierlichkeit und wahre Bequemlichkeit hat, zu sagen, es sey **im gothischen Geschmack** errichtet worden. Allein die Gothen hatten keine besondere Bauart, und ließen auch nur durch Römer bauen. Diese waren selbst schon von der schönen griechischen Baukunst weit abgewichen: die ihrige wurde also immer schlechter und verfiel insonderheit, seitdem Gothen und andere Deutschen, welche dieser Kunst eben keinen großen Werth beylegten, über sie herrschten. Daher hat man dieses ziemlich uneigentlich die **gothische Baukunst** genannt. Die Deutschen nahmen diese Bauart nicht nur von den Römern an; sondern sie wurde auch nach mehrern Jahrhunderten von ihnen und andern europäischen Nationen mit den vermeynten Zierrathen der Araber vermehrt. Daher kommen noch so viele alte Gebäude, welche man richtiger ungeheure Steinklumpen nennen könnte, ohne Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, zwar groß und fest, auch mit äußerst dicken Mauern versehen, aber desto finsterer, kälter und feuchter, mithin für die Gegenden, welche die meisten europäischen Völker bewohnen, desto weniger zu öffentlichen Zusammenkünften, oder zu einem beständigen Aufenthalte brauchbar.

XVIII. Aus der nähern und allgemeinern Bekanntschaft, welche die Deutschen nunmehr mit der Sprache, der Verfassung und den Gelehrten der Römer erlangten, entstand für sie die vortheilhafte Folge,

daß

daß sie seit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts anfiengen, ihre Gesetze schriftlich abzufassen. Bis dahin hatten sie blos **rechtliche Gewohnheiten** und **Herkommen**, nach welchen sie sich zwar in ihren gesellschaftlichen, bürgerlichen und gerichtlichen Geschäfften richteten; die aber, weil sie **nur mündlich** fortgepflanzt wurden, leicht verfälscht, auch vergessen werden konnten. Unterdessen brauchten Nationen, deren Eigenthum gering war, und die größtentheils im Lesen und Schreiben unerfahren waren, keine andern Gesetze; auch hatten sie deren ohnedieß bey ihren unvollkommenen bürgerlichen Einrichtungen nur wenige. Jetzt aber, da sich mit ihren Besitzungen auch ihre Bedürfnisse, Streithändel, Verhälnisse gegen andere Mitbürger, und dergleichen mehr, vergrößert hatten, schien es nöthig zu seyn, sie zu erweitern, und in eine schriftliche Sammlung zu bringen; zumal da sie das ähnliche Beyspiel ihrer römischen Unterthanen vor sich hatten. Sie ließen den Letztern ihre eigenen alten Gesetze, nahmen sogar einige wenige von denselben an; und auch das war eine Ursache, warum ein schriftlicher Aufsatz der ihrigen nützlich wurde. Dieses ist jedoch nicht von denen deutschen Nationen zu verstehen, welche in Deutschland blieben: die **Franken** ausgenommen, welche am Rhein und Main, bald auch gegen die Donau und Saale zu herrschten, und die unter ihrer Herrschaft lebenden; alle übrige fuhren noch lange fort, sich nach ungeschriebenen Gewohnheiten zu richten. Daß man bey den nunmehr geschriebenen Gesetzen der **Franken**, der **Burgunder**, der **Westgothen**, der **Langobarden** und anderer mehr **nicht die deutsche**, sondern die **lateinische Sprache** gebraucht hat, kann euch zwar sonderbar vorkommen. Allein es waren **römische** Gelehrte, denen man die schriftliche Abfassung derselben auftrug; Manches wurde darin um der Deutlichkeit willen deutsch ausgedrückt; im übrigen sah man noch nicht einmal für möglich an, alle deutsche Wörter mit lateinischen Buchstaben zu schreiben.

XIX. Man hat von diesen Gesetzen der Deutschen, die eben durch ihre schriftliche Aufbewahrung zu uns gekommen sind, mit Recht gesagt, sie wären durch **Nothwendigkeit und Freyheit** eingegeben worden. Ob sie gleich von verschiedenen Nationen herrühren, so stimmen sie doch alle darin mit einander überein, daß sie sich für den Zustand dieser Nationen sehr wohl schicken, kurz, nachdrücklich, und mit einer gewissen einnehmenden Einfalt, das heißt, ohne gekünstelte Ausschmückungen oder Empfehlungen, treuherzig und gerade abgefaßt sind. Man sieht, es sind gleichsam die ersten Schritte, welche die Deutschen zu einem mehr gesitteten und Bürgerleben gethan haben. Da bey allen deutschen Nationen das Volk, oder, um genauer zu reden, jeder freye Mann, seinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt in den öffentlichen Versammlungen, eben sowohl als die Könige und Fürsten selbst, hatte: so wurde durch die Gesetze desto mehr für die anständige Freyheit, Sicherheit des Eigenthums, und andere bürgerliche Rechte eines jeden gesorgt. Es ist aber auch eben daher die löbliche Folge entstanden, daß noch bis auf unsere Zeiten bey manchen deutschen Nationen das Volk entweder über die ihm nöthigen Gesetze durch seine Abgeordneten, unter dem Namen von **Reichsständen** und **Landständen**, berathschlagt, oder wenigstens durch dieselben zu allen wichtigen Einrichtungen in seinem Vaterlande seine Stimme giebt.

XX. Es war eine von den vornehmsten Absichten der deutschen Gesetze, Beleidigungen zu verhüten, oder, da sie bey so streitbaren Nationen häufig vorfallen mußten, auf das geschwindeste zu bestrafen. Daher wurden alle Fälle und Arten von persönlichen Verletzungen und andern Verbrechen sehr genau bestimmt, und überall die Strafe eben so deutlich beygefügt: wie, wenn ein Auge oder ein Finger verwundet, ein Bein zerbrochen, ein Schaf, ein Schwein, eine Ziege, ein Vogel gestohlen worden, und dergleichen mehr. Aber die Strafe bestand eigentlich nur in einer Geldbuße, die dem Beleidigten gezahlt werden mußte.

mußte. Selbst für Mordthaten wurde ein Ersatz an Gelde gegeben. Wenn also Jemand dem Andern ein Auge ausriß, bezahlte er dafür bey den Franken drey und sechzig Goldstücke; und wenn ein freyer Mann einen Franken umbrachte, gab er deren zweyhundert; wenn er ihn aber in einen Brunnen gestürzt hatte, sechshundert. Freylich kannten diese Völker den hohen Werth des menschlichen Lebens nicht, den überhaupt die Menschen erst durch das Christenthum recht schätzen gelernt haben. Aber ihr müßt auch hierbey bedenken, daß alle freye Deutschen bewaffnet waren, und also Gewaltthätigkeiten desto leichter von sich abhalten konnten; daß sie durch ihren kriegerischen Geist sich gewöhnt hatten, das Leben gering zu schätzen; daß die Geldstrafen für Nationen, welche, wie sie, an den edlen Metallen lange Zeit arm waren, eine sehr empfindliche Strafe ausmachten, welche Viele gar nicht entrichten konnten; und daß diese Letztern dem Beleidigten überlassen wurden, um sie als Knechte zu gebrauchen, oder zu verkaufen. Man findet gleichwohl Beyspiele in den Gesetzen der Deutschen, wie bey den Burgundern, daß auf jeden Todtschlag Todesstrafe gesetzt wird. Auch haben die Deutschen den Diebstahl mit dem Tode bestraft; vermuthlich darum, weil die gestohlnen Sachen, Pferde und anderes Vieh, sich nicht wehren konnten, mithin die Versuchung, sich ihrer zu bemächtigen, desto größer war. So rauh übrigens die Deutschen noch damals waren, als sie diese Gesetze abfaßten; so hatten sie doch in denselben einigen Vorzug vor den Römern, von denen sie sonst so vieles lernen mußten. Denn diese Gesetze waren so deutlich, daß sie nicht wohl durch Spitzfindigkeiten verdreht werden konnten; Jeder kannte sie, und sprach für sich selbst vor Gerichte, das unter freyem Himmel gehalten wurde. Ja er konnte über Beleidigungen klagen, wenn gleich kein besonderes Gesetz vorhanden war, nach welchem die Klage anzustellen war; in welchem Falle sie bey den römischen Gerichten nicht angenommen wurde.

XXI. Doch fielen bey den Deutschen ebenfalls verwickelte Streithändel vor, da scheinbare Vertheidigungen und Ausflüchte, oder widersprechende Zeugen, abgelegte Eidschwüre, und andere Umstände, es dem Richter beynahe unmöglich machten, sich zuversichtlich für eine Partey zu erklären. Alsdann mußten beyde Parteyen durch einen **Zweykampf**, vor Gerichte selbst, ihre Sache mit einander ausmachen; und demjenigen, welcher darin die Oberhand behielt, wurde auch durch obrigkeitlichen Ausspruch die Ehre der gerechten Sache zuerkannt. Doch die Gesetze vieler deutschen Völker erlaubten solches nicht blos in den gedachten Fällen. Bey den **Langobarden** verordneten sie überhaupt, daß, wenn eine Klage gegründet schiene, sich der Beklagte durch den Zweykampf reinigen oder vertheidigen könnte. Unter den **Burgundern** stand es dem Kläger frey, seinen Gegner entweder schwören zu lassen, oder sich mit ihm zu schlagen. Selbst die Zeugen mußten bey ihnen, wenn darauf gedrungen wurde, einen aus ihrem Mittel zum Zweykampfe stellen. Diese seltsame Gewohnheit, den rechtlichen Ausgang einer Streitsache auf die Stärke oder Fertigkeit der Faust, welche die Waffen führte, ankommen zu lassen, war ursprünglich zwar eine Folge von der kriegerischen Denkungsart der Deutschen seit den ältesten Zeiten, da sie bereits in dem Ausgange eines Zweykampfs zwischen einem der Ihrigen und einem Gefangenen eine Vorbedeutung suchten, wie der Krieg, den sie mit der Nation des Gefangenen führen wollten, ablaufen würde. Sie waren auch noch immer mehr an Gefechte, als an Untersuchungen schwerer Streitfragen gewöhnt. Daher fanden besonders die Langobarden so viel Vergnügen daran, Zuschauer bey dergleichen gerichtlichen Zweykämpfen abzugeben. Sie nahmen einen so hitzigen Antheil daran, als die Römer an ihren Fechterspielen, Thierhetzen und Wettrennen; und in der That wurden sie ihnen noch wichtiger, weil dabey die Entscheidung einer merkwürdigen Rechtssache ihre ganze Aufmerksamkeit rege machte. Aber mit dieser kriegerischen Lust war bey

den

den Deutschen auch Aberglaube, das heißt, falsche von Menschen ersonnene Religionsbegriffe, verbunden, wozu sie auch das Christenthum mißbrauchten. Sie bildeten sich nämlich ein, daß Gott demjenigen von beyden Kämpfenden, welcher Recht hätte, ausserordentlich beystehe, und ihm allemal den Sieg über seinen Gegner verschaffe. Sie hatten noch andere solche vermeynte Proben der Unschuld, die sie von einer göttlichen Einwirkung herleiteten, und die doch leicht in betrügerische Kunstgriffe sich verwandeln konnten: wie zum Beyspiel, wenn ein Beklagter seine Hand in kochendes Wasser steckte, oder eine glühende Pflugschaar berührte, und alsdann für unschuldig gehalten wurde, wenn ihm solches nicht schadete. Man nannte dergleichen abergläubische Proben (die sich viele hundert Jahre lang erhalten haben, und wovon sogar Ueberbleibsel auf die neuern Zeiten gekommen sind), **Ordalien**, das ist unser jetziges Wort **Urtheile**. Denn man sahe sie als **Urtheile Gottes** an, welche er auf die sichtbarste Art über Recht und Unrecht zu fällen pflegte: eine ausnehmende Verwägenheit der Menschen (bey allem Zutrauen, das sie auf die göttliche Gerechtigkeit und Fürsehung setzen mochten), zu verlangen, daß Gott, gleichsam auf ihre Auffoderung, durch sinnliche Merkmaale erklären sollte, wer von zween Streitenden Recht habe oder nicht; da er ihnen doch so viel ordentliche Mittel, solches zu erforschen, an die Hand gegeben hat.

XXII. Gleichwohl war Theodorich, König der Ostgothen, bey aller seiner Tapferkeit fast der einzige deutsche Fürst dieser Zeiten, der die gerichtlichen Zweykämpfe mißbilligte. Nicht nur untersagte er sie seinen Gothen mit den menschenfreundlichen Ausdrükken: **Das ist kein Verlust, wenn man das Leben eines Menschen erhält, so viel es immer kosten mag**; sondern ermahnte auch andere Völker, dieselben abzuschaffen. „Legt die Waffen ab (schreibt er an „die Einwohner Pannoniens), da ihr keinen Feind „habt. Es ist frevelhaft, den Arm gegen eure Anverwand-

„wandten aufzuheben, für welche ihr rühmlich sterben „solltet. Wozu braucht der Mensch die Zunge, wenn „er seine Sache mit bewaffneter Hand führt? Oder „wie kann man glauben, daß Friede sey, wenn mitten „in friedlichen Zeiten gefochten wird? Ahmt wenigstens „unseren Gothen nach, welche ausserhalb ihres Landes „Schlachten zu liefern, in demselben aber Bescheidenheit zu üben verstehen!“ Aber es gieng bey den übrigen Deutschen ganz anders. Nicht allein der gerichtliche Zweykampf blieb unter ihnen; sondern sie bedienten sich auch dieses rechtlichen Mittels nach und nach in sehr vielen Fällen, wo sie ihre empfangene Beleidigungen oder entstandene Zänkereyen erst vor die Gerichte hätten bringen sollen. Es kamen die unruhigen Zeiten, von denen ihr in der Folge lesen werdet, da die Gesetze und Obrigkeiten überaus wenig galten, und besonders die Vornehmen, Reichen und Mächtigen sich für alle Beschwerden, die sie gegen einander hatten, sogleich mit dem Degen in der Hand, und durch die gewaltthätigsten Ausschweifungen selbst rächten. In diesen barbarischen Zeiten kam der eben so irrige als unglückliche Wahn auf: daß Personen von edler Herkunft, wenn sie von ihres Gleichen beleidigt oder beschimpft worden wären, sich nicht so weit herablassen dürften, Schutz oder Genugthuung dafür von der Obrigkeit zu begehren; daß sie vielmehr berechtigt wären, sich solche selbst mit den Waffen zu verschaffen. So sind die Zweykämpfe oder Duelle entstanden, die noch in so vielen europäischen Ländern angestellt werden: ein wahres Ueberbleibsel der alten Barbarey und gesetzwidrigen Wildheit. Niemals haben die gesittetsten und weisesten Nationen des Alterthums, insonderheit die Griechen und Römer, die einen so wahren und hohen Werth auf Ehre, Tapferkeit und Adel, der durch edle Thaten erworben ist, legten, geglaubt, daß es schimpflich und niederträchtig für einen edlen Mann sey, wenn er beleidigt worden ist, zu den Gesetzen seine Zuflucht zu nehmen, denen eigentlich Jedermann, vom Fürsten selbst an mitgerechnet, unterworfen ist, weil sie die sicher-

sichersten Mittel der bürgerlichen Ruhe, Ordnung und Glückseligkeit sind; und daß es hingegen für ihn weit anständiger, und sein besonderer Vorzug sey, mit Verachtung der Gesetze und Obrigkeiten, den Beleidiger selbst zu strafen, und zwar bey so unsicherm Erfolge, da der Beleidigte, anstatt sich an seinem Beleidiger zu rächen, gar oft sein eigenes Leben einbüßt. Zwar ist das Wort **Duellum** römischen Ursprungs: aber es bedeutete bey den Römern blos den **Krieg zwischen zwey Völkern.** Zweykämpfe kannten sie nur im Kriege, wenn von ihrem und dem feindlichen Heere zween (*) tapfere Männer, auf Erlaubniß der Feldherren, in Gegenwart der Heere selbst, und um ihren Muth anzufeuern, fochten. Das Vorurtheil, welches die neuern Zweykämpfe unter allen europäischen Völkern eingeführt hat, konnte nur bey Nationen und in Jahrhunderten entstehen, wo die Fertigkeit, sich herum zu schlagen, für den höchsten und beynahe einzigen Ruhm gehalten wurde. Es hat unzählige traurige Folgen nach sich gezogen, und ist dennoch, theils aus übel verstandenen Begriffen von Ehre, theils durch die Nachsicht der Fürsten, theils durch die mannichfaltige Vereitlung der noch bestehenden strengen Strafgesetze, stehen geblieben.

XXIII. Wenn man die übrige Verfassung der deutschen Nationen in den ersten Jahrhunderten seit der sogenannten großen Völkerwanderung, theils aus ihren Gesetzen, theils aus ihren Geschichten, untersucht: so findet man ebenfalls, daß sie, ohngeachtet mancher Veränderungen in ihren Sitten, doch auch viel Eigenthümliches noch aus ihrem ältern Zustande her, vornehmlich von kriegerischer Freyheitsliebe, beybehalten haben. Ihre Könige folgten nicht schlechterdings erblich auf einander; die freyen Männer, oder doch die Ansehnlichsten der Nation, hatten das Recht, den

(*) Oder auch mehrere, wie z. B. die Horatier und Curiatier.

den Sohn oder Bruder nach dem Tode seines Vaters oder Bruders zu wählen oder sonst wegen vorfallender Bedenklichkeiten, z. B. wegen Minderjährigkeit, einen dem andern vorzuziehen; der Neugewählte wurde meistentheils auf einen Schild gesetzt, von Fürsten oder Vornehmen herum getragen, und dergestalt dem versammelten Volke im freyen Felde gezeigt. Dieses huldigte ihm bey solcher Feyerlichkeit, und der König versprach, Jedermanns Freyheiten und Rechte nach Kräften zu schützen und zu erhalten. Auch mußte das Volk, oder die Stände, von den Königen befragt werden, wenn neue Gesetze gegeben, oder Kriege geführt werden sollten. Die Regierung der Länder bekam zwar eine neue Einrichtung; aber ohne willkührliche Unterdrückung der Unterthanen. Es wurden **Herzoge** und **Grafen** über sie gesetzt, von welchen jene Statthalter und Befehlshaber der Kriegsvölker in großen Ländern, diese aber königliche Richter in den Gauen waren. Vornehmlich entstanden jetzt bey verschiedenen deutschen Völkern die **Lehen** auf folgende Art. Nachdem sie so viele Eroberungen über die Römer gemacht hatten, theilten sie sich zwar überhaupt in diese Länder, und liegende Gründe bekamen nun bey ihnen einen weit größern Werth, als sie jemals vorher gehabt hatten. Allein die Könige ertheilten besonders denjenigen, welche sie näher mit sich verbinden, und zu Kriegsdiensten, so oft sie dieselben forderten, verpflichten wollten, gewisse Ländereyen oder Güter zum Genusse bis auf Wiederruf oder auf Lebenslang. Ein solches wurde zum Unterschiede von dem **eigenthümlichen und erblichen Gute**, das **Alode** hieß, ein **Lehn** (von **Leihen** oder **Lehnen**, weil es gleichsam nur auf eine Zeit lang **gelehnt wurde**) genannt. Zuweilen ließen es auch die Könige wegen ausnehmender Verdienste den Kindern des Besitzers, oder, welches einerley ist, ihres **Vasallen**. Nach und nach aber wurden viele von diesen Lehngütern erblich bey den Familien; und da die Könige oder andere Fürsten von Zeit zu Zeit eine ziemliche Anzahl derselben verschenkten, so wurden sie oft auf diese Art an eigenthümlichen

Gü-

Gütern arm, und ihre Lehnsleute dagegen reicher und mächtiger. Auf der andern Seite hatten sie dafür an ihren Lehnsleuten einen stets fertigen und treuen Haufen geübter Krieger zu ihrem Befehl, die nicht nur selbst, sondern auch mit einem Theil ihrer Unterthanen, auf ihre Kosten bereit waren, die Waffen zu führen. Freylich gewöhnten sich die Lehnsleute aus Dankbarkeit daran, mehr für ihre Fürsten als für ihr Vaterland zu fechten; und es hat nicht immer Fürsten gegeben, welche das Beste des gemeinschaftlichen Vaterlandes und ihren eigenen Nutzen für einerley gehalten hätten. Aber es sind auch die alten Lehnseinrichtungen nicht völlig mehr in ihrer alten Gestalt vorhanden, wenn sich gleich ihr Name und ihre Grundlage erhalten haben. Die **Langobarden** und die **Franken** waren die ersten Deutschen, welche die Lehnsverfassung recht entwickelten.

XXIV. Aber unter allen deutschen Völkern dieses Zeitraums erhoben die **Franken** ihr Reich zur höchsten Größe, Macht und Dauerhaftigkeit. Es begriff den größten Theil vom jetzigen Frankreich und von den Niederlanden, und ein sehr beträchtliches Stück von Deutschland. Die Söhne seines Stifters, Chlodowig, theilten es im Jahr 511. in vier Königreiche. Theodorich, oder Dietrich, der älteste von ihnen, bekam die alten Wohnplätze der Franken am Niederrhein; ingleichem was sie am Oberrhein und Main den Alemannen entrissen hatten; die Länder an der Mosel und Maaß; die Städte **Trier**, **Metz**, **Tull** und **Verdun** (oder nach ihren römischen, Namen, Treviri, Metti oder Meti oder Mettis, Tullum und Virodunum); ingleichem die den Westgothen abgenommenen Länder im heutigen Gebiete von Lyon und Guienne. **Metz** wurde die Hauptstadt seines Reichs, und nach derselben war **Rheims** (sonst Remi) die vornehmste Stadt darin. Dieser sein Reichsantheil hieß **Austrasien**, ingleichem **Osterreich** oder **Oesterreich**, und **Ostfranken**, das heißt, der gegen Morgen gelegene Theil des fränkischen Reichs. Die übrigen gegen

Abend

Abend zu gelegenen Länder des fränkischen Reichs im heutigen Frankreich und in den Niederlanden, wurden mit dem allgemeinen Namen Neustrien oder Neustrasien begriffen. Darein theilten sich die übrigen Brüder Dietrichs, und nahmen ihre Hauptsitze zu Orleans, Paris und Soissons (sonst Genabum, Civitas Aurelianorum, Lutetia Parisiorum und Augusta Suessionum oder Suessiones von den Römern genannt). Austrasien wurde immer als der vornehmste Theil des Reichs angesehen, und die Ostfranken, oder die am Rhein und Main wohnenden Franken, hatten unter allen Unterthanen des fränkischen Reichs den vorzüglichsten Ruhm der Tapferkeit. Auch geht uns in der Geschichte der Deutschen Austrasien mit seinen Ostfranken weit mehr an, als Westfranken oder Neustrien, weil jenes sich nach und nach über das ganze Deutschland ausgebreitet hatte, und darin ein recht eigentliches deutsches Reich, deutsche Sitten und Sprache am meisten sich erhalten haben; da hingegen in Westfranken mit dem französischen Reiche auch die Nation dieses Namens, die von dem Eigenthümlichen der alten Deutschen so weit abgewichen ist, nach und nach aufzutreten anfängt.

XXV. Solchergestalt theilten sich zwar die Nachkommen Chlodwigs in sein Reich, und verringerten dadurch, ein jeder für sich, ihre Macht. Allein das Reich selbst, welches auch durch seine Theile verbunden blieb, und mehrmals wieder an einen einzigen Fürsten kam, vergrößerte sich doch immerfort. Der ostfränkische König Dietrich insonderheit überwältigte im Jahre 528. das Thüringische Königreich. Dieses erstreckte sich nicht bloß über das heutige Thüringen, sondern hatte mit demselben nur gegen Morgen einerley Gränze an der Saale. Gegen Mittag aber gehörte ein ansehnlicher Theil des heutigen fränkischen Kreises bis gegen die Donau hin, gegen Abend ein Stück vom jetzigen Hessen, und gegen Mitternacht das heutige Magdeburgische, Halberstädtische, und selbst ein beträchtlicher Theil vom Braunschweigischen dazu.

dazu. Es herrschten darin um diese Zeit zugleich drey Brüder; aber einer von ihnen, Hermanfried, wurde durch seine unersättliche Habsucht so weit getrieben, daß er die beyden andern Brüder ums Leben brachte, und sich ihres Antheils vom Reiche bemächtigte. Ein Verbrechen, zumal ein so unnatürliches und abscheuliches, führt gewiß immer zu mehrern. Hermanfried betrog zu gleicher Zeit den austrasischen König Dietrich, der ihm bey dem Kriege wider seinen Bruder beygestanden; aber er wurde dadurch höchst unglücklich. Denn Dietrich griff ihn bald darauf selbst an, schlug ihn in einem Treffen nahe an der Unstrut am Ronneberg, im jetzigen thüringischen Amte Freyburg, zwang ihn, sich zum Gefangenen zu ergeben, und der unglückliche König ward zu Zülpich vor Dietrichs Augen von unbekannter Hand (nach Fredegar von Dietrichs eigenem Sohne) vom Walle hinabgestürzt. Seitdem nahm dieser König der Ostfranken Besitz vom thüringischen Reiche, und statt desselben entstand ein Herzogthum, indem es von Herzogen oder Statthaltern regiert wurde. Da jedoch die Sachsen aus dem heutigen Niedersachsen her den Franken geholfen hatten, jenem Reiche ein Ende zu machen, so bekamen sie davon **Nordthüringen**, oder den gedachtermaßen zwischen der Elbe, Bode, Aller und Ocker liegenden Strich Landes des ehemaligen Königreichs, zur Belohnung. — Vier Jahre darnach bezwangen die fränkischen Könige auch das **burgundische Reich**, und theilten sich in dasselbe. Es begriff damals die jetzige Franche Comté, Bourgogne, Nivernois, Beaujolois, Lyonois, Vivarez, Oranien, Avignon, Provence diesseits der Durance, Dauphine, Savoyen, und den größten Theil von Helvetien — Auch in der übrigen Schweiz und im eigentlichen Deutschlande bekam die Herrschaft der Franken immer neuen Zuwachs. Als besonders das **ostgothische Reich**, das bis in die gedachten Gegenden herrschte, sich zu seinem Untergange neigte, kamen die Alemannen in Rhätien, und die Bayern ebendaselbst und im Noricum, unter die Bothmäßigkeit der Franken.

XXVI. Fünfzig, sechzig Jahre also, und drüber, stieg das Reich der Franken an Macht und Größe immerfort. Im jetzigen Deutschlande und in den Niederlanden war ihnen Alles, bis auf die Länder, welche die Slaven besassen, und bis auf die noch freyen Sachsen und Friesen, unterwürfig. Das heutige Frankreich (wenige Städte gegen das mittelländische Meer ausgenommen) und die Schweiz, selbst ein Stück vom obern Italien, gehörte in seinen Umfang. Allein es fieng auch schon in den spätern Zeiten des sechsten Jahrhunderts an zu sinken. Die beständigen Theilungen desselben, auch wenn es bereits wieder in die Hände eines Einzigen gekommen war, reizten nur die Ländersucht mancher dieser verwandten fränkischen Könige desto mehr. Ihre Uneinigkeit und Eifersucht gegen einander stiftete häufige **Familien- und Bruderkriege, verrätherische Handlungen und Mordthaten**, zerrüttete das gesammte Reich, und schwächte eben dadurch sowohl die königliche Gewalt, als das Ansehen der Gesetze. Zwar hatte man den Franken von den frühern Zeiten her stets **Treulosigkeit** vorgeworfen; Chlodwig selbst, der Stifter ihres großen Reichs, war ein Beyspiel davon gewesen. Aber eine ganze Nation pflegt niemals allgemein einem solchen Laster sich zu ergeben, wenn nicht Fürsten, Lehrer, falsche Religion, und öffentlicher verworrener Zustand dasselbe begünstigen. Es war überhaupt unerwartet, daß ein deutsches Volk so bald und so merklich von der alten deutschen Redlichkeit abwich; zumal nachdem es durch Christenthum und andere Mittel an seinen Sitten gemildert worden war. Die Gewaltthätigkeiten, Räubereyen und Ermordungen nahmen bey den Franken täglich zu; es wurde nunmehr nothwendig, Lebensstrafen anstatt der bisherigen Geldstrafen darauf zu setzen. Oft waren die Könige noch eine Zeit lang minderjährig, wenn ihre Regierung den Anfang nehmen sollte; eben so oft waren sie ungeschickt und unthätig. Ihre ansehnlichern Lehnsleute bereicherten sich desto mehr, und wurden täglich mächtiger, aber auch unruhiger. Das Volk überhaupt, vom Großen

bis

bis auf den Geringsten, fand Beruhigung für alle Ausschweifungen in dem irrigen, von falschen Religionsbegriffen entstandenen und von der bösen Lust gehegten Gedanken, daß eifriger Fleiß in äußerlichen Andachtsübungen, und Freygebigkeit gegen die Kirchen, Jedermann der Gnade Gottes versichere.

XXVII. In diesen Umständen wurde es gewissen Hof- und Staatsbedienten des fränkischen Reichs nicht eben schwer, die königliche Gewalt sich nach und nach selbst zuzueignen. Sie hießen mit einem römischen Namen **Majores Domus**, das heißt **Oberaufseher des königlichen Hofs, Oberhofmeister.** Aber sie arteten bald in asiatische Wesire aus. Nicht nur machten sie diese Würde in ihren Familien erblich, sondern vereinigten auch damit einen so starken Antheil an der Staatsverwaltung, daß die Könige allmählig **blos den Namen** ihres Standes beybehielten. Da auch diese mächtigen Staatsbedienten den obersten Befehl über die Kriegsvölker an sich gezogen hatten: so strebten sie mit desto mehr Nachdrucke nach dem Throne selbst. Wirklich machte sich auch **Pipin von Herstall**, Major Domus des austrasischen Reichs, gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, (i. J. 687. nach dem Siege bei Testri) gerade zweyhundert Jahre nach der Stiftung des fränkischen Reichs in Gallien, mit den Waffen in der Hand zum Herrn dieses gesammten Reichs. Er legte sich zwar den königlichen Namen nicht bey, und ließ solchen noch ferner die Fürsten des bisher regierenden Hauses führen. Aber ihre Gewalt übte er unter dem Namen eines **Herzogs und Fürsten der Franken** allein aus; machte sich bey der Nation dadurch beliebt, daß er das **Märzfeld**, oder die jährliche Versammlung der Franken zu Anfange des März, (oder, welches einerley war, zu Anfange des Jahrs) in welcher über die Angelegenheiten des Reichs auf öffentlichem Felde berathschlagt wurde, wieder herstellte; sorgte glücklicher, als es seit langer Zeit geschehen war, für die öffentliche Sicherheit, indem er dem gewöhnlichen Rauben und

Morden Einhalt that; nöthigte die Friesen längst der Nordsee zu einer jährlichen Abgabe an die Franken; dämpfte Empörungen der Alemannen und Bayern, und hinterließ seinem Hause die mit vieler Klugheit gegen dreyßig Jahre lang geführte Regierung schon beynahe als ein erbliches Gut. Diese große Staatsveränderung gereichte zwar dem königlichen Hause der Franken sehr zum Nachtheile. Allein das Reich und die Nation selbst gewannen dadurch eine neue Stärke und Einigkeit. Pipins Nachkommen, welche hundert Jahre nach einander eine Reihe heldenmüthiger und weiser Fürsten ausmachten, bestiegen gar bald den Thron des fränkischen Reichs, und erhoben dieses zu einer noch nie gekannten Macht und blühenden Verfassung.

XXVIII. Sein Sohn, Karl Martell, (714—741) der größte Feldherr seiner Zeit, behauptete sich bey dieser allgemein gebietenden Macht im fränkischen Reiche gegen den Widerstand, den ihm Könige und Staatsbedienten desselben thaten, durch mehrere Siege. Er ließ sogar in den letzten Jahren seines Lebens den Thron auch dem Namen nach unbesetzt, weil er in der That schon König war. Der größte Dienst, welchen er nicht nur dem fränkischen Reiche, sondern überhaupt dem christlichen Europa durch seine Kriegserfahrung leistete, war die große Niederlage, welche er den Saracenen oder Arabern i. J. 732. beybrachte, die aus Spanien seit 721. mitten in das heutige Frankreich eingebrochen waren, und ohne diesen Verlust vermuthlich die Franken und viele andere Nationen unter ihre Bothmäßigkeit gebracht haben würden. Die ostfränkischen Soldaten, welche in dieser Schlacht zugegen waren, werden insonderheit wegen ihrer Größe, Leibesstärke und Behändigkeit, mit der sie ihre Schwerdter führten, gerühmt. Die Waffen der Franken überhaupt waren Schild und Schwerdt, eine gewisse Art von Hellebarte, und die Streitaxt, welche Francisca, oder das den Franken eigenthümliche Gewehr genannt wurde. Karl verrichtete noch andere merkwürdige Thaten.

Er

Er unterwarf die Friesen seit 734. gänzlich dem fränkischen Reiche; zwang die Sachsen, demselben eine jährliche Steuer zu zahlen, und stillte die Unruhen, welche einige Völker in Ostfranken erregt hatten, mit einem Kriegsheere. Den Arabern entriß er i. J. 737 Septimanien oder Languedok, das sie nach Ueberwindung der Gothen in Besitz genommen hatten. Die Geschwindigkeit und der Nachdruck, mit welchen er seine Feinde zu Grunde richtete, machten, daß man ihn mit einem Hammer (lateinisch **Martellus**) verglich, und ihm davon den Beynamen gab. Endlich wußte sich sein Sohn, Pipin der Kleine, (als Major Domus von 741—752, als König von 752—768) auch den königlichen Namen und völligen Besitz des fränkischen Throns zu verschaffen. Freylich behandelte er diese wichtige Angelegenheit als eine Gewissenssache. Er und die ihm ergebenen fränkischen Reichsstände fragten den damaligen Pabst Zacharias: **Ob nicht demjenigen, der in der That die mühvolle Regierung führe, und von dem allein Staat und Kirche geschützt werden könne, auch der königliche Name mit Recht gebühre?** Das war aber nur eine politische Scheinfrage, damit man glauben möchte, Pipin trage Bedenken, seinen König der Krone zu berauben. Es ist wahr, daß die fränkischen Könige schon seit langer Zeit ihrem Reiche nichts mehr nützten. Aber sie waren auch von den gedachten mächtigen Staatsbedienten immer so erzogen, und in einer solchen Art von Gefangenschaft gehalten worden, daß sie weder Geschicklichkeit erlangten, noch Freyheit befassen, selbst zu regieren. Genug, Pipin bestieg auf den Ausspruch des Pabstes, der sich nach seinem Wunsche erklärte, im Jahr 752. den königlichen Thron. Dem unglücklichen Childerich hingegen, dem er bis dahin den Titel eines Königs gelassen hatte, wurden seine langen Haare abgeschnitten, dergleichen die Könige aus diesem ersten Geschlechte, dem Merovingischen, zu tragen pflegten; und darauf ward er ins Kloster gestoßen. Pipin, mit welchem das Carolingische Geschlecht (von seinem berühmten Sohne

Karl so genannt) über die Franken zu herrschen anfieng, bezeigte sich für den Beystand des Pabstes bald darauf dankbar. Er entriß den **Langobarden**, die hauptsächlich im obern Italien ihr Reich gegründet hatten, diejenigen Ländereyen und Städte, welche sie selbst den griechischen Kaisern, im mittlern Italien, längst dem adriatischen Meere weggenommen hatten, (**Exarchatus** und **Pentapolis**) und schenkte solche hierauf nebst der Stadt **Rom**, mit Vorbehalt der Oberherrschaft, dem Pabste **Stephan dem Zweyten**, der ihm den Besitz der Krone feierlichst bestätiget hatte. Dergestalt war er der erste christliche Fürst, der aus einem christlichen Bischoffe einen weltlichen Landesfürsten machte. Die Deutschen also, welche dreyhundert Jahre vorher das römische Kaiserthum, nebst seinem Hauptsitze in Italien, unter ihre Gewalt gebracht hatten, halfen jetzt, wider ihr Wissen und Willen, zur Entstehung einer neuen geistlichweltlichen Macht zu Rom, die ihnen dereinst, durch ihre Anmaßungen und Eingriffe, weit furchtbarer werden sollte, als jenes Kaiserthum gewesen war.

XXIX. Während daß diese Abwechslung in der Regierung der Franken nach und nach zu Stande kam, veränderte sich auch der **Religionszustand** in ihrem Reiche auf mancherley Art. Seit mehr als drittehalbhundert Jahren war das Christenthum unter den Franken herrschend geworden. Sie nahmen es mit der gesammten Kirchenverfassung an, die sie in Gallien fanden: mithin Bischöffe und andere Lehrer; Mönche, welche eigentlich ihrer Stiftung gemäß keine Lehrer der Religion, wohl aber Muster ihrer strengsten Ausübung seyn sollten; jene sowohl als diese im Besitze der höchsten Ehrenbezeigungen, Rechte und vieler Reichthümer; endlich ein weitläuftiges und prächtiges Kirchencäremoniel, mit einer Menge unrichtiger Meynungen vom Werthe neuerfundener Andachtsübungen verbunden. Die Franken, welche von den Zeiten ihres Heidenthums her gegen nichts so sehr mit Ehrerbietung und Folgsamkeit erfüllt waren, als gegen Religion

und ihre Diener, unterwarfen sich nicht allein diesem Allen willig, sondern erweiterten es auch ungemein; mehr aus einer guten Meynung vom Christenthum, als aus Einsicht. Dasjenige, was ihr davon gesagt wurde, selbst zu prüfen, um aus eigener Ueberzeugung zu glauben, war so wenig die Sache dieser rohen und unwissenden Nation, als anderer Deutschen dieser Zeit; ja sie glaubte bald mit den übrigen Christen Europens, daß Gelehrsamkeit und scharfsinnige Prüfung nur für die Geistlichen gehöre. Daher vereinigten zwar die Franken oft heidnischen Aberglauben mit christlichem Gottesdienste, dergleichen die Opfer in Wäldern, bey Brunnen und andern Gegenden waren, welche von den Heiden heilig geachtet wurden; zweifelten aber auch an Nichts, was ihnen als christliche Lehre und Gottseligkeit empfohlen wurde. So ließen sie sich, zum Beyspiel, sehr leicht überreden, daß man für begangene Sünden durch Schenkungen an die Kirchen eben so gewiß Vergebung bey Gott erlange, als man bey der weltlichen Obrigkeit, wenn man die auf ein Verbrechen gesetzte Geldstrafe, oder das Friedegeld, bezahlt hatte, frey von aller weitern Bestrafung geworden war; — daß man den Heiligen, das heißt, verstorbenen außerordentlich frommen Christen, die zugleich als Wunderthäter angesehen wurden, für den Beystand, welchen sie durch ihre Fürbitte bey Gott denen, welche sie darum anriefen, gewährten, auch zum Voraus Geschenke versprechen müsse; — daß der Eid, welcher bey den Ueberbleibseln der Heiligen (das heißt, ihren Gebeinen, Kleidern und dergleichen mehr) geschworen würde, weit kräftiger und verbindlicher sey, als der, welchen man bey Gott allein ablegte; und andere solche Einbildungen oder irrige Vorstellungen mehr. Wenn auch zuweilen Einer oder der Andere durch kleine Ueberlegungen einige Zweifel bekam, so setzten sie doch solche nicht fort. Der König Chlodwig hatte dem heiligen Martinus, der Bischoff zu Tours gewesen war, sein Pferd zu schenken angelobt, wenn er ihm die bevorstehende Schlacht würde gewinnen helfen. Er gewann

sie; wollte aber doch sein gutes Pferd behalten, und mußte es daher von den Geistlichen zu Tours für zweyhundert Goldstücke lösen. (Denn als er nur hundert schickte, wollte es nicht von der Stelle). Da sagte er im Ausbruch seiner Laune: **Wahrhaftig, der selige Martin ist gut im Helfen; aber auch theuer im Handel!**

XXX. Durch diese Freygebigkeit, die auf so andächtige Meynungen gegründet war, mußte die Geistlichkeit unter den Franken unermeßlich reich werden. Noch vor dem Jahr 600. klagte der fränkische König Chilperich der Erste (der aber als ein zweyter Herodes und Nero, als ein hämischer Satyriker und Lästerer der Priester des Herrn geschildert wird), die Kirchen und die Bischöffe hatten alle seine Reichthümer und seine ganze Gewalt; seine Schatzkammer hingegen sey leer und sein Ansehen verloren. Bey solcher Gesinnung zerriß er auch die meisten Testamente, die zum Beßten der Kirchen aufgesetzt waren. Eigentlich schenkten freylich die frommen Christen so viel hauptsächlich zur Erbauung neuer Kirchen, zur herrlichen Ausschmückung der bereits vorhandenen, zur Vervielfältigung gottesdienstlicher Cärimonien, und zum Beßten der Armen. Allein da die Bischöffe alle diese Güter und Einkünfte verwalteten, so gebrauchten sie solche als ihre eigene. Die Pracht des Gottesdienstes und der Kirchengebäude nahm zwar dadurch zu; aber sie selbst glänzten auch von allerley Kostbarkeiten, errichteten Paläste und kleine Festungen. Ihr Ansehen nahm auch sonst auf alle Weise bey den Franken zu, da sie fast allein einige Wissenschaft besaßen, in Staatsgeschäfften gebraucht werden konnten, und so oft im Namen der christlichen Religion sprachen. Sie bekamen daher eine noch mehr ausgebreitete gerichtliche Gewalt, als sie bereits hatten, indem sie selbst die Urtheile der Obrigkeit verbessern durften. Den gröbsten Verbrechern, die sich in Kirchen flüchteten, ertheilten sie daselbst einen **Zufluchtsort**, aus welchem sie die Könige selbst nicht reißen lassen durften: eine wahre

Aufmun-

Aufmunterung zum Laster, durch falsch verstandene Ehrfurcht gegen die Kirchen! Ueberhaupt wußten die fränkischen Bischöffe und andere Geistlichen zwar sich weit mehr Vortheile und Rechte, als alle andere ihrer Mitbürger, zu verschaffen; sich auch von manchen Abgaben und andern Lasten, welche die Uebrigen tragen mußten, loszumachen. Doch da sie von ihren Ländereyen Kriegsvölker stellen mußten, führten sie dieselben oftmals selbst im Feldzuge an. Uebrigens standen sie unter keiner andern Herrschaft, als unter der königlichen. Sie wurden von den Königen bestellt, und auch von denselben wegen ihrer Ausschweifungen, wenn sie auf einer Kirchenversammlung waren untersucht worden, abgesetzt. Zwar wurden die römischen Bischöffe in der fränkischen Kirche sehr hochgehalten: und seit demjenigen, was unter Pipin dem Kleinen mit ihnen vorgefallen war, wurden sie noch ungleich ansehnlichere Lehrer und Gewissensräthe für die Franken; aber ihren Bischöffen und Gemeinen hatten sie (nur Sachen des Primats ausgenommen) fast noch nichts zu befehlen. Die Mönche, welche noch immer unter der Aufsicht der Bischöffe standen, aber nunmehr in den geistlichen Stand übergegangen waren, wurden auch bey den Franken, welche die strenge Lebensart derselben bewunderten, durch häufige Schenkungen täglich reicher. Unterdessen durfte doch daselbst Niemand ohne Erlaubniß des Königs in den geistlichen Stand treten, weil Viele solches nur darum gethan hatten, um mit Kriegsdiensten und andern pflichtmäßigen Arbeiten verschont zu werden.

XXXI. Nachdem nun die Franken an beyden Seiten des Rheins, und in so vielen andern Gegenden von Deutschland ihre Herrschaft festgesetzt hatten, sorgten sie zwar dafür, daß die Städte am Rhein und an der Donau, die durch die ehemaligen Züge der Deutschen verwüstet worden waren, wieder aufgebauet, auch vom neuen Kirchen und Bisthümer darin angelegt wurden. Das geschah zu Maynz, Worms, Speyer und an andern Orten. Die Bisthümer zu Augsburg

und Costnitz, das von Lorch nach Passau verlegte, und andre mehr, waren ebenfalls blühend. Allein im innern Deutschlande gab es auch in den Ländern fränkischen Gebiets noch viele Heiden, die ungeachtet dieses Eifers der benachbarten Bischöffe vom Christenthum entfernt blieben. Seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts gieng hierin eine glückliche Veränderung vor. Es kamen nach und nach aus Irrland, Schottland, aus Aengland, Lehrer der christlichen Religion in diese Gegenden, welche mit vielem Nutzen unter den Heiden arbeiteten. Daher sind nachmals mehrere Klöster in Deutschland für schottische und irrländische Mönche gestiftet worden, davon sich einige noch erhalten haben. So predigte der Irrländer Columban, der Stifter vieler tausend Mönche, unter den Schwaben (sonst Sveven genannt) am Bodensee, und in den angränzenden Ländern, nebst einigen Gehülfen, den christlichen Glauben Sein Schüler Gallus hatte hierin einen besondern Fortgang; das von ihm gestiftete und benannte ansehnliche Kloster Sanct Gallen in der Schweiz, und das Bißthum Kostnitz, in welches er seinen Schüler Johannes einsetzte, waren gute Pflanzschulen des Christenthums. Ein anderer Irrländer, Kilian, breitete dasselbe im heutigen Würzbnrgischen aus; die daselbst gesammelte Gemeine von Christen nahm immer zu, und veranlaßte um die Mitte des achten Jahrhunderts die Stiftung des Bisthums Würzburg. Emmeram, dessen Namen noch ein Reichsstift zu Regensburg führt, und Rudbert, lehrten beyde mit gutem Erfolge in Baiern, wo schon vorher Columbans Lehrjünger Eustasius einen kleinen Anfang gemacht hatte. Es ist noch nicht erwiesen, daß Rudbert der Stifter und erste Bischoff der Kirche zu Salzburg (zuvor Juvavia) beym Ausgange des siebenten Jahrhunderts gewesen sey. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts kamen auf einmal zwölf angländische Geistliche unter die Friesen, Sachsen, und andere gegen die Nord- und Ostsee wohnende deutsche Völker. Die Aengländer, welche aus diesen Gegenden herstammten, und daher das damalige Sachsen

zwischen

zwischen der Elbe, Weser und dem Rhein, **Altsachsenland** nannten, waren auch wegen der Sprache, die sie mit mehrern dieser Völker gemein hatten, desto geschickter, sie im Christenthume zu unterrichten. Diese Engländer setzten ihre Bemühungen in den jetzigen vereinigten Niederlanden und in Westfalen eine Zeit lang fort. Am meisten that sich unter ihnen Willibrod hervor, der endlich Erzbischoff der neuerrichteten Gemeinen unter den Friesen wurde, und seinen Sitz auf dem Schlosse **Wiltaburg** am Rhein hatte, an dessen Stelle nachmals die noch berühmte Stadt **Utrecht** erbauet worden ist.

XXXII. Keiner aber von allen Lehrern des Christenthums zu dieser Zeit unter den noch heidnischen Deutschen hat mit gesegneterm Erfolge die christliche Religion gelehrt, und dadurch einen größern Ruhm erlangt, als Bonifacius, ebenfalls ein ängländischer Geistlicher, der zuerst Winfried hieß. Seine ersten Versuche in Missionsgeschäfften machte er in Friesland (seit 715), wo schon Viele seiner Landsleute den Saamen der christlichen Religion ausgestreuet hatten, den der friesische König Radbod mit unsäglicher Mühe wieder zu ersticken suchte. Sodann reisete er nach Rom, und von dort, mit Aufträgen und Reliquien von Gregor dem Zweiten versehen (im Jahr 719) in **Baiern, Thüringen** und wieder in **Friesland.** Hier bestimmte ihn Willebrod zwar zu seinem Nachfolger; allein Winfried wollte sich noch an keinen Ort heften: er setzte zuerst seinen apostolischen Wanderstab (722) nach **Ameneburg** in **Oberhessen** und dann in **Niederhessen** fort, bekehrte und taufte viele tausend Heiden, machte hierauf seine zweite Reise nach Rom (723), ward zum **Bischoffe in den Landen der Ungläubigen** ernannt, und that am Grabe des heil. Petrus einen feierlichen Eid, der heil. katholischen Religion in aller Reinigkeit und Einheit, so wie dem heil. Petrus und seinen Stellvertretern, und der römischen Kirche, die von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen empfangen habe, im Thun und

Lassen,

Lassen, in Lehren und Anstalten, unverbrüchlich treu zu seyn. Hierauf zog er, nun Bonifacius genannt, mit den dringendsten Empfelungsschreiben an Karl Martellu, an alle Bischöffe und Geistliche, an die Herzoge und alle gewalthabende Herrn in Germanien jenseit des Rheins, in **Thüringen** und **Altsachsen**, und mit einer Sammlung von Kirchengesetzen vom Pabste Gregor dem Zweiten versehen, zuerst in Frankreich, und dann (gedeckt durch Mannschaft) in **Hessen** und **Thüringen**. In letzterm Lande hatte zwar das Christenthum schon lange, besonders von der Zeit an, als es unter fränkische Herrschaft gerathen war, einigen Eingang gewonnen, allein es war auf die seltsamste Art in das Heidenthum gleichsam verwebt, und ein großer Theil der Thüringer war noch ganz heidnisch. In dem heutigen **Oberhessen** und **Franken** gab es eben einen solchen vermischten Zustand der Religion. Bonifacius fand sogar Priester, die zugleich taufften und den Götzen opferten. Er arbeitete daher in diesen Ländern fleißig daran, dem Christenthume Freunde zu verschaffen. Das that er nicht blos durch Unterricht, sondern auch indem er mit seinen Gehülfen die heidnischen Götzenbilder und andere Denkmäler dieses Aberglaubens zerstörte. In **Niederhessen** gab es bey **Geismar** ($\frac{1}{2}$ Stunde von **Fritzlar**) eine ungeheure große Eiche, unter welcher die Heiden ihren Göttern opferten und räucherten. Denn Tempel und Altäre hatten diese Deutschen eben so wenig, als ihre ältesten Vorfahren; hingegen pflegten sie auch unter dem Schatten solcher Bäume ihre Versammlungen und Gerichte zu halten. Bonifacius legte selbst mit einigen andern Hand an, diesen Baum umzuhauen. Sobald das Landvolk davon hörte, versammelte es sich in großer Anzahl: nicht nur, um die Beleidigung zu rächen, die seiner Religion zugefügt wurde; sondern auch, weil es gewiß erwartete, daß der Donnergott selbst die ihm geheiligte Eiche schützen, daß Feuer aus derselben fahren, und den verwägenen Bonifacius mit den Seinigen verzehren würde. Als aber die Heiden vielmehr sahen, daß die kaum angehauene Eiche in

Stücke

Stücke zerfiel, wurden sie bestürzt, und fiengen an dem Christenthume geneigter zu werden. Bonifacius ließ aus dieser Eiche eine Kapelle zum christlichen Gottesdienste bauen; und da er immer mehr Heiden bekehrte, legte er auch Kirchen und Klöster mit Lehrern und Mönchen an, welche die anwachsenden neuen Gemeinen noch mehr unterweisen, befestigen und erweitern sollten. Unter solchen Anstalten, die er in Thüringen und Hessen traf, ist nebst jenem **Fritzlar** (Frideslar, Fritislar, Fridislere) welches er durch Wigbert zwischen den Jahren 732—740 erbauen ließ, das Kloster **Fulda** besonders merkwürdig. Er stifftete es mitten in dem weitläuftigen **Buchonischen** Walde, an dem Flusse Fulda im Jahr 744. Die fränkischen Großen schenkten dem Kloster einen beträchtlichen Strich Landes um dasselbe herum, auf dessen Anbauung die in jenem wohnenden Mönche bedacht waren. Nach und nach sammelten sich daher zu ihnen so viele andere Einwohner, daß der Grund zur jetzigen Stadt **Fulda** gelegt werden konnte. Die Aebte des Klosters wurden nachher die Vornehmsten ihres Standes in ganz Deutschland, und haben vor 40 Jahren auch die bischöffliche Würde erhalten. Je mehr aber die vom Bonifacius und seinen Gehülfen, welche aus Aengland zu ihm kamen, bekehrten Christen zunahmen, desto nöthiger schien es zu seyn, ansehnlichere Aufseher oder Bischöffe über diese neuen Gemeinen zu setzen. Daher veranlaßte er die Stiftung des Bisthums zu **Erfurt**, oder **Erpisfurt**, wie diese Stadt eigentlich hieß, die älteste in diesen Gegenden, die aber auch zu seiner Zeit nur noch von heidnischen Bauern bewohnt wurde. Dieses Bisthum hörte jedoch sehr bald wieder auf; so wie dasjenige, welches er zu **Buraburg**, jetzt **Bürberg**, einem Orte $\frac{3}{4}$ Stunde von Fritzlar, am rechten Ufer der Eder im Hessischen, anlegte. Aber die zu **Würzburg** und **Eichstädt** in Franken von ihm errichteten Bisthümer sind bis auf unsere Zeiten geblieben, und haben sich den Besitz eines starken Theils von Franken erworben. In dem benachbarten **Baiern**, wo er mit

Irrleh-

Irrlehrern und Volksbetrügern zu kämpfen hatte, theilte er die Kirche in die bereits vorhandenen Bisthümer Salzburg, Regensburg, Freysingen und Passau ein. Bonifacius selbst, der schon im Jahr 732. von Gregor dem Dritten zum Erzbischoffe der zerstreuten Deutschen, zum Vicarius des apostolischen Stuhls ernannt, und mit dem **Pallium** war geziert worden, wurde jetzt (745) nach dem Wunsch und Willen der Franken und ihrer Fürsten, und mit Bestätigung der Päbste, **Erzbischoff zu Mainz** (wo er einige sehr unwürdige Vorgänger gehabt hatte) und als solcher zugleich oberster Aufseher aller von ihm gestifteten deutschen Gemeinen, auch vieler andern in Deutschland und in den Niederlanden. So war die vormalige römische Metropolis Magontiacum nun die **geistliche Hauptstadt der Franken**, und Bonifacius übte hier einen Primat von ganz neuer Art (denn er erstreckte sich selbst über die Erzbischöffe von **Rouen, Rheims** und **Sens**) aus. Er traf noch mehrere Anstalten, die er zur Ehre und Ausbreitung des Christenthums dienlich erachtete. Nach seinem Vorschlage wurden öfters Kirchenversammlungen im fränkischen Reiche gehalten, auf denen man Kirchengesetze gab, um die Geistlichen zu anständigern Sitten, die Mönche zur Beobachtung ihrer Regel, und das Volk zur Verwerfung der heidnischen Gebräuche, die es noch mit dem Christenthume vereinigte, anzuhalten. Endlich im Jahr 753. überließ Bonifacius seine Metropolitanwürde seinem Landsmann und Schüler Lullus, begab sich, um das Bisthum **Utrecht**, welches seiner Oberaufsicht vom kölnischen Erzbischoffe Hildegar streitig gemacht werden wollte, zu behaupten, und zugleich um neue Versuche der Bekehrung zu machen, wieder nach Friesland, und ward nebst seiner Begleitung bey **Dacum** im Jahr 755 erschlagen, nachdem er 40 ganze Jahre unermüdet im Weinberge des Herrn gearbeitet hatte.

XXXIII. Man nennt ihn noch, wegen seines ungemeinen Eifers, und so vieler glücklichen Unternehmun-

nehmungen für das Christenthum in Deutschland, den **Apostel der Deutschen.** Er hat freylich diese Religion in keinem deutschen Lande (nur Niederhessen ausgenommen) zuerst bekannt gemacht, und ihr nur in einigen Ländern Deutschlands die Oberhand verschafft. Er hat auch das Heidenthum in unserm Vaterlande so wenig unterdrückt, daß noch viele Millionen Einwohner desselben, besonders die **Sachsen** und die **slavischen Völker**, dem Götzendienste, zum Theil lange nach ihm, zugethan blieben. Aber er hat viel länger, mit weit mehr Ansehen, Ruhm und Glück, als alle Andere, welche die christliche Religion den Deutschen gepredigt haben, gearbeitet. Er hat sie **recht eigentlich im Innern von Deutschland festgegründet**, so weit sich nur das fränkische deutsche Reich daselbst erstreckte. Da, wo es noch beynahe gar keine Städte gab, veranlaßte er die Entstehung derselben durch Klöster, Kirchen und Bisthümer, die er anlegte. Mit dem Christenthum verbreitete er auch mildere Sitten unter vielen Deutschen, entwöhnte sie vom Essen des Pferdefleisches und sogar von Menschenopfern; machte durch seine Mönche und andere Geistlichen das Schreiben unter ihnen gemeiner, und brachte es durch eben dieselben dahin, daß die Wissenschaften doch einigermaßen nach und nach in Deutschland eindrangen. Er meynte es aufrichtig mit der Religion; und ob er gleich durch das Ansehen und die Befehle der fränkischen Fürsten unterstützt wurde, gebrauchte er doch selbst zur Fortpflanzung des Christenthums keine Gewaltthätigkeiten; er hat vielmehr um desselben willen sein Leben verloren. Bonifacius war also gewiß ein um Deutschland hochverdienter Mann, man hat ihn nachher, wie viele andere solche fromme Christen, die unter großen Beschwerlichkeiten und mit Lebensgefahr ihre Religion unter den Heiden beliebt gemacht haben, mit allem Rechte unter die **Heiligen** gezählt; und gleich nach seinem glorreichen Märtyrertode beschloß sein Vaterland auf einer Generalsynode die jährliche Feier seines Sterbetages.

XXXIV. Um diese Zeit, da die christliche Religion im fränkischen Reiche, und besonders in Deutschland, so weit es dazu gehörte, allgemein zu werden anfieng, (gegen die Mitte des achten Jahrhunderts) hatten die Franken, ob sie gleich derselben schon lange zugethan waren, ihren Verstand durch Wissenschaften und Künste noch sehr wenig geschärft. Sonst war es immer eine Folge des aufgenommenen Christenthums bey einer Nation, daß, wenn diese gleich vorher sehr rauh gewesen war, sie doch seitdem sich bald gewöhnte, den Geist zu edlern Kenntnissen mit aller Freyheit anzustrengen. Allein die Franken fanden Christenthum und Gelehrsamkeit schon in einem so ausgearteten Zustande in Gallien, daß es kein Wunder ist, wenn sie beyde dem Fleiße und der Untersuchung ihrer geistlichen Lehrer überlassen haben. Da diese theils Römer waren, theils auch die gebohrnen Franken unter ihnen alle Wissenschaften von den Römern borgten: so schrieben sie auch nicht einmal ihre wenigen und mittelmäßigen Bücher in der fränkischen Sprache. Sie trugen im schlechten Latein und mit vieler Leichtgläubigkeit allerley historische Nachrichten zusammen. Zwar wurden in den Klöstern Schulen gehalten; aber viel mehr, als die ersten Aufangsgründe einiger feinern Künste, lernte man darin nicht: und überhaupt konnte das einmal angenommene Vorurtheil, als wenn blos die Geistlichkeit einigermaßen gelehrt seyn dürfe, nicht wieder ausgerottet werden. Von dieser selbst waren es außer den Bischöffen nur die Mönche, welche sich um einige Wissenschaften bewarben. Bey den ordentlichen Pfarrern der Gemeinen wurde die Unwissenheit und Trägheit so groß, daß sehr Viele nach und nach aufhörten, öffentlichen Unterricht über die Religion zu ertheilen, oder zu predigen (wie man es von dem lateinischen Worte prädicare nannte). Eigentlich war zwar die Lebensart der Mönche gar nicht zu gelehrten Beschäfftigungen gestifftet worden; allein da sie auch Handarbeiten, die ihnen anfänglich auferlegt waren, nicht mehr verrichteten: so schrieben sie wenigstens Bücher ab, und wurden dadurch, wenn ihre

Wahl

Wahl auf gute fiel, der Nachwelt nützlich. Es entstanden also auch seit diesem Zeitraume **Büchersammlungen** in den fränkischen Klöstern; doch blieben die besten Bücher des Alterthums immer eine Seltenheit. **Baukunst, Bildhauerkunst,** und andere ähnliche Künste, wurden durch die Pracht der kirchlichen Gebäude noch einigermaßen erhalten, und zum Theil von den Geistlichen selbst geübt. Eine **Orgel** lernten die Franken erst kennen, als der griechische Kaiser Kopronymus im Jahr 757. ihrem Könige Pipin eine schenkte; doch wurde sie nicht zum öffentlichen Gottesdienste gebraucht.

XXXV. Von Seiten der **bürgerlichen Verfassung** waren zwar bis auf Pipins königliche Regierung mehrere Veränderungen bey den Franken vorgefallen. Allein eben so viele derselben stammten aus ihren alten Sitten und Rechten, als aus einer Nachahmung der Römer, oder aus christlichen Religionsgrundsätzen, her. Obgleich die Franken in ihrem Reiche die herrschende Nation waren, und sich die Alemannen, Burgunder, Bayern, Thüringer und Friesen unterworfen hatten, so standen doch diese Völker unter einer sehr milden Regierung. Sie behielten größtentheils ihre alten Gesetze bey, und zahlten nur mäßige Abgaben. Die Franken selbst entrichteten gar keine, sondern nur freywillige Geschenke und Kriegsdienste. Ueberhaupt war die Gewalt der fränkischen Könige eingeschränkt; sie versprachen auch gleich bey ihrer Huldigung, einen Jeden ihrer Unterthanen bey seinen Vorrechten und Gütern zu schützen. Die jährliche Versammlung des Volks, auf welcher die wichtigsten Landesangelegenheiten vorgenommen wurden, verlegte Pipin zuerst um der bequemen Jahrszeit willen in den **Maymonat**, wovon sie das **Mayfeld** hieß. Es bildeten sich aber auch nunmehr die nachmals so gewöhnlichen Reichstäge. Die Bischöffe und Aebte, auf deren Urtheil über die Gesetze, die man in jener Versammlung entwarf, so viel gehalten wurde; die auf ihren Kirchenversammlungen selbst Gesetze für die Kirche gaben,

welche durch die Bestätigung des Fürsten auch Reichsgesetze wurden; diese ansehnlichen Geistlichen wurden desto mehr in die allgemeine Versammlung aufgenommen, weil sie ohnedem schon Antheil genug an den Staatsgeschäfften nahmen, auch die einzigen Gelehrten waren, die folglich allein schriftliche Ausfertigungen gut besorgen konnten. Sie wurden nicht allein Reichsstände, sondern auch die ersten unter denselben. Die Könige saßen bey den Franken oft selbst zu Gerichte; und der öffentliche Platz, wo solche vor jedermanns Augen geschah, ein Feld oder ein Berg, hieß daher, von dem fränkischen Worte **Mahl**, (welches ein Gericht bedeutet) Mahlstatt oder Mahlberg. Davon bekam auch der Mahlschatz den Namen, oder das Geschenk, welches sich zwo Personen, die sich an öffentlicher Mahlstatt vor Zeugen mit einander verlobten, zur Bekräftigung dieser Verbindung gaben.

XXXVI. Die Länder und Völker des fränkischen Reichs wurden durch Herzoge und Grafen regiert, welche überhaupt an des Königs Statt Recht und Gerechtigkeit verwalteten; doch mit dem Unterschiede, daß die Herzoge eigentliche Statthalter des Königs über ansehnliche Länder, die aus mehrern Gauen oder Bezirken zusammengesetzt waren, abgaben; die Grafen hingegen, welche meistentheils unter den Herzogen standen, in einem gewissen Gau die Gerichte hielten, und halten ließen, auch die königlichen Einkünfte besorgten. Sowohl die Herzoge als die Grafen bekleideten ihr Amt, so lange es dem Könige gefiel. Doch gab es auch bereits Herzoge, welche die ihnen anvertrauten Länder mit ziemlicher Freyheit, und fast wie eigenthümliche erbliche Besitzungen regierten; nur daß sie den Königen die dafür schuldigen Kriegsdienste leisteten. Solche mächtige Herzoge waren in Ostfranken die von Alemannien oder Schwaben, die von Baiern und von Thüringen. Die erstern waren die Ansehnlichsten unter allen: zu ihrem Herzogthum gehörte nicht blos das heutige Schwaben, sondern auch Elsaß und andere angränzende Länder jenseits

des

des Rheins, ein Stück von Franken, und der größte Theil der Schweiz, zwischen der Aar, der Rhone und dem Rhein. Aber eben darum, weil diese Herzoge von Alemannien sich der Hoheit der fränkischen Könige ganz zu entziehen suchten, wurden ihre Länder seit dem Pipin nicht mehr durch Herzoge, sondern durch geringere Beamten regiert. Uebrigens ist es zufälliger Weise geschehen, daß nachmals die Franzosen, oder die Nachkommen der Westfranken, die von ihnen durch den Rhein getrennten **Ostfranken**, oder **recht eigentlichen Deutschen**, mit dem allgemeinen Namen **Allemands** belegt haben, weil ihnen unter diesen deutschen Nationen die Alemannen theils die Nächsten waren, theils diese schon von alten Zeiten her durch ihre Macht, Tapferkeit, Einfälle in Gallien und Kriege mit den Franken sich ein besonderes Ansehen erworben hatten. — Außer diesen großen Reichsbeamten der Franken findet man nun auch **Hofämter**, die der Ehrerbietung gemäß waren, welche ihren Königen geleistet wurde: und von verschiedenen derselben ist noch der Name, seltener auch die alte Bedeutung desselben, in Deutschland übrig. Nächst den **Oberhofmeistern** (oder Majores Domus), die bereits oben beschrieben worden, und endlich selbst Könige wurden, gab es am Hofe einen **Pfalzgrafen**, daß heißt, einen **Hofrichter**, der am Hofe selbst zu Gerichte saß, damit der König nicht zu sehr durch gerichtliche Händel beschwert werden möchte. Denn Pfalz ist (so wie unser noch übliches **Palast**) aus dem lateinischen **Palatium** gebildet, und zeigte das Gebäude an, worin der König mit seinem Hofstaat wohnte. Doch nahmen die fränkischen Könige dieser Zeit ihren Aufenthalt noch häufiger, nach altdeutscher Art, auf ihren Landgütern oder Mayerhöfen. Bey dem **Erzkaplane** mußten geistliche Dinge, die vor den König gelangen sollten, zuerst angebracht werden. Den **Vortrag** und die **Ausfertigung** besorgten ebenfalls Prälaten oder andere Geistlichen als **Referendare** oder **Kanzler**, unter deren Aufsicht wieder andere geistliche Personen als **Notare** arbeiteten. Der Referendar verwahrte das königliche

Siegel, und unterschrieb die im Namen des Königs feyerlich ausgefertigten Schriften (*); dergleichen man noch jetzt mit dem altfränkischen Worte **Urkunden** (das heißt, Schriften, die etwas auf eine sehr glaubwürdige Art bekannt machen, aus denen man die erste und sicherste Nachricht von etwas schöpft) zu benennen pflegt. Der **Marschall** führte die Aufsicht über den königlichen Stall; der **Truchseß** über die königliche Küche; der **Kämmerer** (Camerarius, Cubicularius) hatte die Obsorge für die königlichen Zimmer und Schätze, für die Reinlichkeit und Zierde des königlichen Palastes, und für die jährlichen Geschenke der Großen; der **Seneschalk** war über das Hofgesinde gesetzt. Welches die Verrichtungen des **Mundschenken** (Buticularius), des **Jägermeisters** und **Falkeniers**, oder Aufsehers über die Falkenjagd, gewesen sind, versteht man ohne Erklärung. Sehr sonderbar ist es, daß alle diese Hofbeamten, so oft der König bey Hof zu Gerichte saß, demselben beywohnten, und das Urtheil fällen halfen.

XXXVII. Alles dieses ist hauptsächlich nur eine Abbildung von dem Zustande der Franken zu dieser Zeit,

---

(*) Hier sind einige Beyspiele, wie man königliche Urkunden ausfertigte: 1) Im Eingange mit dem Titel: Chlodovaeus, Rex Francorum, Vir illuster; 2) mit den Schlußformeln: manus nostrae subscriptione infra roborare (confirmare) decrevimus (studuimus, etc.); oder subtus eam propria manu decrevimus roborare, ohne dabey ordentlicher Weise eines Siegels, wenn solches auch angehängt oder beygedruckt war, zu gedenken; 3) mit der eigenhändigen Unterschrift: Chlodovaeus Rex, auch meistens mit Beyfügung des Worts subscripsi oder dessen Anfangsbuchstaben; 4) mit hinzugefügter Unterschrift des Referendarii; z. B. Dado obtulit; Aghilbertus recognovit: oder des Notarii; z. B. Drochoaldus *jussus* obtulit, oder *jussus* subscripsit; 5) mit Bemerkung der königlichen Regierungsjahre, ohne sonstige Jahrzahl, zuweilen nur mit der Indiction ꝛc.

Zeit, als von der herrschenden Nation ihres Reichs. Aber von den übrigen deutschen Völkern, die unter ihrer Vothmäßigkeit standen, besonders von den Bayern, Schwaben oder Alemannen und Thüringern, ist noch verschiedenes Lehrreiche zu bemerken übrig. Man sieht insonderheit, daß sie ihre alten Sitten, wenn sie gleich nach und nach Christen geworden waren, dennoch weit weniger geändert hatten, als die Franken, weil sie ihr altes Vaterland nicht verließen, und sich also nicht mit undeutschen Völkern vermischten. Krieg und Jagd waren noch ihre Hauptbeschäfftigungen: daher bedeutet in den thüringischen Gesetzen eine Lanze und ein Mann einerley. Zur Jagd hatten sie nicht allein vielerley Hunde und Stoßvögel, um damit kleinere Vögel zu fangen; sondern es mußte auch deswegen bey den Alemannen für einen gestohlnen Laithund zwölfmal mehr als für eine Kuh, und zweymal mehr als für ein gutes Pferd, gezahlt werden. Jetzt findet man den Ackerbau bey diesen Deutschen im bessern Fortgange; die Bayern hatten schon Kraut- und Obstgärten, und die Schwaben pflanzten bereits Weinberge. Aber doch machte die Viehzucht noch ihren vornehmsten Reichthum aus. Ihr dürft euch also nicht wundern, daß nach den Gesetzen der Alemannen für einen ermordeten Schwein- oder Schafhirten eben so viel bezahlt werden mußte, als für den Todtschlag eines Kochs, nämlich vierzig Goldgülden. Da Städte unter den Deutschen noch eine sehr große Seltenheit waren, und sie fast alle auf dem Lande lebten: so pflegten sie ihre Höfe mit allen Arten von Vieh, selbst mit zahmgemachten Bären, Rehen, Hirschen und dergleichen mehr, zu füllen. Gleichwohl wohnten sie nunmehr weit bequemer als ihre Vorfahren: nicht mehr Menschen und Vieh unter einander; man trifft nun bey ihnen Stuben und Säle, Scheuern und andere Vorrathsplätze, nebst Stallungen an. Dieses Alles mit einem Zaun umschlossen, hieß ein Hof, und mit den dazu gehörigen Feldern, Wiesen, Wald und dergleichen mehr, ein Weiler (von dem lateinischen Villa). Aus mehrern Weilern entstand eine Gemar-

kung, (von Mark, eine Gränze, genannt) und aus mehrern Gemarkungen eine Gau. Unterdessen herrschte doch bey ihnen immer noch die alte irrige Meynung, daß nur die Waffen zu führen einem freyen Manne anständig, der Feldbau hingegen eine knechtische Arbeit sey. Mithin brauchten sie zu demselben viele Leibeigene oder Knechte, welche sie theils an ihren Kriegsgefangenen bekamen, theils erkauften: denn der Menschenhandel war damals die einzige blühende Art der Handelschaft unter ihnen. Diese Leibeigenen, welche wieder verschenkt und verkauft werden konnten, baueten die Felder an, wofür sie etwas Gewisses an Früchten, Vieh, oder anderm Ertrage liefern, auch Frohndienste, die oft nur auf der Willkühr ihrer Herren beruhten, leisten mußten. Selbst ihre Kinder gehörten ihren Herren zu; und nach und nach wurde ihnen auferlegt, auch Geldzinsen zu zahlen, obgleich das Geld zu diesen Zeiten noch selten genug war. Jetzt wurden zwar auch die Kleider unter diesen Deutschen völlig eingeführt; aber eben die gedachten Leibeigenen, und die Frauenspersonen in jeder Familie waren es, welche dieselben verfertigten: denn freye Männer sahen solche Arbeiten als schimpflich für sich an. Das Spinnen hingegen wurde für ein so eigenthümliches Geschäfft des weiblichen Geschlechts, auch der Vornehmsten von demselben, gehalten, daß dieses Geschlecht überhaupt in den thüringischen Gesetzen mit dem Worte Kunkel (Spinnrad) bezeichnet wird. An Gelehrsamkeit und feinere Künste war bey diesen deutschen Nationen noch gar nicht zu denken; aber gewaltthätige Unordnungen giengen bey ihnen noch sehr häufig im Schwange: und desto mehr sorgten die Könige durch die gesammelten und verbesserten Gesetze derselben, auch durch eingeprägte Ehrerbietung gegen das Christenthum, dafür, daß die alte Rauhigkeit jener Nationen sich mehr und mehr verlieren möchte.

XXXVIII. Bey einem solchen Zustande der Franken, und der übrigen Deutschen, die zu ihrem Reiche gehörten, war noch unbeschreiblich viel an ihrer Denkungs-

kungsart, ihren Kenntnissen, Sitten und Beschäfftigungen zu verbessern. Von sehr vielen Dingen, wodurch sich ein Volk Ruhe, Ueberfluß, Bequemlichkeit, Weisheit und äußerliche Glückseligkeit verschafft, hatten sie noch kaum die ersten Begriffe erlangt; und was sie wußten oder ausübten, war mit so vielen Irrthümern, Vorurtheilen und schlimmen Gewohnheiten vermischt, daß sie erst dazu gewöhnt werden mußten, diese abzulegen, ehe sie einen wahren Fortgang in ihrer Vollkommenheit haben konnten. Glücklicherweise bekamen sie nun an Karln, Pipins Sohne, einen König, der ihnen dazu größtentheils eine vortreffliche Anweisung gab, sehr viel Gutes bey ihnen stiftete, und überhaupt richtig einsah, was seinen Unterthanen und seinem Reiche fehlte. Er verschaffte diesem letztern eine Größe, Macht und Stärke, dergleichen es weder vor ihm, noch nach seinen Zeiten gehabt hat. Er half darin den Künsten und Wissenschaften, der Handlung, der allgemeinen Sicherheit, und der Religion selbst, merklich auf. Man hat ihn daher den **Großen** genannt: freylich **vornehmlich** aus Bewunderung seiner großen **kriegerischen Thaten** und **Eroberungen vieler Länder.** Aber er verdiente diesen Ehrennamen hauptsächlich durch die edlen Einsichten, an welchen er fast alle seine Zeitgenossen, auch diejenigen, von denen sie wegen ihres Standes mehr, als von ihm, gefordert wurden, übertraf; durch die großen und rühmlichen Unternehmungen zur Aufklärung des Verstandes seiner Unterthanen; durch die glücklichen Mittel, welche er dazu wählte; und durch die trefflichen Folgen, welche aus seinen Bemühungen eine Zeit lang entstanden. Die Deutschen würden allem Ansehen nach viele hundert Jahre früher ihren Geist hoch empor geschwungen, und auf allen Seiten besser genützt haben, wenn auf ihn mehrere Fürsten gefolgt wären, die ihm in den nachahmungswürdigsten seiner Eigenschaften gegleicht hätten.

XXXIX. Karl (ein Name, der, so wie das Wort Kárl, Kerl, welches mit demselben einerley

ist, einen tapfern Mann bedeutet) regierte zwey und dreyßig Jahre vor dem Jahre 800. als König der Franken (*), und noch vierzehn seit demselben zugleich als römisch occidentalischer Kaiser. Von allen deutschen Völkern im jetzigen Deutschlande waren, als er auf den Thron gelangte, nur noch die einzigen Sachsen frey. Er beschloß, auch diese zu seinen Unterthanen zu machen. Sie bewohnten damals diejenigen Länder, welche wir jetzt Niedersachsen und Westfalen nennen: und beyde Namen weisen uns auf sie zurück. Denn sie wurden von den Franken in Ostfalen und Westfalen, das heißt, in die Sachsen, welche sich gegen Morgen und Abend hin an sie ergeben hatten, (wahrscheinlich von dem fränkischen Worte Felahan (**), ergeben, überlassen, anvertrauen) eingetheilt. Diejenigen, welche ihren Sitz näher gegen die Weser zu hatten, hießen Engern, oder die Sachsen in der Mitte, nämlich zwischen den Ost- und Westfalen: und daher ist noch jetzt von einem Herzogthum Engern und Westfalen die Rede. Ihre Länder, an beyden Seiten der Elbe, gegen den Ausfluß derselben hin, hießen davon Albingien; daraus ist wieder die Eintheilung in Nordalbingien und Südalbingien (ohngefähr das heutige Holsteinische und Lüneburgische) entstanden. Alles war in Gauen abgetheilt, von denen fast ein jeder sein besonderes Oberhaupt hatte. Die Sachsen gränzten also gegen Mittag an die Franken, und ihre Unterthanen, die Thüringer. Das gab öfters zu Gränzstreitigkeiten zwischen den Franken und Sachsen Gelegenheit; und da die Letztern ohnedieß, nach altdeutscher Art, noch gewohnt waren, in die benachbarten Länder einzufallen, dort zu plündern und zu verwüsten, so war die Feindschaft zwischen diesen

---

(*) Nämlich erst mit seinem Bruder Karlmann vom 24. Sept. 768. bis den 4. Dec. 771. dann allein.

(**) Fale (westfälisch Flage) heißt auch eine große, ungemessene Strecke Landes.

beyden Nationen immer höher gestiegen. Vergebens hatten es die Franken schon lange versucht, sich die Sachsen zinsbar zu machen, wie noch zuletzt der König Pipin ihnen eine jährliche Abgabe von dreyhundert Pferden auferlegt hatte. Die Sachsen zahlten solche Abgaben selten lange fort: ihr Widerwille aber gegen die Franken nahm dadurch desto mehr zu. Sie waren außerdem auch noch sehr eifrige Heiden: ein Umstand, welchen die Franken ebenfalls zum Vorwande gebrauchten, um sie zu bekriegen. Denn da sie an den Sachsen so unruhige und gefährliche Nachbarn hatten, so sollte die Besiegung derselben dazu dienen, ihnen das Christenthum beyzubringen.

XL. Allein die Sachsen, welche kriegerischer als damals beynahe alle andere deutsche Völker waren, vertheidigten sich so tapfer und hartnäckig, daß gegen drey und dreyßig Jahre verflossen, ehe sie durch die Waffen der Franken gänzlich bezwungen werden konnten. Dazu kamen auch noch andere Ursachen. Karl war zwar den Sachsen, als ein sehr geschickter Feldherr, mit seinen regelmäßiggeübten, auch besser bewaffneten Franken, an Kriegskunst weit überlegen; er überwand sie daher auch, so oft er sie selbst angriff. Da ihn aber seine übrigen Kriege und Geschäffte oft in andere Länder riefen, waren die Sachsen gegen seine Befehlshaber glücklich. Ueberhaupt wurden die Kriege dieser Zeit nicht wie die jetzigen geführt: in diesem so langwierigen sächsischen sind nur zwo Hauptschlachten, und beyde in einem Jahre, bey Detmold und im jetzigen Osnabrückischen, vorgefallen; die Kriegsvölker lieferten sich einander nur kleinere Gefechte: hingegen wurde bald auf dieser Seite, bald auf jener, ein Strich Landes mit Feuer und Schwerdt verwüstet, indessen man in allen andern Gegenden ruhig blieb. Der Krieg wurde auch dadurch verlängert, weil es in Sachsen, das noch wenig angebaut, voll von Waldungen und Morästen war, keine Städte und kaum etliche feste Plätze gab; so daß sich ein Kriegsheer, wenn es gleich sehr tief in dieses Land

eingedrungen war, doch nur eine kurze Zeit darin behaupten konnte. Endlich fochten die Sachsen zugleich für ihre Freyheit und Religion; und sammelten folglich, wenn gleich oft zurückgetrieben, immer leicht wieder neue Kräfte. Karl rückte im Anfange des Kriegs (i. J. 772.) in Westfalen gegen die Weser hin, eroberte das Schloß **Ehresburg**, und zerstörte die Säule des **Irmen**, einer Gottheit, die entweder den **Neumond** (denn nach Cäsar zählten die Germanier den Mond unter ihre Gottheiten) vorstellte, oder das Andenken des großen cherustischen Herman erhielt. (Es war ein ungeheurer, aufrecht stehender Klotz.) Dort, bey **Stadtberg** im Herzogthume Westfalen, an der Gränze von Waldeck und Paderborn, war es auch, wo Karl zuerst einen festen Fuß in Sachsen faßte und einen Theil der Nation überwältigte. Allein kaum hatte sich Karl in Italien gegen die Langobarden gewendet (774.); so empörten sich die Sachsen wieder, eroberten und schleiften **Eresburg**, fielen in Hessen ein, zerstörten **Bürburg** an der Eder, und belagerten **Fritzlar**. Nach einem abwechselnden Glücke von vierzehn Jahren, und nachdem die Franken ganz Sachsenland bis an die Elbe als Sieger durchgezogen hatten, ergaben sich ihnen endlich, i. J. 785. nicht allein die Sachsen; sondern ihr vornehmster Heerführer oder Herzog, der tapfere Wittekind (*), der bis dahin Alles versucht hatte, um seine Nation unabhängig zu erhalten, **nahm auch, mit sehr Vielen seiner Landsleute**, die vorher die stärkste Abneigung vorm Christenthume gezeigt hatten, **den christlichen Glauben an**. Karl sah nun die Sachsen als **seine Unterthanen** an; er wollte sie daher in seinen übrigen Kriegen, die er zum Theil weit von ihrem Vaterlande führte, als Soldaten gebrauchen. Allein den Sachsen mißfiel dieses nicht weniger, als überhaupt die fränkische Regierung. Sie griffen (i. J. 793.) von neuem zu den Waffen; und da die verschiedenen Völkerschaften

unter

(*) Oder Widikind, Wedekind.

unter ihnen niemals alle gemeinschaftlich, und unter der Anführung eines einzigen Fürsten den Krieg fortgesetzt hatten, so konnten sie ihn von Zeit zu Zeit desto leichter erneuern. Endlich wurden sie durch die härteste Verheerung ihrer Länder (besonders zwischen der Weser und Elbe, deren Bewohner die stärkste Züchtigung verdient hatten) genöthigt, sich Alle zu unterwerfen. Der Friede, den ihnen Karl i. J. 804. bewilligte, war für Ueberwundene vortheilhaft genug. Es wurde dadurch ausgemacht, daß **alle Sachsen sich zum Christenthume bekennen**, den fränkischen Königen gar keine Abgaben bezahlen, nur den Zehnten ihrer Früchte an die Geistlichkeit entrichten und derselben Gehorsam erzeigen sollten; den Richtern und andern Beamten, welche die Könige über sie setzen würden, sollten sie zwar gehorchen, aber doch bey ihren alten Gesetzen verbleiben, und als **ein Volk mit den Franken** betrachtet werden, das mit diesen **völlig gleiche Rechte** hätte. Daher ist es nachmals gekommen, daß die **Franken** und **Sachsen** lange Zeit die **beyden Hauptvölker in Deutschland** gewesen sind, und daß sich alle dazu gehörige Länder entweder nach dem **sächsischen** oder nach dem **fränkischen Rechte** gerichtet haben. Weil unterdessen Karl den Sachsen noch nicht völlig trauete, die so oft, nach gegebener Versicherung ihrer Unterthänigkeit, ihre Freyheit wieder mit Gewalt zu behaupten gesucht hatten: so versetzte er viele tausend derselben aus dem jetzigen **Holsteinischen** und **Bremischen**, wo man sich am längsten gewehrt hatte, in seine fränkische Länder (*), und ließ ihre ehemaligen Wohnplätze durch

Slaven

(*) Schon vorher hatte Karl eine große Anzahl der vornehmsten und angesehensten Sachsen in Flandern und andere Länder seines Gebietes versetzt, wo sie, von ihrem Vaterlande und ihren Landsleuten getrennt, den trotzigen und unbändigen Freyheitsgeist nach und nach verloren. Diesen neuen Kolonisten haben mehrere Oerter in Deutschland ihr Daseyn zu verdanken; z. B. Sachsenhausen bey Frankfurt, Groß- und Lützelsachsen an der Bergstraße, Flursachsen bey Bocksberg ꝛc.

Slaven aus dem heutigen Mecklenburgischen, die seine Bundesgenossen waren, einnehmen.

XLI. Kaum hatte Karl diesen sächsischen Krieg angefangen, als er sich in einen andern wider die Langobarden in Italien einließ. Diese, welche noch das obere Italien, und auch ein Stück von dem übrigen besaßen, waren abermals mit den römischen Bischöffen, besonders mit Hadrian, weil dieser Karlmanns Prinzen auf des Königs Desiderius Zumuthung nicht als fränkische Könige krönen wollte, in Uneinigkeit gerathen, und hatten Verschiedenes von ihren Ländereyen weggenommen, auch Rom selbst mit einem Angriffe bedroht. Karl kam dem bedrängten Pabste auf seine Bitte zu Hülfe; er entriß den Langobarden nicht allein dasjenige, was sie an sich gezogen hatten, sondern machte auch ihrer Herrschaft in Italien ein gänzliches Ende. In einem einzigen Jahre überwältigte er dieses sonst so blühende und mächtige deutsche Reich, das über zweyhundert Jahre lang gedauert hatte; in welchem aber der alte kriegerische Muth der Einwohner sehr gefallen war. Den letzten König desselben, Desiderius, sperrte er in ein Kloster, und war nun Herr einer der schönsten Länder von Europa, welches man seitdem das Königreich Italien nannte. — Während der Belagerung von Pavia beschloß Karl, das Osterfest in Rom zu feyern. Hadrian, hierüber höchst erfreuet, sandte ihm auf 30 italische Meilen den Senat und die Edelsten der Stadt entgegen. Eine Meile vor Rom empfieng ihn die römische Geistlichkeit und Militz. Der Monarch zog, indem Chöre von Jünglingen, mit Palmen und Oelzweigen in der Hand, die Heldenthaten der Franken besangen, gleichsam triumphirend in die Stadt. Der Pabst empfieng ihn auf der obersten Stufe der Peterskirche, und, indem sich die beiden erhabenen Personen aufs zärtlichste umarmten, sang die Geistlichkeit: **Gebenedeyt sey, der da kommt im Namen des Herrn!** Auf dem Grabe des heil. Petrus schworen sich Karl und Hadrian ewige Freundschaft; und an dieser ehrwürdigen

Stelle

Stelle bestätigte der König die von seinem Vater dem päbstlichen Stuhle gemachte Schenkung des Exarchats; jedoch mit Beybehaltung der weltlichen Hoheitsrechte. — Bald darauf (i. J. 777.) ließ sich Karl durch die Klagen des Ibin al Arabi, Statthalters des arabischen Königs Abderrahman in Spanien, über diesen seinen Herrn bewegen, denselben zu bekriegen. Er bemächtigte sich auch bey dieser Gelegenheit desjenigen Theils von Spanien, der von den pyrenäischen Gebürgen an bis zu dem Fluß Ebro, sonst Iberus genannt, reicht: doch auf seinem Rückzuge in das jetzige Frankreich wurde ein Theil seiner Soldaten von den Einwohnern jener Gebürge, welche sie plötzlich anfielen, erschlagen. Damals verlor auch sein tapferer Feldherr Rutland das Leben, von welchem man in der Folge unter dem Namen des großen Roland so viele wunderbare Erzählungen (Romane) ausgestreuet hat (*). In der Folge unterwarf sich Karl auch die beyden Inseln Majorka und Minorka, welche zu Spanien gehören. Dieser neue Zuwachs hieß nachher Marca Hispanica. — In Deutschland selbst breitete er sein Gebiet ebenfalls wieder aus. Nachdem er das Herzogthum Bayern aufgehoben hatte, weil der Besitzer desselben, Thassel, zu eigenmächtig und mit einer Art von Unabhängigkeit regierte, überdies schon ehemals Pipins Lager verlassen (**) und treulos

(*) Viele glauben noch, daß gewisse Bildsäulen in manchen deutschen Städten, welche einen Mann mit einem Schwerdte in der Hand vorstellen, diesen Helden abbilden; wie man sie denn auch wirklich Rolandssäulen zu nennen pflegt. Aber ihr wahrer Name ist Rulands- oder vollständiger, Rugelandsäulen, das heißt, Denkmäler der peinlichen Gerichtsbarkeit, die einer Stadt zusteht, von dem alten Worte Rug, ein Gericht; daher sie auch das Richtschwerdt in der Hand führen.

(**) Bloß aus dieser Ursache sprachen die zu Ingelheim i. J. 788. versammelten bayerischen Grafen das Todesurtheil über Thassel'n; aber Karl begnadigte ihn; jedoch mußte er i. J. 794. auf Bayern eidlichen Verzicht thun.

treulos gegen Karln gehandelt hatte; so fiel er über die Avaren her, welche Thassiln zu Hülfe gekommen waren, eine asiatische Nation, die das heutige Ungarn und Niederösterreich inne hatte. Er zwang sie, nach der Einnahme ihrer wichtigsten Festung, worin sie unermeßliche Schätze zusammen gehäuft hatten, sich tief in Ungarn zurückzuziehen, drang daselbst bis an den Raabfluß, und führte neue Bewohner, theils deutsche, theils slavische, in diese Gegenden im J. 796. — Auch die Slaven oder wendischen Völker, die noch einen so großen Theil von Deutschland besassen, und schon lange das angränzende fränkische Reich durch ihre Einfälle beunruhigten, wurden durch Karls Schwerdt zum Theil gedemüthigt. Die Wilzen, welche im heutigen Vorpommern wohnten, mußten ihm huldigen; ihre Nachbarn aber, die Obotriten im Mecklenburgischen, vereinigten sich mit ihm gegen die Sachsen. Mit den Sorben, welche ihren Sitz zwischen der Saale und Elbe, im nunmehrigen Meißnischen und Anhaltischen, hatten, waren die Franken sonst am häufigsten in Kriege gerathen. Jetzt mußte sich diese slavische Nation größtentheils Karln unterwerfen; er ließ auch, um sie desto mehr im Gehorsam zu erhalten, besonders Thüringen und Sachsen gegen ihre Einfälle zu schützen, zwo Städte anlegen: die eine an der Saale, woraus Halle erwachsen ist; die andere an der Elbe, nicht weit von Magdeburg, welches schon damals eine Burg, oder ein Schloß mit einer Besatzung unter einem königlichen Grafen war, wobey sich immer mehr benachbarte Einwohner anbaueten, und dadurch den Ursprung der eigentlichen Stadt veranlaßten. Die Böhmen brachte Karl zwar nicht völlig unter seine Gewalt; ließ aber ihr Land so sehr verwüsten, daß sie außer Stand gesetzt wurden, ihm zu widerstehen, oder seinen Unterthanen zu schaden. — Bey Gelegenheit des sächsischen Kriegs waren auch Feindseligkeiten zwischen Karln und den Normännern vorgefallen. So hießen damals alle Bewohner des Nordens, oder der mitternächtigen Länder von Europa. Besonders aber hatten sich die Könige des jetzigen Dänemarks der

Sachsen

Sachsen wider ihn angenommen, auch mit einer Flotte seine friesische Unterthanen ausgeplündert Karl rüstete dagegen Schiffe zur Vertheidigung der niederländischen Seeküsten aus, und war schon im Begriff, mit seinem Kriegsheere die Dänen anzugreifen, als der Tod ihres Königs den Frieden wieder herstellte. Wirklich machte er sich auch zur See furchtbar, indem seine Flotte die Araber bey Corsica schlug.

XLII. So viele glückliche Kriege und Eroberungen vergrößerten Karls Ansehen und Macht ungemein. Obgleich die drey damals bekannten Welttheile nur in einer sehr geringen Verbindung mit einander standen, schickten doch selbst asiatische, nichtchristliche Fürsten, durch seinen Ruhm bewogen, an ihn Gesandtschaften. Er stellte endlich sogar das abendländische Kaiserthum der Römer in seiner Person wieder her. Merkwürdig genug, daß eben dasjenige Kaiserthum, welches die Deutschen ehemals zerstört hatten, von ihren Nachkommen wieder aufgerichtet wurde! Durch die Eroberung des langobardischen Reichs war Karl Herr des größten Theils von Italien geworden; und da die Römer nebst ihrem Bischof ihn eben sowohl, als ehedem seine Vorfahren, zu ihrem Schutzherrn angenommen hatten, so war er seitdem desto mehr im Stande, als ein solcher zu handeln. Die griechischen Kaiser zu Konstantinopel hingegen, welche bisher die rechtmäßigen Besitzer von Rom waren, hatten nach und nach alle Gewalt daselbst verloren. Weil sie wegen ihrer Entfernung die Römer gegen die Langobarden nicht beschützen konnten, hatten sich jene unabhängig gemacht, und sich nähere Vertheidiger gewählt. Dankbarkeit und Ehrerbietung gegen Karln bewogen zuletzt sie und ihren Bischof, sich der Oberherrschaft dieses fränkischen Königs völlig zu unterwerfen. Sie leisteten also seinem bevollmächtigten Stellvertreter, dem Hofkaplane Engelberth, freywillig den Eid der Treue. Bald darauf (i. J. 799.) ward Pabst Leo der Dritte in einem Aufruhre, den Hadrians Anverwandte wider ihn erregt hatten, gröblich mißhandelt und

gend-

genöthiget, seine Zuflucht zu Karln nach Paderborn zu nehmen. Der Monarch ließ ihn nach Rom zurückbringen, reisete i. J. 800. selbst dahin, untersuchte die Sache des Pabstes, der durch den feyerlichsten Reinigungseid seine Unschuld bewieß, und bestrafte die Urheber der Empörung mit der Verbannung aus Rom. Am ersten Weihnachtstage, als Karl in der Peterskirche unter der Messe vor dem Altar kniete, setzte ihm Leo eine kostbare Krone auf, und sein Ausruf: **Es lebe und siege der Große, der friedliebende, von Gott gekrönte römische Kaiser Karl!** hallte freudig von allen Enden des großen, mit unzählbarer Volksmenge angefüllten Tempels wieder. Karl, vom Pabste gesalbt, setzte sich auf einen Thron; Leo erzeigte dem neuen Kaiser zuerst die gebührende Ehrfurcht; man überreichte ihm den kaiserlichen Schmuck, und er kehrte unter beständigem Zujauchzen des Volkes in seinen Palast zurück. Der Kaiser betheuerte zwar seinen Vertrauten, daß er so etwas gar nicht erwartet habe; allein da er bis dahin so viele andere Schritte gethan hatte, die gerade zu diesem Ziele, zur Erlangung des kaiserlichen Namens, führten: so ist es sehr wahrscheinlich, daß solches mit seinem Vorwissen geschehen, und mit dem Pabste zum Voraus verabredet gewesen sey. Eigentlich konnten ihm zwar die Römer das Kaiserthum und die Herrschaft über Rom nicht vollkommen ertheilen, weil die griechischen Kaiser ihrem Rechte darauf noch nicht entsagt hatten. Allein auch diese überließen ihm, bey ihrer Ohnmacht gar bald Alles durch einen Vergleich, worin auch bestimmt ward, was die Griechen, nebst Istrien und Dalmatien, im untern Italien noch behalten sollten.

XLIII. Karl stellte das westliche Kaiserthum der Römer weder in seiner ehemaligen völligen Ausdehnung, noch mit seiner vorigen Verfassung, wieder her. Das kann man sehr deutlich aus dem Länderumfange seines Reichs, aus den deutschen Sitten, Gesetzen und Sprachen, welche darin herrschten, aus den Veränderungen, welche mit Rom und Italien über-

überhaupt vorgegangen waren, aus dem Mangel an genauerer Verbindung zwischen seinem uud dem morgenländisch-römischen Reiche, und aus andern Umständen sehen. Genug, daß Karl nun als Kaiser in den Besitz der Rechte seiner Vorgänger in diese Würde trat. Er übte alle landesherrliche Gewalt zu Rom aus, hielt seinen Statthalter daselbst, und Jedermann gehorchte seinen Gesetzen. Karl hätte auch seinen Sitz in dieser Hauptstadt seines Kaiserthums nehmen können. Aber außerdem, daß er der Treue und Liebe seiner alten Unterthanen, der Franken oder Deutschen, aus denen er selbst entsprungen war, sich am meisten versichert hielt, und also auch vorzüglich gern unter ihnen lebte, widerrieth ihm solches auch die Klugheit. Rom lag beynahe am mittäglichen Ende seines Reichs. Um dasselbe besser und aufmerksamer regieren zu können, war es rathsamer, daß er sich in dessen Mitte, am Rhein herum, häufiger als sonst irgendwo aufhielt. Daher wählte er **Nimwegen**, (in den jetzigen vereinigten Niederlanden) **Worms**, **Frankfurt am Maine**, **Ingelheim**, (im heutigen Kurfürstenthum Pfalz) und besonders **Aachen**, die noch blühende Reichsstadt, zu seiner Hofhaltung. Am letztern Orte zeigt man noch einen kleinen Ueberrest von seinem Palaste; man bewahrt sein Schwerdt auf, und führt jährlich, zum Denkmaale der Verehrung gegen ihn, eine ungeheuer große Gestalt, welche Karln im kaiserlichen Schucke abbildet, in den Strassen dieser Stadt unter vielen Freudenbezeigungen herum.

XLIV. Unterdessen hatte doch Karl durch alle diese Thaten und Vergrößerungen mehr für seine eigene Macht und Herrlichkeit, als für das Glück seiner Unterthanen, gearbeitet. Er herrschte allerdings **von der Elbe bis an das Weltmeer**, und **von der Nordsee bis gen Beneventum**, im untern Italien, herab, wo das Gebiet der griechischen Kaiser anfieng (*). Sein

(*) Er beherrschte also fast ganz Deutschland sammt Böhmen, Dalmatien, Croatien und dem größten Theile von

Sein weitläufiges Reich schien auch dauerhafter zu werden, als das vormalige römische in diesen Gegenden, weil es keine so furchtbare Feinde zu Nachbarn hatte, als dieses. Allein die Franken und übrigen Deutschen in Karls Reiche fühlten von seinen glänzenden Eroberungen fast nur Beschwerlichkeiten. Vierzig Jahre lang und drüber mußten sie ihn in Feldzüge begleiten, die zum Theil in sehr entfernte Länder angestellt wurden. Der einzige Krieg mit den Avaren bereicherte Karls Soldaten. Aber da alle seine freyen Unterthanen, nicht bloß diejenigen, welche Lehngüter besaßen, und also dafür belohnt wurden, sondern auch Alle, die nur eigenthümliche Güter hatten, verbunden waren, Kriegsdienste zu thun, sich zu denselben anszurüsten, und selbst auf einige Monate mit Lebensmitteln zu versehen, indessen ihre Familien dadurch auf mancherley Art litten; so entstand daraus nach und nach unter den Franken eine allgemeine Abneigung gegen den Krieg. Wenn also Karl seinen Ruhm nur in Kriegen gesucht hätte: so würde er sich um seine Unterthanen wenig verdient gemacht haben. Denn ob es gleich gewiß ist, daß eine Nation ohne allen Krieg sehr leicht weichlich, zaghaft und ungeschickt wird, sich zu vertheidigen, so verliert sie doch durch unaufhörliche Kriege an bürgerlichen, häuslichen und andern gesellschaftlichen Vortheilen und nützlichen Fertigkeiten noch weit mehr. Allein Karl war in einer beynahe ganz kriegerischen Regierung dennoch immer darauf bedacht, gesetzmäßige Ordnung, Sicherheit, Ueberfluß, und andere Kennzeichen einer wohlthätigen Regierung in seinen Ländern zu erhalten. Niemals konnten seine Feinde tief in das Innere derselben eindringen. Gegen die häufigen Gewaltthätigkeiten, und selbst Mordthaten, die unter seinen Deutschen, wie unter ihren Vorfahren, begangen wurden, und

nun

---

von Ungarn; ganz Frankreich mit den Niederlanden und Helvetien; Spanien bis an den Ebro mit den balearischen Inseln; das Meiste von Italien.

nun den allgemeinen Namen **Fehden** (oder feindschaftliche Angriffe) führten, gab er scharfe Gesetze. Er versuchte sogar, aber vergebens, die alte **Gewohnheit, immer bewaffnet zu gehen**, ingleichem die **Zweykämpfe**, abzuschaffen. Nicht weniger Mühe gab er sich, die **Trunkenheit** bey seinen Unterthanen **auszurotten**, und die **übermäßige Kleiderpracht** einzuschränken. Er verordnete, in einer wenigstens löblichen Absicht, **das Getreide sollte immer für einerley Preis verkauft werden**; das seinige aber gab er stäts noch wohlfeiler. Da die **Handlung** mit den angränzenden Völkern jetzt etwas empor kam, so sorgte er auch für den ungestörten Gang derselben. Insonderheit bestimmte er einen gewissen **Kaufmannsweg** und **Städte zur Niederlage** für diejenigen, welche von Sachsen, Thüringen und andern fränkischen Ländern aus, bis an die Donau herab, mit den benachbarten slavischen Völkern Handelschaft treiben wollten. Die bekanntesten dieser Städte, wo sie auch von seinen Befehlshabern geschützt werden sollten, waren: **Bardenwick**, in der Nähe des heutigen Lüneburg; **Magadoburg** oder Magdeburg; **Erpisfurt** oder Erfurt; **Foracheim** oder Forchheim, im jetzigen Franken; **Bremberg**; **Ragenisburg**, jetzt Regensburg; und **Laureacum** oder Lorch (*). Er legte übrigens den Grund zu mehrern Städten: unter andern beförderte er durch die Festung **Hochbuchi** oder **Hohenbüchen**, die er in Nordalbingien an der Elbe bauen ließ, die Entstehung der Stadt **Hamburg**, die schon vor ihm einigen Anfang genommen hatte.

XLV.

(*) Außer diesen waren noch an der Donau und am Rheine manche sehr blühende und mit wichtigen Marktgerechtigkeiten versehene Städte; z. B. Ingolstadt, Passau, Linz, Köln, Trier, Speyer, Mainz, Friedberg. Für die Erhaltung der Marktgerechtigkeiten dieser Städte war Karl so sehr, daß er alle Jahrmärkte, welche Reichsbeamten ohne seine Einwilligung angelegt hatten, wieder aufhob.

XLV. In demjenigen, was Karl für die christliche Religion gethan hat, erblickt man nicht bloß einen Eifer, den sehr viele andere Christen ebenfalls zeigten, sondern auch manche reinere Einsichten, die selbst Vielen ihrer Lehrer mangelten. Man sieht, daß er viel über diese Religion nachgedacht, alles Mögliche zur Ehre derselben vorgenommen, verschiedene Mißbräuche und irrige Vorstellungen, die sich in dieselbe eingeschlichen hatten, zu tilgen gesucht habe. Er hatte freylich die falsche, schädliche Meynung, daß man heidnischen Völkern das Christenthum mit den Waffen in der Hand aufdringen, sie durch Drohungen, Gesetze und Strafen dazu nöthigen dürfe, und dadurch Gott sehr gefällig werde. Solche Mittel trugen Vieles dazu bey, daß Manche von den überwundenen Sachsen und Avaren Scheinchristen wurden. Karl verordnete sogar, daß ein Sachse, der die Taufe verachten und ein Heide bleiben würde, das Leben verlieren sollte (*). Indessen traf er doch sanftere, dem Evangelium gemäßere Anstalten, um den christlichen Glauben, der einem Theile dieser Völker durch Schreckniße und Zwang aufgedrungen war, bey ihnen durch Ueberzeugung zu verbreiten und fest zu gründen. Er gab ihnen Lehrer, Schulen und mancherley Aufmunterungen. Insonderheit stiftete er in Sachsen verschiedene Bisthümer zu dieser Absicht, sobald er nur einen Theil dieses Landes erobert hatte. So entstanden die Bisthümer zu Osnabrück, zu Minden, zu Seligenstadt, (das in der Folge nach Halberstadt verlegt wurde) zu Verden, Bremen und Paderborn, zu Elze, (welches nachmals zu Hildesheim seinen Sitz bekam) und zu Münster. Für sich selbst war Karl mit der h. Schrift ziemlich bekannt. Er ließ auch

(*) Diese Härte läßt sich, nach dem Geiste jener Zeiten, durch den unbezwinglichen Starrsinn der Sachsen, welche pervicaciſſimi et paganiſſimi genannt werden, vielleicht noch einigermaßen entschuldigen; aber nie rechtfertigen.

auch die gewöhnliche lateinische Uebersetzung derselben verbessern. Daher wollte er mancherley Arten des Aberglaubens nicht dulden. Er untersagte das Herumziehen der vermeynten Büßenden, die sich mit Ketten beladen hatten; und andere abergläubische Ausschweifungen. Bey den Sachsen, wo er so viele Ueberbleibsel des Heidenthums zu unterdrücken suchte, pflegte man auch die vermeynten Zauberer und Hexen zu verbrennen: er verbot ihnen, dieses ferner zu thun, bey Lebensstrafe.

XLVI. Karl that also zum Besten der Religion und Gottseligkeit, was die Lehrer seines Reichs vorzüglich hätten thun sollen; oder auch, was die kleine Anzahl einsichtsvoller Männer unter ihnen, ohne die Unterstützung ihres Landesherrn, zu versuchen nicht wagen durfte. Seine scharfsichtigen Augen fanden überhaupt an der fränkischen und übrigen Geistlichkeit seiner Länder viel zu verbessern. Zwar ehrte er sie ungemein, damit das Ansehen der Religion dadurch gewinnen möchte. Er war auch freygebiger gegen sie, als es ihrem Stande selbst, zur genauen Erfüllung seiner eigentlichen Pflichten, nützlich seyn konnte. Die so ansehnlichen Länder, welche sein Vater Pipin dem römischen Stuhle geschenkt hatte, vermehrte er mit einer Zugabe, theils aus der damals herrschenden Meynung, daß die Geschenke an Kirchen das sicherste Unterpfand der Gnade Gottes wären, theils aus Zuneigung gegen seinen Herzensfreund, Hadrian. Der Geistlichkeit überhaupt mußte, nach seinem Befehle, der Zehnte von allen Ländereyen, und sogar von seinen eigenen Landgütern, entrichtet werden. Aber auf der andern Seite war er auch Herr über die gesammte Geistlichkeit seines Reichs. Der Bischof in der Hauptstadt seines Kaiserthums, oder der Pabst, war sein erster geistlicher Vasall, und beobachtete seine Gesetze gleich allen übrigen. Er verordnete Vieles gegen die mannigfaltigen Mißbräuche, in welche die Bischöffe und andere ordentlichen Lehrer, die Mönche und Kanonici, gerathen waren. Die Letztern waren

ursprünglich gemeinschaftlich mit einander, nach einerley Vorschrift oder Kanon, lebende Lehrer der Christen. Unter andern verbot er den Bischöffen, nicht mehr persönlich in den Krieg zu ziehen, und Soldaten anzuführen. Doch blieben sie viele Jahrhunderte hindurch bey dieser ihnen unanständigen Gewohnheit, und büßten oft im Kriege das Leben ein. Da Karl endlich immer besser begriff, daß die unbegränzte Habsucht, auch unter einem frommen Vorwande, dem Endzwecke des Lehrstandes völlig widerspreche: so drückte er sich zuletzt sehr nachdrücklich darüber aus. Seine Abgeordneten mußten die Geistlichen fragen: „Ob das heiße die Welt „verlassen, wenn Jemand unaufhörlich fortfährt, seine „Güter auf alle mögliche Art und durch allerley Künste „zu vermehren, indem man bald den Himmel verspricht, „bald mit der Hölle droht, und dergestalt im Namen „Gottes, oder eines Heiligen, Reiche und Arme, „welche einfältig und unvorsichtig sind, des Ihrigen „beraubt, auch ihren rechtmäßigen Erben die gehoffte „Erbschaft zu entreißen sucht, ja sogar aus Begierde, „fremdes Gut an sich zu ziehen, Andere durch Geld „zu falschen Zeugnissen und Eidschwüren verleitet — „selbst mit den Reliquien der Heiligen schändlichen „Wucher treibt und die Laien um ihr Vermögen „bringt? (*) — Die meisten Pfarrer predigten damals nicht mehr: ein Theil aus Ungeschicklichkeit; Andere aus Trägheit. Karl veranstaltete eine Sammlung deutsch übersetzter Predigten oder Homilien der ältesten und berühmtesten Kirchenlehrer, damit es nur den Christen nicht an öffentlichem Unterrichte in der Religion fehlen möchte. Die Pfarrer lasen aus dieser Samm-

(*) Zugleich wurden auch die sehr treffenden Fragen gethan: „Ob es zweckmäßig sey, Jemanden wider seinen Willen zum Geistlichen zu machen, und die Klöster mit nichtswürdigen Leuten anzufüllen? Ob es der Kirche zum Besten gereiche, daß ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tauglichkeit der ihm Untergebenen sehe? daß er sich mehr um ihre Fähigkeit zum Singen, als um ihren Lebenswandel bekümmere?“

Sammlung diejenige Predigt her, welche nach dem für jeden Sonntag bestimmten biblischen Absatz folgte; und von zwey lateinischen Worten, welche ihnen dieses anzeigten (post illa), hieß die Sammlung eine Postille.

XLVII. Noch viel weiter erstreckte sich Karls Aufmerksamkeit. Er wollte nicht bloß der Bequemlichkeit unwissender Lehrer zu Hülfe kommen, sondern sie vielmehr selbst gelehrt machen. Wissenschaften und feine Künste sollten, nach seinem Wunsche, weit fleissiger und besser bearbeitet werden, als es seit Jahrhunderten geschehen war. Zunächst gieng diese Absicht zwar hauptsächlich nur auf die Geistlichkeit, von welcher man damals glaubte, daß sie allein einiger Gelehrsamkeit bedürfe; da hingegen die andern Stände, die sich dem Kriege, der Kenntniß der wenigen einheimischen Gesetze, und ihrer leichten Anwendung, dem Feldbau, und andern Beschäfftigungen ergaben, solches, ohne ihre Geisteskräfte lange zu üben und zu veredeln, thun könnten. Aber Karl, der wohl wußte, daß eine Nation, deren größter Theil unwissend bleibt, auch immer ungesitteter, abergläubiger, und zu vortrefflichen Unternehmungen oder Erfindungen, wobey der Verstand geschäfftig seyn muß, ungeschickter werde, munterte seine Unterthanen überhaupt auf mancherley Art dazu auf. Auf seinen Befehl sollten in allen Klöstern Schulen angelegt werden, worin von den Mönchen ein unentgeltlicher Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften ertheilt würde. In gleicher Absicht führte er unter andern so viele Bischöffe ein, daß sie an ihren Haupt- oder sogenannten Domkirchen Schulen errichten, und die unter ihrer Aufsicht stehenden Domherrn (Canonici) zur Unterweisung der Jugend anhalten sollten. Er ließ selbst an seinem Hofe eine Schule halten, damit die Großen nicht etwann glauben möchten, als wenn der Anbau des Verstandes ihrer und ihrer Kinder unwürdig wäre. Für sich selbst sammelte er nicht nur viele Handschriften von guten Büchern, sondern verlangte auch, daß in den Klöstern, die über-

haupt als der Sitz der Wissenschaften angesehn wurden, Büchersammlungen mit allem Fleiße errichtet werden sollten. Die Gelehrten schätzte und belohnte er ausnehmend; er zog sie auch aus fremden Ländern in sein Reich. So ließ sich Alcuin oder Alchwin, ein Engländer, und der gelehrteste Mann seiner Zeit, von ihm eingeladen, in seinem Reiche nieder, lehrte an seinem Hofe, ihn sogar selbst, seine Familie, Hofleute, auch andere ansehnliche Personen und Frauenzimmer, wurde sein vornehmster Rathgeber in der Wiederherstellung der Gelehrsamkeit unter seinen Unterthanen, führte daher die Aufsicht über verschiedene Klöster, pflanzte darin Schulen, schrieb Bücher, und war mit Einem Worte das glücklichste Werkzeug, dessen sich Karl bediente, den Wissenschaften aufzuhelfen. Paul Warnefried, ein Langobarde, wurde, durch Karls Wohlthaten aufgemuntert, ein gleichfalls nützlicher Gelehrter und Schriftsteller. Auch hatte er einen gelehrten Deutschen, Eginharden oder Einharden, aus dem Odenwalde, im heutigen fränkischen Kreise, gebürtig, zu einem seiner Hofbedienten gemacht, der aber zuletzt Abt des Klosters Seligenstädt im jetzigen Mainzischen wurde, und sich durch eine sehr wohl geschriebene Lebensbeschreibung Karls gegen dessen Andenken dankbar bezeigte. Nichts war jedoch für die Wissenschaften ermunternder, als Karls eigenes Beyspiel. Er hatte griechisch und lateinisch gelernet, und konnte sich in der letztern Sprache so fertig ausdrücken, als in seiner fränkischdeutschen; er schrieb auch lateinische Gedichte, die für sein Jahrhundert nicht schlecht waren. Außerdem hatte er sich mit gutem Fortgange auf die Vernunftlehre, Beredsamkeit, Rechenkunst, und vorzüglich auf die Sternkunde, gelegt. Selbst bey seiner Mahlzeit hörte er Vorlesungen, besonders aus der alten Geschichte, an. Er stiftete eine gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe, in welcher er selbst und die andern Mitglieder derselben, unter angenommenen Namen, freundschaftliche Unterredungen über die Wissenschaften hielten. So hieß er in derselben David; Alcuin, Flaccus; der Erzbischof von

Mainz

Mainz Rikulf, Damötas; der sehr geschickte und einsichtsvolle Hofkaplan Engelberth, Homerus, und so weiter. Auch die Baukunst, Bildhauerkunst, und andere damit verwandte Künste, wurden durch Karls Neigung und seinen Geschmack nicht wenig befördert. Er bewunderte die prächtigen Ueberbleibsel derselben zu Rom, und ließ Manche solcher Kunstwerke von daher nach Aachen bringen, um diesen seinen geliebten Sitz auszuschmücken.

XLVIII. Dieser große deutsche Fürst vergaß, bey solchem Eifer für die Gelehrsamkeit überhaupt, seine vaterländische am wenigsten. Die Deutschen hatten zwar damals in ihrer Sprache eine ziemliche Menge Lieder und Gesänge, die fast Jedermann wußte und sang. Aber zum Vortrage der Wissenschaften, zur Abfassung von Büchern, war sie noch nicht gebraucht worden; und sie war auch noch viel zu dürftig, rauh, unregelmäßig und unbestimmt zu einer solchen Anwendung. Das sah Karl ein: daher wollte er sie auf gewisse Vorschriften zurückführen, sie geschmeidiger machen, und ihr in den Augen der Deutschen selbst einen größern Werth verschaffen. Er fieng an, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben. Er sammelte die ältesten Lieder der Deutschen, worin die Thaten ihrer Könige und ihre Kriege besungen wurden, und lernte sie auswendig. Den Monaten, welche bisher lateinische oder altdeutsche Namen geführt hatten, legte er fränkische bey. Anstatt also daß sie Januarius, Februarius und so weiter hießen, nannte er sie **Wintermonat, Hornung,** (vermuthlich den **gehörnten,** weil die Hirsche in diesem Monate ihre Hörner, welche eigentlich ihr Geweihe heißen, ablegen, und darauf neues bekommen) **Lenzmonat,** (oder den Frühlingsmonat) **Ostermonat,** (April, weil die Ostern meistens in diesen fällt) **Wonnemonat,** (das heißt, den **fröhlichen** oder **freudenvollen** Monat, an welchem Namen Jedermann sogleich den May erkennt) **Brachmonat,** (von den brachliegenden oder ausruhenden Aeckern) **Heumonat, Aerndtemonat, Herbstmonat, Weinmonat,**

monat, Windmonat, und Heiligenmonat (vom Geburtsfeste Christi im December). Damals wurden zwar diese Namen nicht völlig so ausgesprochen: man sagte Lenzinmanoth, Aranmanoth, Heilagmasnoth; aber überhaupt hätten es doch diese deutschen Benennungen verdient, unter uns durchgängig aufgenommen zu werden. Denn sie sind überaus schicklich aus den Naturveränderungen in jedem Monate, oder aus allgemeinen christlichen Feyertagen in denselben, gewählt; da hingegen die noch gebräuchlichen altrömischen Namen nicht allein den meisten Deutschen unverständlich, sondern auch von römischen Göttern, Fürsten und Religionsgebräuchen entstanden sind. Zum Theil sagen sie sogar etwas Falsches und Ungereimtes, wie die letzten vier Monate, vom September an, eigentlich nach dem ältesten römischen Kalender der siebente, achte, neunte und zehnte Monat heißen, welches sie doch in der That nicht sind. Eben so gab Karl auch den verschiedenen Winden deutsche Namen; und diese sind ihnen geblieben, wie Sundroni, der Südwind; Westnordroni, der Westnordwind, und andere mehr. Aber Karls Neigungen und Sitten waren überhaupt deutsch, kunstlos und edel. Dieser große kriegerische Held, dessen Feldzüge nur mit seinem Leben ein Ende nahmen, und der ein Hauptvergnügen in der Völkerbezwingung fand, betrug sich doch fast immer so leutselig und gütig, und erwarb sich eine so allgemeine Liebe, als diejenigen selten erlangen, welche unaufhörlich die Waffen gebrauchen. Nur einmal that er etwas, welches beym ersten Anblicke einer Grausamkeit ähnlich sieht. Er ließ nämlich auf einmal 4500 gefangene Sachsen (i. J. 782.) bey Verden enthaupten. Allein man muß bedenken, daß diese treulose Nation bey einem Einfalle der Slaven in Thüringen, welchen Wittekind unfehlbar veranlaßt hatte, anstatt Karln zu helfen, sich mit seinen Feinden verstand, das fränkische Heer meuchelmörderisch überfiel, eine beträchtliche Anzahl von Edlen, und eine große Menge von Gemeinen abschlachtete. Die Freygebigkeit übte er, besonders gegen Fremde, fast bis zum

Ueber=

Uebermaaße aus. Kirchen und Armen hatten auch einen ungemeinen Antheil daran, und er befahl noch in seinem letzten Willen, daß sein Geräthe und seine Bücherſammlung zu ihrem Beßten verkauft werden sollten. Ausländische Kleidung, wenn sie gleich sehr schön war, trug er gar nicht: die fränkische aber oder vaterländische, deren er sich bediente, bestand, außer einem leinenen Hemde und dergleichen Beinkleidern (die schon damals Hosen hießen) aus einem weiten und kurzen, nach deutscher Sitte zugeschnittenen Rocke, dessen Saum mit Seide gestickt oder durchwirkt war: über diesem trug er einen langen blauen Mantel; im Winter bedeckte er auch Brust und Schultern mit einem Pelze von Fischotterhäuten. Seine Strümpfe und Schuhe waren mit verschiedenen Bändern festgebunden. Sein großes, siegreiches Schwerdt, mit Gold und Silber eingelegt, kam nie von seiner Seite. Dies war seine gewöhnliche Tracht. Nur an hohen Festtagen und bey feyerlichen Audienzen trug er kostbare Kleider, einen mit Diamanten besetzten Degen und eine Krone. Auch wenn er sich ankleiden ließ, besorgte er verschiedene Geschäffte. Gab ihm der Pfalzgraf von einem Streithandel Nachricht, den er nur selbst entscheiden könne, so ließ er die Parteyen gleich vor sich kommen, und ertheilte ihnen Bescheid. Im Essen, und besonders im Trinken, beobachtete er viele Mäßigkeit. So wie er häufig ritt und jagte, (zwo Lieblingslustbarkeiten der Franken) so übte er sich auch fleißig im Schwimmen; und wenn er sich badete, that er es nicht nur in Gesellschaft seiner Söhne, Freunde und Hofleute, sondern erlaubte zuweilen auch seiner Leibwache, mit ihm zu baden. Seine Söhne ließ er, außer den Wissenschaften, zeitig an die Waffen und andere Leibesübungen gewöhnen; seine Töchter aber, die auch in nützlichen Kenntnissen unterrichtet wurden, mußten Wolle spinnen, um sich nicht dem Müssiggange zu ergeben: die Gewohnheit vieler alten fürstlichen Höfe, an denen die Prinzessinnen selbst die meisten Kleidungsstücke der Familie verfertigten. Karl reiste und aß nicht leicht ohne seine Kinder; er verheurathete nicht einmal seine

sehr

sehr schönen Töchter, indem er vorgab, er könne ohne sie nicht leben. — Nimmt man Alles zusammen, was man von seinen Gesinnungen, Entwürfen (*), Handlungen und Thaten weiß: so sieht man wohl, daß er ein großer, erhabner, unternehmender Geist gewesen sey, der gleichsam alles auf einmal zu umspannen wußte, worin sich die gewöhnlichen Menschen niemals zugleich hervorzuthun pflegen: Krieg und Eroberungen, Staatsklugheit und Regierungskunst, Religion, Gelehrsamkeit und Künste, Ackerbau und Handlung; der vom Größten zum Kleinsten, und wiederum von diesem zu jenem mit solcher Leichtigkeit übergieng, daß seine Geschäfftigkeit für Alles Zeit behielt. Er verdient desto mehr bewundert zu werden, da er, anstatt Aufmunterung und Hülfsmittel in seinem Jahrhunderte zu finden, sich dieselben vielmehr gröβten Theils selbst verschaffte, und fast Alles der unaufhörlichen Anstrengung seiner Seelenkräfte zu danken hatte. Er wird in der Mainzischen und einigen andern Kirchen als ein Heiliger verehrt; auch diese Ehre gebührt ihm mit allem Rechte.

XLIX. Nach Karls Tode brauchten die Franken, und die übrigen Deutschen ihres Reichs, einen oder mehrere Fürsten zu seinen Nachfolgern, die das von ihm so weislich angefangene Werk glücklich fortgesetzt, wenigstens viele von seinen rühmlichen Eigenschaften gehabt, aber seine Fehler (denn auch der gröβte Mann ist nicht ohne kleine Fehler der Menschlichkeit) vermieden, und sie besonders, anstatt so vieler mit Krieg erfüllten Jahre, einer langen Ruhe hätten genieβen lassen. Aber diese würdigen Nachfolger Karls kamen

(*) Zu diesen gehört auch der groβe und kühne Plan, die Donau mittelst der Flüsse Altmühl und Regnitz mit dem Maine zu vereinigen. Der Kanal war schon angefangen; allein das beständige Regenwetter und der sumpfige Boden verhinderten die Ausführung eines Werks, das Karls Namen mit unsterblichem Danke der Nachkommen gekrönt hätte.

kamen nicht, wenn gleich seine Nachkommenschaft noch lange seinen Thron besaß. Sein Sohn Ludwig, der ihn zuerst bestieg (reg. v. J. 814 — 840.), heißt der **Fromme**, ingleichem der **Gutherzige**; und er war auch beydes, vornehmlich nach dem damaligen Begriffe von Frömmigkeit. Aber Klugheit, standhafter Muth, und das Ansehen, welches zur Beherrschung eines so großen Reichs nöthig war, fehlten ihm gänzlich. Daher wurde sein zu gütiges Herz sehr gemißbraucht und hintergangen: denn ausnehmende Güte ohne vielen Verstand kann eine überaus schädliche Eigenschaft werden. Auch seine Frömmigkeit floß nicht genugsam aus Ueberlegung und geläuterten Begriffen, indem er über seinen Andachtsübungen die Regierungsgeschäfte vernachläßigte. Unterdessen war er doch ein leutseliger und gerechtigkeitliebender Herr: er war der Religion nicht allein überhaupt eifrig ergeben, sondern wollte auch, daß sie durch die anständigsten Sitten von seinen Unterthanen geehrt werden möchte; die Wissenschaften beförderte er aus Hochachtung, war freygebig, und zu einer friedlichen, stillen Regierung sehr geneigt. Er hatte also die beste Anlage zu einem guten, nützlichen Fürsten, und würde es auch in einem kleinen ruhigen Reiche geworden seyn. Aber seine nachgebende Schwäche hinderte die Wirkungen dieser löblichen Eigenschaften. Er wurde fast nur von Andern regiert, anstatt selbst zu regieren. Für die Ausbreitung des Christenthums unter den **Dänen** und unter andern mitternächtigen deutschen Völkern trug er eine ziemlich glückliche Sorge. Er schickte den Mönch Ansgar oder Anschar, aus dem Kloster **Corvey** an der Weser, unter sie, der nicht Wenige von ihnen zum Christenthume bekehrte. Dieses Kloster war nebst dem gleichfalls in Westfalen gelegenen zu **Hervorden** oder **Herford**, mit Ludwigs besonderer Theilnehmung erbauet, und von ihm beschenkt worden. Es wurde bald eines der reichsten, und sein Abt ist jetzt ein deutscher Reichsfürst; aber die Schule des Klosters Corvey, in welcher so viele geschickte Lehrer der Christen gezogen wurden, machte dasselbe insonderheit berühmt.

Ludwig

Ludwig stiftete auch das Erzbisthum zu Hamburg, oder, wie man diese Stadt damals nannte, Hammaburg, (das heißt, eine Festung an einem Gehölze oder Walde) zum Sitze für den Ansgar, der von da her über die benachbarten, und auch die in den nördlichen Ländern neuerrichteten christlichen Gemeinen die Aufsicht führen sollte. Indem Ludwig den gemeinschaftlich mit einander lebenden Geistlichen oder Canonicis eine scharfe Sittenregel vorschreiben ließ, und den Bischöffen verbot, ferner goldene Wehrgehänge, große mit Edelgesteinen besetzte Messer und Spornen zu tragen, folgte er freylich der weisen Denkungsart seines Vaters. Das that er auch, indem er durch einen Sachsen die ganze heilige Schrift in deutsche Reime übersetzen ließ, damit auch Ungelehrte unter seiner Nation, welche bisher mit derselben ganz unbekannt gewesen waren, sie lesen könnten. Er erlaubte auch so vielen Sachsen, die sein Vater in die fränkischen Länder fortgeführt hatte, in ihr Vaterland zurückzukehren. Aber überhaupt war doch seine Regierung unglücklich, und wurde es, nebst ihm selbst, durch seine eigenen Kinder. Ein lehrreiches Beyspiel, daß ein Vater, der seinen Kindern nichts versagen kann, mehr gutwillig als klug ist, für ihr Beßtes, und selbst für das Seinige, dadurch sehr übel sorgt. Ludwig theilte die Länder seines Reichs gar zeitig (schon i. J. 817.) und übereilt unter seine Söhne, da sie vielmehr noch hätten gehorchen, und durch Gehorsam regieren lernen sollen. Er änderte diese Theilung i. J. 827. als er noch einen Sohn von seiner zweyten Gemahlinn, Judith oder Jute, bekommen hatte. Darüber wurden seine drey älteren Söhne mißvergnügt, empörten sich nebst vielen seiner Unterthanen wider ihn, nahmen ihn gefangen, und beraubten ihn der Regierung. Zwar halfen ihm bald darauf die Deutschen wieder auf den Thron. Als er aber nun seine Söhne desto mehr in der Unterwürfigkeit zu erhalten suchte, stellten sie sich ihm in Kurzem mit einem Kriegsheere entgegen, und viele Bischöffe, mit dem Pabste Gregor dem Vierten selbst, nahmen die Partey dieser unna-

unnatürlichen Söhne. Ihr Vater rückte ihnen mit seinen bewaffneten Anhängern auch entgegen: aber die Meisten von diesen giengen zu seinen Söhnen über; und man nannte daher das Feld, wo diese Treulosigkeit vorfiel, (nicht weit von Colmar, im heutigen Elsaß) das Lügenfeld. Die Wenigen, welche dem Kaiser noch getreu geblieben waren, fragten ihn, was sie thun sollten. Darauf antwortete dieser großmüthige Fürst: Gehet immer auch zu meinen Söhnen! ich will nicht, daß meinetwegen nur ein Einziger ein Glied, oder gar das Leben verliere. Nachdem er also von Allen verlassen war, nöthigten ihn seine Söhne, durch Hülfe der Bischöffe, dem Kaiserthume i. J. 833. öffentlich auf die schimpflichste Art zu entsagen. Er mußte nämlich in der Medarduskirche zu Soissons auf einem härnen Gewande kniend, laut bekennen, daß er durch seine nachläßige Regierung Gott beleidiget, der Kirche Aergerniß gegeben, und dem Volke Unrecht gethan hätte; er mußte zugleich, zur Büßung seiner Sünden, um die gewöhnliche Kirchenbuße anhalten, ja sogar ein schriftliches Verzeichniß seiner angeblichen Verbrechen vorlesen! Und nun wanderte der durch diese Gräuel aufs Tiefste herabgewürdigte Monarch dem Kloster zu. Lothar, der Pflichtvergessenste unter Ludwigs Söhnen, trug es den Bischöffen auf, dies unverantwortliche Verfahren gegen den beßten Vater zu rechtfertigen. Sie unternahmen es; aber sie konnten der schlechtesten Sache von der Welt bloß einen falschen Anstrich geben. Gleichwohl reuete nicht lange darnach seinen dritten Sohn, Ludwig den Deutschen, diese Schandthat: er brachte seinen Bruder Pipin zu gleicher Gesinnung, und setzte, mit ihm verbunden, ihren Vater wieder auf den Thron (im Jahr 834.). Aber eben dieser sein Sohn ergriff noch einmal die Waffen gegen ihn, als er auf Betrieb seiner Gemahlinn eine neue Theilung zu Gunsten ihres Sohnes Karl vorgenommen, und Ludwigen, der hierüber seinen Unwillen äußerte, den Besitz des ostfränkischen Reiches abgesprochen hatte. Der Kaiser verfolgte ihn mit einem Kriegsheere, und

starb

starb (*) mitten unter dieser Unternehmung, doch immer als ein gütiger Vater, indem er in seinen letzten Augenblicken von seinem aufrührischen Sohne zu den Umstehenden sagte: „Weil er nicht zu mir kommen und „seine Pflicht gegen mich beobachten kann, so erfülle „ich die meinige, und nehme Gott und euch insgesammt „zu Zeugen, daß ich ihm Alles verzeihe.“ — Diese traurigen Schicksale Ludwigs erfüllten sein Reich mit Verwirrung und Unruhen. Es entstand die schlimme Folge, daß sich die Franken und übrigen Deutschen gewöhnten, sehr leicht von einer Partey zur andern überzugehen, ob sie gleich einer jeden den Eid der Treue geleistet hatten. Die königliche Gewalt wurde verachtet; die Geistlichkeit mengte sich viel zu tief in weltliche Angelegenheiten; und der herrliche Anfang, den Karl der Große gemacht hatte, Religion, Wissenschaften, Künste, Gesetze und gute Sitten von Neuem zu beleben, wurde mehr unterbrochen, als fortgesetzt. Das solchergestalt entkräftete Reich konnte weder auswärtigen Feinden, noch innerlichen Zwistigkeiten lange mehr widerstehen, ohne einen Theil seiner bisherigen Größe einzubüßen.

(*) Auf einer unter Ingelheim gelegenen Rheininsel den 20. Jun. 840.

Drit-

Dritter Zeitraum.

Von der Entstehung des eigentlichen noch jetzt sogenannten deutschen Reichs, bis zur Verbindung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit demselben.

Nach Christi Geburt J. 843. bis zum Jahr 962. Ein Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren.

I.

Die Deutschen, welche Unterthanen und Einwohner des fränkischen Reichs waren, erlangten durch den Tod des Kaisers Ludwig noch nicht die ruhige und glückliche Verfassung, deren sie so sehr bedurften. Zwar hörten mit demselben die Empörungen seiner Söhne gegen ihn auf; und es schien also, daß jeder von ihnen nunmehr friedlich über seinen Landesantheil regieren würde. Ihr Vater hatte noch sterbend befohlen, man sollte seinen Sohn Ludwig, wider welchen er eben im Kriege begriffen war, ermahnen, es nicht zu vergessen, daß, nachdem er ihm so oft vergeben habe, derselbe gleichwohl seine grauen Haare mit Herzeleid in das Grab bringe, und dadurch das Gebot Gottes, des allgemeinen Vaters, übertrete. Allein Kinder, welche die große Pflicht des Gehorsams und der Treue gegen ihren Vater verletzen, können desto weniger unter einander in brüderlicher Eintracht leben. Unter den drey Söhnen Ludwigs, welche ihn überlebten,

lebten, und nun bereits lange an Unordnungen und Gewaltthätigkeiten gewohnt waren, wollte der älteste, Lothar, ob er gleich schon Kaiser und König von Italien war, auch sonst noch einen ansehnlichen Theil des Reichs besaß, seinen beyden Brüdern, Ludwigen und Karln, beynahe gar nichts übrig lassen. Sie sahen sich daher genöthigt, ihre Länder gegen ihn mit den Waffen zu vertheidigen. Bald (i. J 841.) kam es in diesem Bruderkriege bey **Fontenai** zu einer der blutigsten Schlachten, in welcher zwar Lothar überwunden wurde, aber zugleich von beyden Seiten so viele tausend streitbare Franken und andere Deutschen umkamen, daß sie seitdem nicht allein ihr Reich nicht mehr erweitern, sondern auch nicht einmal gegen auswärtige Feinde hinlänglich beschützen konnten. Nun fragten erst die beyden Ueberwinder die Bischöffe: **Ob sie mit Recht gegen ihren Bruder gestritten hätten, und ob dieser nicht verdiene, abgesetzt zu werden?** Die Bischöffe thaten den Ausspruch, daß sich Gott durch jenen Sieg, wie durch ein außerordentliches Urtheil, für die Gerechtigkeit ihrer Sache erklärt habe. Als daher Lothar noch immer abgeneigt von einem billigen Vergleiche blieb, vereinigten sie sich noch stärker gegen ihn, und thaten einander öffentlich vor ihren Kriegsheeren das eidliche Versprechen eines unveränderlichen Beystandes. Da in **Ostfranken**, wo Ludwig regierte, die **fränkische Sprache**, in **Westfranken** hingegen, welches größtentheils Karln unterworfen war, ein **verdorbenes Latein**, aus welchem das **Französische** entsprungen ist, damals am meisten gesprochen wurde: so bedienten sich beyde Könige und Brüder, indem sie einander den Bund schworen, jeder in derjenigen Sprache, welche die Soldaten des Andern am besten verstanden. Wir lesen noch die Worte, deren sie sich in beyden Sprachen bedient haben. Es wird nicht unangenehm seyn zu hören, wie ein Theil davon im Fränkischen, welches die angebohrne Sprache beyder Könige war, gelautet habe:

In Godes minna
In Gottes Liebe
ind durh tes Christianes folches
und zu des christlichen Volkes
ind unser bedhero gehaltnissi
und unserer beyder Erhaltung
fon thesemo dage frammordes
von diesem Tage forthin
so fram so mir Got geuuizzei indi mahd furgibit
so weit mir Gott Wissen und Vermögen dargiebt,
so hald ih thisan minan Bruodher
so halte (unterstütze, vertheidige) ich diesen meinen Bruder (*).

Gleichergestalt schworen auch hierauf die beyden Kriegsheere, theils in der fränkischen, oder damals hauptsächlich sogenannten deutschen Sprache, theils in der fälschlich sogenannten römischen, daß sie demjenigen der beyden Könige, der seinen Eid brechen würde, wider seinen Bruder nicht helfen wollten.

II. Endlich erbot sich Lothar (den man auch Luther oder Ludher nannte; und beyde Namen sind eigentlich das jetzige Lauter, hell und klar; oder, von Personen gebraucht, damals so viel als berühmt;) — dieser älteste Bruder erbot sich zum Vergleiche mit den übrigen. Man schloß also denselben i. J. 843. zu Verdun auf die Bedingung, daß das gesammte fränkische Reich unter die drey Brüder folgendergestalt getheilt werden sollte. Lothar behielt die Kaiserwürde und Italien; nächstdem aber bekam er alle von der Rhone, Saone, Maaß und Schelde an bis gegen den Rhein hin gelegene Länder, mithin ein beträchtliches Stück von der Schweiz, von Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Den übrigen Theil von Westfranken, zwischen dem Weltmeer, der Rhone, Maaß und Schelde, erhielt der jüngste Bruder

(*) Die westfränkische Eidesformel lautete so: Pro Don amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di en avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo.

Bruder Karl. Ostfranken aber, oder Alles, was von der Morgenseite des Rheins an, in der jezzigen Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden zum fränkischen Reiche gehörte, wurde dem mittlern Bruder Ludwig zugetheilt. Außerdem wurden noch auf der Abendseite des Rheins die drey Städte **Worms, Mainz** und **Speyer** zu seinem Landesantheil geschlagen, weil er sonst nicht genug Weinwachs in demselben und auch keinen bequemen Uebergang über den Rhein gehabt hätte. Durch diese Theilung entstanden aus dem großen fränkischen Reiche drey besondere **Reiche**, und insonderheit das **eigentliche deutsche**, wie es noch bis auf unsere Zeiten allein genannt wird. Denn obgleich auch in den beyden übrigen Reichen deutsche Nationen herrschten, und Fürsten von deutscher Abkunft regierten; so erhielten sich doch nur in diesem, welches auch recht in dem alten Vaterlande der Deutschen gegründet wurde, **deutsche Sprache, Gebräuche, Sitten** und **Gesetze** entweder sehr lange, oder immerfort. In Westfranken hingegen veränderte sich Alles dieses weit mehr: da behielt ein **ausgeartetes Latein** vor dem Fränkischen die Oberhand; das Reich wurde nach und nach **Frankreich** genannt, und die Einwohner desselben hießen in der Folge **Franzosen**; doch zu einem immerwährenden Denkmaal, daß sie fränkischdeutschen Ursprungs wären.

III. Das eigentliche deutsche Reich aber, welches Ludwig stiftete, der davon auch den Beynamen **der Deutsche** erhielt, befand sich freylich in einer von seiner neuern sehr verschiedenen Verfassung. Auf einigen Seiten erstreckte es sich weiter als jetzt; allein auf andern war es klein, wie am Rhein, ingleichem von der Saale und der benachbarten Elbe an, bis an die Ostsee und die Oder hin, wo noch lauter slavische Völker ihre Wohnplätze hatten. Die **vornehmsten Nationen** dieses Reichs waren die **Ostfranken**, die **Alemannen** oder **Schwaben**, die **Bayern**, die **Thüringer** und die **Sachsen**. Zwar gehörten auch die **Friesländer**, die **Böhmen** und **Mähren** zu den Unter-

thanen

thanen desselben: allein sie hatten an den Angelegenheiten des Reichs einen weit geringern Antheil als jene, und zahlten nur gewisse Abgaben; ja die Böhmen und Mähren verweigerten oft auch diese, und konnten kaum mit den Waffen bezwungen werden. Ludwig, der über alle diese Nationen v. 840 — 876. herrschte, war unter Karls des Großen Nachkommen der Verständigste und Tapferste. Er hatte sich zwar mehrmals gegen seinen Vater empört; besserte aber nachher sein ganzes Verhalten. In seiner Regierung sorgte er für Alles mit wachsamer Klugheit; übte die Gerechtigkeit eifrig aus; konnte niemals durch Geschenke gewonnen werden; besetzte die Aemter mit den geschicktesten Männern, und bewies sich auch der Gelehrsamkeit günstig, von welcher er einige Kenntniß hatte. Die **Slaven** und **Normänner** beunruhigten zwar sein Reich durch ihre Einfälle; die Letztern zerstörten insonderheit **Hamburg**, und das dortige Erzbisthum wurde daher nach **Bremen** verlegt. Allein Ludwig vertheidigte sein Reich glücklich genug; auch durch die **Herzoge** und **Markgrafen**, (das heißt, Feldherren und Beschützer an der Gränze) welche er bestellte. So setzte er einen **Herzog in Sachsen** gegen die Normänner und Slaven jenseits der Elbe; ingleichem einen **Markgrafen in Thüringen**, um dieses Land gegen die Sorben im heutigen Meißnischen zu vertheidigen. Ludwig hatte seinen Sitz vornehmlich zu **Frankfurt am Main** gewählt. Ob er gleich sein Gebiet durch die Hälfte der Länder, welche sein Bruder Lothar außerhalb Italien besessen hatte, ansehnlich vermehren konnte, als die meisten Nachkommen desselben verstorben waren: so gab er doch diese Länder, die er bereits eingenommen hatte, großmüthig an den rechtmäßigen Erben zurück.

IV. Zur Zeit dieses ersten Königs von Deutschland, lebte in dem Kloster Weißenburg im Elsaß der Mönch Otfried, der die deutsche Sprache, und besonders die herrschende fränkische Mundart, zuerst recht zum Bücherschreiben gebrauchte. Man hat noch

seine Uebersetzung der vier evangelischen Geschichten in fränkische Reime; oder vielmehr einen zusammenhängenden Auszug aus denselben, der in eine dichterische Umschreibung und allerhand andächtige Deutungen gebracht worden ist. Otfried, welcher Scholasticus oder Vorsteher der Schule seines Klosters war, that es den allermeisten damaligen Mönchen in Deutschland an Wissenschaft und Scharfsinn zuvor. Besonders aber empfand er einen edeln Verdruß darüber, daß die Deutschen, selbst die Gelehrten unter ihnen, ihre Landessprache so sehr vernachläßigten. „Sie wird," sagt er, „für bäurisch gehalten; und diejenigen „selbst, welche sie reden, haben sie noch niemals weder „in Schriften, noch durch irgend eine Kunst, feiner „ausgebildet; sie haben die Geschichte ihrer Vorfahren „und das Leben derselben nicht, wie andre Nationen, „in Büchern beschrieben. Thun sie ja dieses selten „einmal, so bedienen sie sich dazu ausländischer „Sprachen, der lateinischen und griechischen. In die„sen hüten sie sich, den geringsten Fehler zu begehen; „und in ihrer Sprache fehlen sie bey jedem Worte. „Warum sollten," so fragt Otfried mit patriotischem Eifer im Anfange seines Gedichts, „warum sollten die „Franken allein nicht, wie es so viele andere Völker „thun, ihre Sprache verschönern? allein nicht in der„selben das Lob Gottes singen? Sie sind ja eben so „tapfer als die Römer und Griechen; kein Volk hat „jemals über sie geherrscht; vielmehr haben sie andere „Völker vertheidigt und beschützt. Sie sind reich, und „haben ein fruchtbares Land; Erz und Kupfer, nebst „einer Menge Eisen, wird darin hervorgebracht. Sie „haben Silber genug, und Gold, das sie aus dem „Sande" (er versteht den Goldsand des Rheins) „lesen." Otfried gesteht, daß die deutsche Sprache noch barbarisch, unregelmäßig und rauh sey; daß es ihm schwer falle, für jeden Laut den gehörigen Buchstaben in derselben zu finden. Aber eben darum suchte er sie durch die Dichtkunst zu mildern und zu verfeinern; eine Wohlthat welche jeder Sprache zuerst durch diese Kunst wiederfahren ist. Sein Werk ist

also das älteste Denkmaal der deutschen, und besonders der fränkisch schwäbischen Dichtkunst. Zu einer kleinen Probe derselben mögen einige Zeilen aus dem Anfange seiner Zueignungsschrift an den König Ludwig dienen:

Ludouuig thor snello
Ludewig der schnelle, (muntere, wackere, lebhafte)
thes uuisdames follo,
der Weisheit voll,
Er ostarrichi richtit all
Er richtet (re iert) all (ganz) Osterreich (Ostfranken)
so Frankono Kuning scall
wie es einem fränkischen Könige gebührt
Themo si jamer heili
Dem sey immer Heil
joh salida gimeini
und gemeine Glückseligkeit!

Was die dichterische Einkleidung der Geschichte Christi selbst betrifft, so erreichte Otfried damit seine Absicht. Sie gefiel durch die kurzen gereimten Verse, und durch die gute Art, mit welcher er viel schwere Sachen faßlich ausdrückte; man fieng daher bald an, sie im südlichen Deutschlande und in der Schweiz, als in welchen Ländern die gedachte Sprache üblich war, zu singen.

V. Wir dürfen aber auch Otfrieds Lehrer, der ihm diese ausnehmende Liebe zu seiner Sprache beybrachte, nicht vergessen. Das war Raban oder Hraban, Erzbischof zu Mainz. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts kam ihm Niemand in Deutschland an Gelehrsamkeit gleich. Freylich war in dem größten Theil unsers Vaterlandes noch nicht lange mit dem Christenthum einige Neigung zu den Wissenschaften, und auch diese nur bey der Geistlichkeit, gekommen. Raban selbst bemühte sich, bloß diese gelehrter zu machen; an die übrige Nation wurde nicht gedacht. Auch bestand seine Gelehrsamkeit, wie überhaupt so vieler deutschen Geistlichen nach ihm, hauptsächlich nur in den Anfangsgründen der sieben freyen Künste. So nannte man die Sprachlehre, die Redekunst, die

Vernunftlehre, die Rechenkunst, die Meßkunst, die Tonkunst, und die Sternkunde; und schon einiger Begriff von den drey ersten war für die Meisten genug. Unterdessen hatte es doch Raban durch ungemeinen Fleiß und vieles Nachdenken hierin weiter gebracht, als eine Menge Anderer. Einen Beweis davon giebt, außer seinen zahlreichen Schriften, unter andern dieses, daß er nicht mit dem großen Haufen unter der Sprachlehre oder Grammatik, bloß die Regeln meynte, welche zum Lesen, Verstehen und Reden einer Sprache einigermaßen dienlich sind; sondern, mit den alten Griechen und Römern, zugleich die Kunst, die Werke der besten Schriftsteller geschickt auszulegen. Auch er hatte schon einige Versuche zum Anbau der deutschen Sprache gemacht, und gleichsam den ersten Grund zu einem Wörterbuche derselben gelegt. Man sah an ihm und einigen andern gelehrten Geistlichen in Westfranken angenehme Früchte von der Aufmunterung, welche Karl der Große den Wissenschaften gegönnt hatte. Aber sehr weit ausgebreitet war dieser Trieb zu gelehrten Kenntnissen in Deutschland nicht: die Seltensten blieben diejenigen, welche deutsche Sprache, Dichtkunst und Beredsamkeit in Schriften bearbeiteten.

VI. Unter Ludwigs Nachkommen, die über Deutschland von 876—887. regierten, verschlimmerte sich überhaupt der Zustand des von ihm gestifteten Reichs. Der Jüngste seiner Söhne, insonderheit Karl der Dicke genannt, hatte zwar das Glück, daß er das Kaiserthum, die Königreiche Italien, Ost- und Westfranken, beynahe alle Länder, welche Karl der Große und Ludwig der Fromme besessen hatten, wieder an sich allein brachte. Aber es fehlte ihm an den meisten Eigenschaften, die zu einer weisen Regierung nöthig sind; er war gutwillig, ohne Klugheit und Muth. Die Normänner verwüsteten daher sein Reich auf allen Seiten (*); sie setzten sich sogar mitten

(*) Im J. 881. verbrannten sie Koblenz und Trier; Mainz retteten nur seine gute Vertheidigungsanstalten.

mitten in demselben fest. Ein sehr zahlreiches Heer von Deutschen zog sich zusammen, bereit, unter Karls Anführung diese gemeinschaftlichen Feinde anzugreifen. Statt dessen schloß er mit den Normännern einen höchst schimpflichen Frieden, trat ihnen ein Stück von Friesland ab, und zahlte ihnen ansehnliche Geldsummen, damit sie sein Reich nicht beunruhigen möchten. Ein solches Betragen verursachte endlich eine allgemeine Empörung seiner Unterthanen, und darunter auch der Deutschen, gegen ihn. Er wurde im Jahr 887. überall der Regierung entsetzt; sein Anverwandter Arnulf folgte ihm auf dem königlichen Throne von Deutschland von 8*8 — 899. Seit dieser Zeit sind die beyden Reiche, das deutsche und das französische, niemals wieder mit einander vereinigt worden (*). Arnulf war allerdings ein tapferer und einsichtsvoller Herr. Er schlug die Normänner aus seinem Gebiete weg; suchte durch die Eroberung Roms die Rechte, welche die deutschen Könige auf das Kaiserthum in Italien hatten, zu behaupten, erhob das königliche Ansehen in Deutschland von neuem, und setzte sich in einen so hohen Ruf, daß ihm ein König von Frankreich hul-

(*) Die Hauptvölker Deutschlandes, zur Zeit seiner gänzlichen Trennung von Frankreich, bewohnten meistens schon die Landstriche, in welchen man sie jetzt findet. Das Frankenland, welches nach Einhards Beschreibung, sich von Sachsen bis an die Donau, und vom Rheine bis an die Saale erstreckte, und das eigentliche Ostfranken, dessen Hauptstadt Frankfurt am Maine war, ausmachte, dieses Frankenland begriff verschiedene ansehnliche Landschaften, die jetzt unter ihren eigenen Namen bekannter wurden. So war Hessen schon eine besondere, aus mehrern Gauen bestehende Provinz. So hieß der ehmals von Thüringen abgerissene und von Karl dem Großen mit dem übrigen Frankenlande vereinigte Theil Franconien oder Franken im engsten Sinne. Der Bischof von Würzburg hatte darin das meiste Ansehen; aber fränkische Herzoge gab es damals nicht. Der Name Alemannien ward täglich seltener ꝛc.

huldigte. Allein er starb zu frühzeitig für die Deutschen, und zog ihnen, wider seine Absicht, weit fürchterlichere Feinde, als sie jemals gehabt hatten, an den Ungarn zu, die sich vor Kurzem in dem Lande, welches noch von ihnen den Namen führt, niedergelassen, und selbst den größten Theil vom heutigen Oesterreich eingenommen hatten.

VII. Arnulf hatte die Ungarn (*) in seinem Kriege wider die Mähren gebraucht. Dadurch aber lernten sie Deutschland mit seinen schon damals beträchtlichen Reichthümern kennen, plünderten und verheerten es seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts lange Zeit hindurch, von der Donau bis an den Rhein, und selbst bis nach Thüringen; sie machten nach und nach einen großen Theil davon durch Rauben, Morden und Brennen beynahe zur Wüste. Die Deutschen waren in der That eben so tapfer, noch größer und stärker als die Ungarn; konnten aber gleichwohl durch allen ihren Widerstand weder die Einfälle derselben hintertreiben, noch sie überwinden. Das kam davon her, weil die Ungarn, leicht bewaffnet und auf leichten Pferden, mit der größten Geschwindigkeit, tief in die Länder eindringen, und eben so schnell sich zurückziehen, ihren Feind von allen Seiten angreifen, und insonderheit die schwer bewaffneten Deutschen leicht in Unordnung bringen konnten. Auch waren Städte und Festungen noch immer zu selten in Deutschland, die doch dem Einbruche der Ungarn bald Gränzen würden gesetzt haben. Das Unglück der Deutschen wurde desto härter, da ihre Großen selbst unter einander uneins, zu innerlichen Kriegen, und zur Widersetzung gegen die Könige selbst, geneigt worden waren. Nach den ältesten deutschen Sitten waren zwar Gewaltthätigkeiten und alle Arten der Selbstrache, bis zu Mordthaten, unter den freyen Kriegern sehr gewöhnlich gewe-

(*) Eigentlich Ugern, d. i. Fremdlinge, Verwandte der Tatern, die sich selbst Madscharen nennen.

gewesen. Nachdem aber die empfindlichsten Strafen darauf gesetzt worden waren, auch das Christenthum und gerechtigkeitliebende Fürsten ihnen Einhalt zu thun angefangen hatten, verminderten sie sich immer mehr. Doch die schläfrige, verachtete Regierung der meisten Nachkommen Karls des Großen beförderte den stärkern Ausbruch dieser Unruhen von neuem. Denn da sich diese Fürsten in fast unaufhörliche Händel mit einander verwickelten, ihre Lehnsleute und Reichsbeamten immer reicher und mächtiger machten, damit sie ihres Beystandes desto gewisser seyn möchten, für ihr Reich hingegen überaus wenig thaten; so verlor sich mit ihrem Ansehen auch dasjenige, welches die Gesetze hätten haben sollen. Die Herzoge, Grafen und Edelleute überhaupt, fielen einander an, so oft sie beleidigt zu seyn glaubten, und machten ihre Streitigkeiten mit Plündern, Gefangennehmen, Schwerdt und Feuer aus, ohne sich bey der Obrigkeit, oder den Fürsten selbst, zu beschweren. Der Adel sah dieses als einen Vorzug vor andern Unterthanen an, daß er sich selbst Recht verschaffen, und Privatkriege nach Gefallen führen, plündern und todtschlagen könne. Sogar Bischöffe und Aebte ließen zuweilen durch die Vögte oder Beschützer ihrer Stifter eben solche Feindseligkeiten ausüben. Dieses sind die **Befehdungen**, (wie sie von dem deutschen Worte **Fehde**, das heißt, **Feindschaft** oder **Krieg**, genannt wurden) durch welche die Deutschen, wie so viele andere europäische Nationen, mehrere Jahrhunderte nach einander unbeschreiblich viel gelitten haben. Sie hießen auch das **Faustrecht**, weil diejenigen, welche solche Ausschweifungen der Feindseligkeit übten, sich bloß durch ihre Faust, oder durch gewaltsame Handlungen, mit Verachtung der Gesetze und des Landesfürsten selbst, die Genugthuung bewirkten, welche sie zu fordern berechtigt zu seyn glaubten. Daß dieses Zurückschreiten in die alte Wildheit, dieser fast **gesetzlose Zustand**, in den ersten Zeiten des zehnten Jahrhunderts, bey den Deutschen so sehr überhand genommen hatte, das muß man, außer den schon angeführten Ursachen, auch

davon

davon herleiten, weil sie damals (i. J. 900.) einen Knaben von sieben Jahren zum Könige gewählt hatten, der noch nicht das zwanzigste Lebensjahr erreichte, und auch deswegen Ludwig das Kind heißt. Vermuthlich thaten die Deutschen dieses aus Dankbarkeit gegen Arnulfs Andenken, dessen Sohn Ludwig war. Aber unter einer solchen Regierung, von der man nur den Namen kannte, mußte nothwendig die innerliche Unordnung, der Verfall des königlichen Ansehens, und die allzu glückliche Dreistigkeit der einbrechenden Feinde Deutschlands täglich zunehmen.

Ludwig war der letzte König der Deutschen aus der Nachkommenschaft Karls des Großen, die ihres Stammvaters so wenig würdig war (st. 911). Sein Nachfolger, auch ein fränkischer Fürst, König Konrad der Erste, begabt mit den trefflichsten Eigenschaften, versuchte es zwar mit einigem guten Fortgange, die königliche Macht, die Ehre seines Reichs und die öffentliche Ruhe wiederherzustellen. Aber die Verwirrung und Schwäche von Deutschland war zu groß, und Konrad regierte eine zu kurze Zeit (von 912 — 918.), als daß er eine Hauptverbesserung hätte stiften können.

VIII. In diesem ohnmächtigen Zustande Deutschlands stieg Heinrich der Erste (*) auf den Thron, und Alles änderte sich. Der sterbende König Konrad war so großmüthig gewesen, ob er gleich selbst einen Bruder, mit Namen Eberhard, hatte, der Geschicklichkeit genug besaß, um sein Nachfolger zu werden, dennoch den Herzog von Sachsen, Heinrich, mit dem er sogar wegen seines Widerstandes gegen den königlichen Befehl einen nicht glücklichen Krieg geführt hatte, zu dieser höchsten Würde zu empfehlen. Eine bewundernswerthe Handlung: seine Familie und seine Nation

(*) Mit ihm fangen die deutschen Könige und Kaiser aus dem sächsischen Stamme an: sie regierten vom Jahr 919 — 1024.

Nation selbst, bey so wichtigen Vortheilen, die er ihr verschaffen konnte, um des gemeinen Beßtens willen zu übergehen; weil er nämlich gewiß wußte, daß Heinrich unter allen deutschen Fürsten, wegen seiner Klugheit, Macht und Tapferkeit, im Stande wäre, den Ruhm, die Sicherheit und gute Verfassung der Deutschen nicht allein wiederherzustellen, sondern auch merklich zu vergrößern. Eberhard war eben so großmüthig und patriotisch, als sein Bruder. Nach dem Willen desselben gieng er zu Heinrichen, übergab ihm die Reichskleinodien und sich selbst, schloß Frieden und aufrichtige Freundschaft mit ihm. Hierauf versammelten sich die fränkischen und sächsischen Herren bey Fritzlar, und Heinrich ward mit Beystimmung des ganzen Kriegsheers zum König ernannt. Heinrich erfüllte die von ihm geschöpfte große Erwartung vollkommen. Das deutsche Reich würde allem Ansehen nach zertrümmert, und jede Nation, die zu demselben gehörte, wieder von den andern getrennet worden seyn, wenn Heinrich nicht die **beyden vornehmsten**, die **Franken** und **Sachsen**, genauer vereinigt, und auch die übrigen, die Bayern, Schwaben und Thüringer, zur Behauptung der allgemeinen Wohlfahrt aufgemuntert hätte. Dazu kamen noch die **Lothringer**, welche Heinrich ebenfalls dem deutschen Reiche unterwarf, nachdem sie schon ehemals unter dieser Herrschaft gestanden hatten. **Lothringen** nämlich, oder **Lotharingien**, das heißt, das Reich Lothars, nannte man alle diejenigen Länder, welche in der Theilung, die Ludwigs des Frommen Söhne unter einander trafen, dem ältesten, dem Kaiser Lothar, außerhalb Italien zugefallen waren. Nach der Beschreibung, die bereits oben davon ertheilt worden ist, macht das jetzige Lothringen nur einen sehr geringen Theil dieses ehemaligen Reichs aus, das, nachdem Lothars Nachkommen ausgestorben waren, und es nach und nach mit dem deutschen Reiche verknüpft wurde, Herzoge, als Statthalter der deutschen Könige bekam. Allein so rühmlich es für Heinrichen war, sein Gebiet so sehr zu erweitern, da seine Vorgänger das ihrige nicht einmal hatten beschützen können: so

war

war doch in Deutschland selbst noch weit mehr zu thun und zu verbessern, wenn die bisherigen Uebel aus dem Grunde gehoben werden sollten. Heinrich entdeckte die Mittel, welche dazu führten, und wandte sie mit dem beßten Erfolge an.

IX. Die verwüstenden Einfälle der **Ungarn** in Deutschland dauerten noch fort, und wurden desto gefährlicher, da sie auch so **viele slavische Völker** in Böhmen, im heutigen Meißnischen, Brandenburgischen und andern benachbarten Ländern, mit ihnen vereinigten. Um ihnen Einhalt zu thun, mußte Heinrich **die Kriegsverfassung seiner Deutschen ändern**, die Städte vortheilhafter nützen, und die nächsten Feinde, welche ihm gleichsam im Rücken saßen, bändigen. Er schloß also einen neunjährigen Stillstand mit den Ungarn, und setzte sich während dieser Zeit in einen solchen Zustand, daß man sie nicht weiter fürchten durfte. Da sehr viele tapfere Deutschen in den bisherigen Privatkriegen sich an Morden und Plündern gewöhnt hatten, so vergab er ihnen zwar, wies ihnen auch Aecker an, und theilte Waffen unter sie aus; aber Alles mit der Bedingung, daß sie nun gegen die gemeinschaftlichen Feinde des Vaterlandes fechten sollten, wie er denn besonders in Merseburg einen Haufen solcher Leute legte. Seine streitbare Unterthanen übte er häufig in den Waffen, deren regelmäßiger Gebrauch von ihm eingeführt, und außerdem gute Kriegsgesetze vorgeschrieben wurden. Noch gab es wenig Städte und haltbare Oerter in Deutschland, besonders in **Sachsen** und **Thüringen**, welche durch die Slaven und Ungarn so viel litten. Auch die in den übrigen Gegenden vorhandenen Städte waren selten mit Mauern umgeben, überdieß selbst wegen der kleinen Anzahl Einwohner zur Vertheidigung unbrauchbar. Heinrich ließ neue Städte bauen, und die alten durch Mauern befestigen. Er befahl, daß der neunte Mann von den Landleuten in die Städte ziehen, die übrigen acht aber säen und ärndten, und Früchte sammeln sollten, von denen jener den dritten Theil aufbewahren, auch für die

andern

andern Wohnungen bauen sollte. Alle feyerlichen Zusammenkünfte und Gastmahle mußten nun in den Städten angestellt werden. Daher konnte es nicht fehlen, daß sie bald stark bevölkert wurden, zur sichern Aufbewahrung von allerley Vorräthen und Gütern, auch zur Abhaltung feindlicher Verheerungen dienten. Die Deutschen, welche sonst immer dem Landleben so sehr ergeben gewesen waren, wurden nunmehr fast eben so eifrige Freunde der Städte, wohin sie, außer den schon gedachten Vortheilen, vielen Freyheiten und Rechten, welche den Städten ertheilt wurden, auch die Hofhaltungen der Fürsten, die Gerichtshöfe, die ansehnlichern Kirchen, die Bißthümer, Klöster und Schulen, die darin angelegt wurden, zogen. Heinrich sorgte auch gleich anfänglich für strenge Policey und öffentlichen Frieden, dessen Stöhrer er ohne Unterschied des Standes bestrafte.

X. Solche weise Anstalten machten es ihm leicht, die meisten slavischen Völker, welche längst den Gränzen seines Reichs ihre Wohnplätze hatten, zu bezwingen. Zuerst griff er die **Heveller** an, welche an der Havel in der heutigen Mark Brandenburg saßen, und eroberte ihre Stadt **Brennabor**, nachmals **Brandenburg** genannt, mit dem ganzen umliegenden Lande. Hierauf nöthigte er die **Sorben** im heutigen Meißnischen, und besonders die **Daleminzer**, näher gegen die Elbe zu, sich ihm zu unterwerfen. Damit er diese desto besser im Gehorsam erhalten möchte, ließ er in ihrem Lande, auf einem Berge nahe an der Elbe, eine Stadt anlegen, die von dem benachbarten kleinen Flusse **Misni** den Namen bekam, aus welchem der heutige, **Meißen**, entstanden ist. Diese Stadt versah er mit Soldaten, und setzte zum Befehlshaber über dieselbe und die umliegende Gegend einen Grafen, der, weil er die dortigen Gränzen beschützen mußte, **Markgraf** hieß. Durch denselben machte er sich auch die **Milzener**, andere Slaven, die in der heutigen Oberlausitz um Bauzen herum wohnten, zinsbar. Bald kamen viele Sachsen und andere Deutsche in dieses Land,

welches

welches in der Folge von der neuerrichteten Markgrafschaft **Meißen** genannt wurde, besetzten die zum Theil von den Slaven erbauten Städte, und brachten deutsche Sprache, Religion und Gesetze zuerst in diesen für Deutschland eroberten Landesstrich. Die **Slaven** im angränzenden **Böhmen**, ingleichem im **Mecklenburgischen** und **Pommern**, zwang **Heinrich** gleichfalls zur Unterthänigkeit. Und nunmehr konnte er die **Ungarn**, als sie nach verflossenem Stillstande (*) in sein Gebiet einbrachen, so nachdrücklich empfangen, daß sie i. J. 933. bey **Merseburg** eine große Niederlage erlitten, nach welcher sie etliche Jahre von Deutschland entfernt blieben. Den **Normännern**, und darunter besonders den **Dänen**, die sonst Deutschland so viel Unglück zugefügt hatten, entriß er ein Stück Landes, und machte es zu einer Vormauer gegen sie, indem er eine Anzahl Sachsen unter den Befehlen eines **Markgrafen** dahin schickte, der den Namen von **Schleswig** bekam. So viel Großes und Nützliches hatte **Heinrich** bereits ausgeführt; er gieng noch mit andern wichtigen Unternehmungen um, als ihn sein Tod daran hinderte (st. i. J. 936.).

XI. Sein Sohn **Otto**, der nach ihm deutscher König ward, vollbrachte nicht allein seines Vaters Entwürfe, sondern führte auch so viele siegreiche Kriege, machte so wichtige Eroberungen, und regierte überhaupt mit so vielem Ruhm, Glück und Ansehen, daß man ihn deswegen **Otto den Großen** genannt hat. **Heinrich**, dem Deutschland so ungemein viel schuldig war, der den Grund gelegt hatte, auf welchem sein Sohn fortbauen konnte, hatte dieses Denkmaal der Bewunderung eben so sehr verdient. Allein die Thaten seines Sohns waren weit zahlreicher und glänzender, zum Theil auch noch unerwarteter für die allgemeinen Hoff-

---

(*) Sie waren aufs empfindlichste gereizt, als **Heinrich** ihnen, statt des gefoderten Tributs, einen räudigen Hund ohne Schwanz und Ohren zugeschickt hatte.

Hoffnungen und Wünsche. Otto hatte kaum zu regieren angefangen, als ihn innerliche Unruhen, Empörungen deutscher Großen, Beleidigungen auswärtiger Fürsten, Einfälle fremder Völker, nach und nach auch die Ehre und die Rechte des deutschen Reichs, in eine Reihe von Kriegen verwickelten, die nicht eher als mit seinem Leben, nach ohngefähr sechs und dreyßig Jahren, aufhörten. Man sah wohl, daß der frühe Tod seines Vaters ihn verhindert hatte, die erworbenen Vortheile und getroffenen heilsamen Veranstaltungen hinlänglich zu sichern und zu befestigen. Der Herzog von Böhmen wollte die Oberherrschaft des Königs Otto nicht erkennen, und mußte dntch einen vierzehnjährigen Krieg dazu genöthiget werden. Beynahe eben so machten es die Herzoge von Bayern, Franken und Lothringen, hatten aber auch ein gleiches Schicksal. Die wieder aufwachende alte Eifersucht zwischen den Sachsen, die jetzt Deutschland so mächtige und unternehmende Könige gaben, auch deswegen nicht ohne Stolz sich betrugen, und den Franken, welche sonst die ansehnlichste deutsche Nation gewesen war, trug nicht wenig zu diesen Unruhen bey. Otto legte dem gedemüthigten Herzoge von Franken, Eberhard, des K. Konrad Bruder, zur Strafe bloß eine Anzahl Pferde auf, die er stellen mußte; seine vornehmsten Anhänger aber wurden zum Hundetragen verurtheilt: das heißt, sie mußten, nach einer alten deutschen Gewohnheit, öffentlich eine ziemliche Strecke Weges Hunde auf ihren Schultern tragen. Der Herzog behielt gleichwohl noch seine Würde; empörte sich aber mehr als einmal wieder gegen den König, bis er in einem Treffen bey Andernach das Leben verlor. Während solcher innerlichen Kriege in Deutschland fiel es den Ungarn nicht schwer, daselbst von neuem mehrere Jahre nach einander grausame Verheerungen zu stiften. Endlich aber erfocht Otto auf dem Lechfelde, nicht weit von Augsburg i. J. 955. den vollkommensten (*) Sieg über sie, und sie fielen niemals mehr in

(*) Es lagen über 100000 auf dem Kampfplatze, ohne die,

in diese Länder ein; sie mußten auch das von ihnen bisher besetzte Oesterreich verlassen. Den König der Dänen, Harald, der den Markgrafen von Schleswig umgebracht, und seine Mark zerstört hatte, schlug er dafür bey Schleswig, verfolgte ihn tief in sein Reich hinein, nöthigte ihn, sich in seinen Schutz zu ergeben, und zugleich die christliche Religion anzunehmen. Drey Bisthümer, zu Schleswig, Ripen und Aarhuus wurden errichtet und dem Erzbisthume Hamburg untergeordnet; auch ward die Mark Schleswig wieder hergestellt. Da die slavischen Völker zwischen der Elbe, Oder und Ostsee den sächsischen Ländern noch immer vielen Schaden zufügten: so brachte sie Otto, hauptsächlich in der heutigen Mark Brandenburg und in der Niederlausitz, bis an die Oder hin, mit Hülfe eines Markgrafen, den er gegen sie daselbst bestellte, zur Unterwürfigkeit. Um Sachsen nachdrücklicher zu vertheidigen, gab er das Herzogthum davon, das schon lange in seiner Familie war, dem tapfern Hermann Billing, dessen Nachkommen es hundert und fünfzig Jahre behielten.

XII. Mit allen diesen unaufhörlichen und langwierigen Kriegen des Otto waren andere verbunden, die er zwar eben so glücklich endigte, die aber einen weit traurigern Ursprung hatten. Seine Brüder, einer seiner Söhne, (Ludolf), sein Schwiegersohn, alle ergriffen nach und nach wider ihn die Waffen, und verschworen sich mit seinen bittersten Feinden, bloß weil er ihre Habsucht nicht vollkommen befriedigte, oder weil ihr Stolz, Neid und Argwohn einen Vorwand nach dem andern suchten. Und doch hatte er die Herzogthümer Bayern, Schwaben und Lothringen unter

---

welche im Nachsetzen niedergehauen wurden. Otto ließ 3 ungarische Fürsten aufhängen, und andere lebendig begraben. Der lebhafte Unwille über die unzähligen Gräuelthaten dieser Unmenschen nöthigte ihm jene abschreckende Strafe ab.

unter sie vertheilt, sie mit andern Wohlthaten überhäuft, und ihnen sein ganzes Vertrauen geschenkt. Er ließ ihnen auch, zum Theil mehr als einmal, auf eine großmüthige Art Verzeihung angedeihen. Hier kann man freylich auf den Verdacht gerathen, ob nicht Otto, der mit so sehr vielen Feinden, sogar in seiner Familie, zu kämpfen hatte, sich dieselben durch sein Betragen zugezogen, und also verdient habe? Oft ist es freylich so, daß derjenige, welcher von überaus Vielen gehaßt oder angegriffen wird, selbst die meiste Schuld daran hat. Aber oft ist es Neid und Eifersucht gegen einen zu glücklichen und mächtigen Mann, dem Alles gelingt; bisweilen wird auch seine Güte gemißbraucht; er wird leicht beleidigt, weil er leicht vergibt; oder es sind auch herrschende Vorurtheile, Nebenabsichten und begünstigende Umstände, welche einen fast allgemeinen Widerstand gegen einen thätigen großen Mann hervorbringen. Mehreres von diesem, und vielleicht Alles zusammengenommen, hat dem Otto in einem Zeitalter, das den alten unruhigen Geist noch nicht verlernt hatte, und ihn auf so manchen Seiten beschäfftigt sah, so viele feindliche Angriffe erregt. Er selbst war nichts weniger als hart, ungerecht, oder übermüthig stolz; viel mehr freygebig, als nach fremdem Gute begierig, und auch in den Bestrafungen arger Verbrechen oder Beleidigungen mehrentheils gelind. Als sein Sohn ihm mit einem Kriegsheere entgegen gezogen war, und allgemein beschuldigt wurde, daß er sogar die Ungarn gereizt habe, in Deutschland einzubrechen, um seinen Vater desto mehr zu beunruhigen; da wurden alle deutsche Fürsten innigst gerührt, indem Otto in ihrer Versammlung sagte: „Sehet mich hier meiner Kinder beraubt sitzen, nach„dem mein Sohn mein ärgster Feind geworden ist, den „ich doch so sehr geliebt, und aus einem mittelmäßigen „Stande zu der höchsten Ehre erhoben habe. Meinen „einzigen Sohn habe ich wider mich! Dieses Alles „wäre auch noch erträglich, wenn nur nicht Gottes „und der Menschen Feinde in diese Händel wären hinein„gezogen worden. Noch haben sie mein verwüstetes

„Reich inne, wo die Einwohner gefangen oder umge-
„gebracht, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt,
„und die Geistlichen ausgerottet sind. Die Strassen
„sind noch mit Blute befeuchtet, und die Feinde Christi
„gehen jetzt mit dem Golde und Silber, mit welchem
„ich meinen Sohn und Eidam bereichert hatte, ange-
„füllt in ihr Land zurück.“ — So beklagte er mehr das Unglück seiner Unterthanen, als sein eigenes. Aber auch jede seiner Unternehmungen macht ihm durch die Ursachen, und Absichten, aus welchen sie floß, und durch den Gebrauch, zu welchem er sie anwandte, Ehre. **Die größte und rühmlichste unter Allen ist es werth, daß mit derselben ein neuer Zeitraum angefangen werde.**

Viers

Vierter Zeitraum.

Von der Vereinigung des römischen Kaiserthums und des Königreichs Italien mit dem deutschen Reiche, bis zur Einführung der sieben Kurfürsten, und der völligen landesherrlichen Gewalt der deutschen Reichsfürsten.

Nach Christi Geburt J. 962. bis zum Jahr 1272. Ein Zeitraum von dreyhundert zehn Jahren.

I.

Karls des Großen Nachkommen hatten das römische Kaiserthum, und das langobardische oder italische Königreich, die er sich beyde erworben hatte, zwar eine Zeit lang behauptet, aber mit offenbaren Merkmaalen der Schwäche und Ungeschicklichkeit. Endlich, als Karln dem Dicken in allen seinen Ländern der Gehorsam aufgesagt wurde, verlor sein Haus diese zwey Reiche völlig. Vergebens machten Ludwigs des Deutschen Nachkommen einige Versuche, dieselben wieder an sich zu bringen; sie und die folgenden deutschen Könige mußten alle ihre Aufmerksamkeit nur auf den verworrenen Zustand von Deutschland richten. In Italien machten sich unterdessen theils burgundische Könige, theils einige italische Großen die Kaiserwürde und das Königreich Italien streitig. Das burgundische Reich war eben zu derselben Zeit entstanden, da die karolingische Fürsten, besonders in Westfranken, immer ohnmächtiger wurden, und hatte sich, in dem Gebiete jener Fürsten, über diejenigen französischen Länder, welche näher gegen die Schweiz und

Italien hin liegen, auch über einen ansehnlichen Theil der Schweiz selbst und über Savoyen, ausgebreitet. So blieb der Zustand Italiens sechzig Jahre und drüber, bis die Gewaltthätigkeiten des italischen Königs Berengar Gelegenheit gaben, daß Otto das alte Recht der Deutschen auf Italien wieder erneuern konnte. Er wurde wider den gedachten König zur Hülfe gerufen, überwand ihn, gab ihm aber doch sein Königreich mit der Bedingung wieder, daß er ihm beständig Gehorsam und Treue leisten, auch sanfter, als bisher, regieren sollte. Doch da Berengar nichts von diesem Versprechen erfüllte, bathen abermals viele italische Großen den Otto um ihre Befreyung. Er kam, und nahm nunmehr Rom selbst, die Kaiserwürde und das Königreich Italien völlig in Besitz. Solchergestalt wurde Otto Herr von fast ganz Italien, bis in das heutige Neapolitanische, wo die Fürstenthümer Benevent und Capua diejenigen seiner Länder waren, welche die Gränze mit dem Gebiete der griechischen Kaiser ausmachten. Der Pabst Johannes der Zwölfte setzte ihm zu Rom die Kaiserkrone auf; er huldigte auch nebst allen übrigen Römern dem neuen Kaiser. Aber der Pabst war auch wieder der Erste, der gleich darauf, als Otto alle von Karl dem Großen ehemals ausgeübte Rechte sich zuzueignen Anstalt machte, sich der dem Kaiser schuldigen Treue zu entziehen suchte, und die Römer empörten sich nach einem solchen Beyspiele mehrmals wider ihn. Einmal gerieth er sogar durch seine leutselige Güte in die äußerste Gefahr. Sie hatten ihm von neuem Gehorsam geschworen: und er zog daher seine meisten Kriegsvölker aus Rom, damit sie der Stadt nicht zur Last fallen möchten. Plötzlich aber griffen die Einwohner, die sich durch Geld und Versprechungen hatten gewinnen lassen, zu den Waffen, suchten ihn in seinem Palaste zu überfallen und zu ermorden. Allein der wachsame Otto, dem ihr Anschlag verrathen ward, trieb mit seinen wenigen, aber tapfern Kriegern den feigen Römerpöbel ohne Mühe auseinander, that den Seinigen Einhalt, als sie ihn und sich an den Rebellen

blutig rächen wollten; verlangte zwar darauf Geisel für die beständige Treue der Römer, gab ihnen jedoch auch diese bald zurück. Er gelangte endlich zur ruhigen Oberherrschaft Roms und Italiens, und es wurde festgesetzt, daß künftig jeder rechtmäßig erwählte deutsche König zugleich auch römischer Kaiser und König von Italien seyn sollte.

II. Diese große Erweiterung des Gebiets der deutschen Könige, und Erneuerung ihrer Regierungsrechte über Italien, wurde dadurch noch vollständiger und wichtiger, daß Otto auch das ehemalige Ansehen der Beherrscher von Rom und Italien in Kirchensachen wieder herstellte. Hierin waren seit Karln dem Großen, oder seit ohngefähr hundert und funfzig Jahren, ungemein starke Veränderungen vorgefallen. Die Macht und Verehrung der Päbste hatte so sehr zugenommen, daß sie nicht allein Jedermann zu überreden suchten, sie könnten das Kaiserthum und Königreiche nach ihrem Gefallen vergeben, auch in allen christlichen Gemeinen eigenmächtig, als die höchsten Richter und Gesetzgeber, mit Beeinträchtigung der Bischöffe, handeln, sondern daß auch Viele dieses zu glauben anfiengen. Einige schwache oder niedrig denkende und habsüchtige Nachkommen Karls des Großen, und gewisse fälschlich für sehr alt ausgegebene Schriften (sogenannte Decretalbriefe), worin man den Päbsten dergleichen Rechte beylegte, beförderten diese Veränderung am meisten. Diese Fürsten schmeichelten den Päbsten, um durch die Aussprüche und das vorzügliche Ansehen derselben in der Kirche, desto leichter zum Besitze von Ländern und Reichen zu gelangen. Anstatt daß in den frühern Zeiten kein Pabst sein Amt völlig antreten und ausüben konnte, wenn nicht vorher seine Wahl von den fränkischen Königen und Kaisern, als ihren Oberlandesherren, bestätigt worden war, entzogen sich die Päbste nachmals dieser Oberaufsicht, wollten keinen Kaiser als rechtmäßig gelten lassen, der nicht von ihnen gekrönt worden wäre, und nannten die Kaiser, die sonst ihre Beschützer hießen,

ihre Vögte, (welches Wort aus dem lateinischen Advocaten gemacht ist) oder ihre obersten Beamten und Sachwalter. Sie wollten allein in allen Ländern über die Bischöffe Gericht halten, das Recht haben, sie abzusetzen, ihre Wahl zu bekräftigen, und die Christen nöthigen, sich in allen Angelegenheiten von einiger Erheblichkeit nur an sie zu wenden. Deutschland hatte ebenfalls diese wachsende Macht der Päbste empfunden. Aber Otto fieng an, sie einigermaßen wieder in ihre alte Gränzen zurückzuweisen. Er behauptete für sich und die deutschen Kaiser überhaupt das in Abgang gekommene Recht, daß ohne ihre Einwilligung und Bestätigung kein Pabst gewählt und geweihet werden sollte.

III. Otto hat auch sonst Vieles in deutschen Kirchensachen veranstaltet, woraus man theils seinen ausnehmenden Eifer für die Religion und gleiche Gewogenheit gegen ihre Lehrer und angesehensten Diener, theils die standhaften Gesinnungen ersieht, mit welchen er seine Rechte in solchen Angelegenheiten ausübte. Er stiftete, damit diese Religion unter den neubezwungenen slavischen Völkern desto mehr gegründet und ausgebreitet werden möchte, im Meißnischen die Bisthümer **Meißen**, **Merseburg** und **Zeiz**, welches letztere in der Folge nach **Naumburg** verlegt wurde; — andere im heutigen Brandenburgischen, zu **Brandenburg** und **Havelberg**; — ingleichem das Bisthum zu **Altenburg** in Wagrien (oder im jetzigen Holsteinischen), das aber nachher seinen Sitz zu **Lübeck** bekam. Selbst zu **Posen**, im heutigen Polen, errichtete er eins, nachdem er die Slaven bis in diese Gegenden besiegt hatte. Die fünf erstern (*) dieser Bisthümer bestimmte er zum geistlichen Gebiete eines neuen **Erzbisthums**, das er zu **Magdeburg** anlegte. Keine Stadt liebte er so sehr als diese; er hielt daselbst seinen Hof

(*) Meißen kam in der Folge unmittelbar unter den päbstlichen Stuhl.

Hof am häufigsten, beschenkte sie mit allerhand Rechten und Freyheiten, verschönerte sie durch Gebäude; und man sieht noch auf dem Markte dieser Stadt seine Bildsäule zu Pferde, so wie in der Domkirche, die er ebenfalls erbauet hatte, die aber nachmals verbrannt ist, sein Grabmaal. Hier wurde also ein Erzbisthum gegründet; aber, wie bey allen ansehnlichern geistlichen Stiftungen dieser Zeit, mit Bestätigung des Pabstes; und eben dieser ertheilte auf Verlangen des Kaisers dem neuen Erzbischoffe die Würde eines **Primas**, oder den obersten Rang unter allen deutschen Bischöffen, die von Mainz, Trier und Köln ausgenommen. Außerdem brachte Otto die noch blühende Abtey, oder das Reichsstift **Quedlinburg**, zu dem bereits sein Vater den Grund gelegt hatte, ganz zu Stande.

IV. Auf diese Art sorgte Otto für die Ehre, Ausbreitung und Befestigung der christlichen Religion, ingleichem auch für das Ansehen und die Vermehrung derer, welche, im Namen dieser Religion, Lehrer und Aufseher der Christen, auch wohl vorzügliche Muster der Gottseligkeit abzugeben suchten. Seine Absichten waren dabey rühmlich. Aber auf der andern Seite war seine Freygebigkeit gegen eben diese Lehrer so ausserordentlich groß, daß er dadurch seinem guten Endzwecke selbst entgegen arbeitete. In der frommen Meynung, daß er Gott und den verstorbenen Heiligen, denen Kirchen und Klöster gewidmet waren, desto gefälliger seyn würde, je herrlicher die gedachten Gebäude, je reicher ihre Einkünfte, und je glänzender der äußerliche Gottesdienst in denselben wären, schenkte er an die Bischöffe und Mönche nicht bloß Aecker, Landgüter, Zehnten, Dörfer oder Häuser, sondern auch Städte, ganze Landesbezirke oder Gauen, Grafschaften, und einen großen Theil der königlichen Einkünfte aus mehrern Landschaften. Dieses Wachsthum an Vermögen und Reichthümern gab Anlaß, daß manche Geistlichen in Deutschland immer mehr von den Pflichten ihres Amts abgezogen wurden; nicht wenige

darunter sind sogar Fürsten und Herren reicher Länder geworden. Otto scheint zwar geglaubt zu haben, daß, weil seine weltlichen Reichsstände sich so oft wider ihn empörten, es rathsam sey, die Geistlichkeit desto mächtiger zu machen, die wegen ihres Standes und seiner Wohlthaten ihm und seinen Nachfolgern weit getreuer seyn würde. So gab er seinem Bruder, der Erzbischof von Köln war, auch das Herzogthum Lothringen; und eine solche Verbindung der bischöflichen Würde mit Hof- und Reichsämtern, mit dem Genusse landesherrlicher Besitzungen und Rechte, wurde nun immer gewöhnlicher. Aber diese Erwartung ist nicht gänzlich eingetroffen; und überhaupt stiftet auch der ehrwürdigste Stand nicht allen Nutzen, den er stiften kann und soll, sobald er sich Neigungen und Geschäfften ergiebt, die sich mit seinem Amte nicht wohl vertragen. Das einzige, was ein kluger Fürst zur Verhütung schlimmer Folgen aus Mißbräuchen thun konnte, das versäumte Otto nicht. Er übte seine Oberherrschaft über die Geistlichen, als seine Vasallen, standhaft aus, ließ sich Rechenschaft von der Anwendung der geistlichen Güter ablegen, ernannte die Bischöffe, erhielt sie in der Verbindlichkeit, da sie einmal so viele Ländereyen und Unterthanen besaßen, auch Soldaten zu stellen, und ihm allerley Bedürfnisse zu liefern; und er bestrafte ihre Vergehungen nicht weniger, als diejenigen, welche andere seiner Großen begiengen. Als daher der Erzbischof von Magdeburg einen Herzog mit eben denselben Ehrenbezeigungen empfieng, die man dem Kaiser zu erweisen pflegte, mußte er zur Strafe so viele Pferde hergeben, als er bey der Ankunft desselben Kronleuchter hatte anzünden, und Glocken läuten lassen.

V. Nach dem, was bisher von dem Kaiser Otto erzählt worden ist, könnte es scheinen, daß er das Allermeiste, was an ihm gerühmt wird, fast nur allein für seine Ehre, Macht und Größe verrichtet habe. Und gleichwohl muß ein guter Fürst, besonders wenn man ihn groß, das heißt, außerordentlich weise und nützlich preiset, hauptsächlich für das Beste seiner

Unter-

Unterthanen arbeiten. Allerdings hat Otto seine Größe vorzüglich nur in unaufhörlichen Kriegen und Eroberungen gezeigt; und eine ganz und gar kriegerische Regierung ist überaus selten wohlthätig für eine Nation. Aber dagegen gebühret ihm der Ruhm, den sich ungemein Wenige der großen Krieger anmaßen dürfen: daß er nicht aus Neigung Krieger gewesen ist, nicht beständig Vorwände zu neuen Kriegen ersonnen, sondern diejenigen, die er führte, als unvermeidliche Uebel ergriffen hat, und immer zu ihrer Endigung fortgeeilt ist. Man kann unter so vielen derselben keinen nennen, worin er nicht die Gerechtigkeit auf seiner Seite gehabt hätte; durch mehrere derselben beschützte er seine Unterthanen, und machte den Verwüstungen ihrer benachbarten Feinde ein Ende. Daß er die alte Tapferkeit der Deutschen solchergestalt unterhalten und befestigt hat, war auch kein verächtlicher Vortheil: allein daß er mitten unter allen Schlachten und Siegen so sanft, versöhnlich, großmüthig und friedliebend geblieben ist; daß also die Deutschen durch sein Beyspiel nicht verwildert, sondern auch bewaffnet zu recht menschenfreundlichen Gesinnungen aufgemuntert worden sind, das war mehr werth, als alles übrige. — Die Erwerbung Italiens und der Kaiserwürde für Deutschland, woran Otto unter andern auch durch seine zweyte Gemahlinn Adelheid, eine verwittwete Königinn von Italien, ein gegründetes Recht hatte, war nicht bloß als glänzende Ehre den Deutschen wichtig. Italien war schon mehrere Jahrhunderte lang der Herrschaft der Deutschen gewohnt gewesen, von denen ohnedieß ein so großer Theil der Italier abstammte; und die Deutschen konnten hinwiederum aus Italien Einiges von feinern Künsten und Sitten annehmen. Diese Eroberung schlug zwar für die Deutschen lange so glücklich nicht aus, als man erwartete, und ist nicht einmal dauerhaft geblieben. Denn die Päbste und die andern italischen Großen waren zwar unter sich uneins, und wandten sich gern an ausländische Fürsten; aber die Treue, welche sie ihnen geschworen hatten, beobachteten sie selten, und strebten nach einer Freyheit, die

sie kaum behaupten konnten. Viele Soldaten in Friedenszeiten zu halten, war damals noch nicht gewöhnlich: und daher konnten die Deutschen in diesem eroberten Lande nur durch häufige Kriege sich eine Zeit lang festsetzen; und diese für sie zu heissen Gegenden rafften auch Unzählige von ihnen durch Krankheiten weg. Aber es würde sehr unbillig seyn, einem Fürsten, der eine gerechte und treffliche Unternehmung ausgeführt, auch mit Klugheit und Mäßigung Gebrauch davon gemacht hat, alle nachtheiligen Folgen derselben zuzueignen. — Otto war der geschäfftigste Fürst seiner Zeit, und man kann nicht läugnen, daß er stets nach großen Absichten gehandelt hat. Er suchte öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten, strafte die Befehdungen, und gab an seinem Hofe selbst ein Beyspiel der sittsamen Aufführung. Ob ihn gleich seine fehlerhafte Erziehung und ein Leben voll von Kriegen außer Stand setzten, sich den Wissenschaften und feinen Künsten selbst zu ergeben; so beförderte er sie doch durch seinen Bruder, der Erzbischof von Köln war, der ihn stets mit einer kleinen Büchersammlung und Gesellschaft von Gelehrten begleitete, und an seinem Hofe, zuweilen auch in seiner Gegenwart, gelehrte Unterredungen anstellte. — Kurz die glückliche Vollendung vieler und wichtiger Kriege hat zwar den meisten Antheil an der Größe dieses Kaisers; aber offenbar erfüllte er doch dadurch seine Bestimmung, und wandte nach seinen besten Einsichten alle seine Kräfte an, um nützlich zu werden (*).

VI. Unter seinen drey Nachfolgern aus eben diesem sächsischen Stamme, seinem Sohne und Enkel, Otto dem Zweyten (v. J. 974 — 983.) und dem Dritten (v. J. 983 — 1002.) ingleichem ihrem Vetter, Hein-

(*) Bey ihm bekleideten die Erzbischöffe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg die Erzkanzlersstelle, deren Verrichtung derjenige von ihnen hatte, der eben am Hofe war, oder in dessen Diöces die vorkommende Sache gehörte.

Heinrich II. (v. J. 1002 — 1024.) änderte sich der Zustand der Deutschen zwar einigermaßen: doch waren es fast lauter Folgen von den Begebenheiten, die sich unter Otto dem Ersten und seinem Vater ereignet hatten. Diese deutschen Könige, welche ohngefähr in den 26 letzten Jahren des zehnten Jahrhunderts, und in den ersten vier und zwanzig Jahren des eilften regierten, behaupteten zwar Italien und die Kaiserwürde glücklich genug. Allein sie sahen sich wegen der Treulosigkeit der Italier, und vorzüglich der Römer, fast immer genöthigt, solches mit den Waffen in der Hand zu thun. Die beyden Ottone verloren darüber, nebst so vielen andern Deutschen, fern von ihrem Vaterlande, in Italien das Leben; Otto der Dritte besonders in der ersten Blüthe seiner ungemein viel versprechenden Jugend, und mit dem Ruhm eines der tapfersten und zugleich sanftmüthigsten Fürsten. Um die Herzen der so unbeständigen Römer zu gewinnen, bezeigte er sich gegen sie fast noch gütiger und vertraulicher, als gegen seine Deutschen. Er war sogar Willens, den Sitz seiner Reiche zu **Rom** aufzuschlagen: eine Veranstaltung, die eben sowohl zum großen Vortheile derselben und seiner Unterthanen, als zu ihrem Schaden, hätte ausfallen können, je nachdem es die Kaiser verstanden hätten, die Italier durch ihre Gegenwart im Gehorsam zu erhalten, und sie mit den Deutschen, auch in Ansehung der Gesinnungen und bürgerlichen Einrichtungen, immer genauer zu vereinigen; oder nachdem beyde Nationen eifersüchtig, und selbst mit Verachtung und Haß gegen einander angefüllt, geblieben wären. Eben diese drey Kaiser geriethen an den Gränzen ihres mittäglichen Gebiets mit den **Griechen**, die noch einen Theil vom untern Italien inne hatten, in Kriege; — ingleichem mit den **Polen**, die einige Zeit in einer gewissen Abhängigkeit von dem deutschen Reiche standen, und nunmehr, da die Deutschen ihnen durch den völligen Besitz von Böhmen und der heutigen Lausitz näher gekommen waren, sich selbst in Deutschland mit Gewalt festzusetzen trachteten; — auch mit den **slavischen Nationen** im jetzigen Brandenburgischen und

bis an die Ostsee hin, welche noch nicht völlig von den Deutschen bezwungen werden konnten; und noch mit andern benachbarten Völkern, z. B. mit den Jüten und Dänen. In Deutschland selbst waren Unruhen und Kriege zwischen den Reichsständen, oder zwischen ihnen und den Kaisern nichts Unerhörtes.

VII. Die deutschen Könige waren nun wieder zu einer weit größern Macht gelangt, als die Nachkommen Karls des Großen gehabt hatten. Noch wurden die Herzoge, Markgrafen und Grafen fast immer als königliche Statthalter, Feldherren und Richter angesehen. Verschiedene derselben regierten freylich in den Ländern, über welche sie gesetzt waren, mit mehr Freyheit und Gewalt als Andere; wußten auch diese ansehnlichen Würden in ihren Häusern beynahe erblich zu machen. Aber im Grunde flossen doch alle ihre Vorzüge und Rechte aus der Bewilligung des deutschen Königs, oder Kaisers (denn er war beydes zugleich); er konnte sie auch, wenn sie es verschuldet hatten, absetzen, doch nicht ohne Zuziehung Anderer ihrer Mitstände in eben demselben deutschen Lande. Diesen großen Reichsbeamten, die schon so viel fürstliches Ansehen hatten, waren jetzt noch andere kaiserliche Richter, unter dem Namen der Pfalzgrafen, an die Seite gesetzt, wodurch ihre Gerichtsbarkeit nicht wenig eingeschränkt wurde. Denn ehemals gab es nur am königlich-fränkischen Hofe einen Pfalzgrafen, oder Oberhofrichter; allein nach und nach waren auch in den verschiedenen deutschen Ländern, in Franken, Sachsen, Lothringen, Bayern und Schwaben, für jedes Herzogthum besondere Pfalzgrafen eingeführt worden. Sie hatten, als kaiserliche Landrichter, in den Streitsachen Solcher, die nicht unter den herzoglichen oder gräflichen Gerichten standen, zu sprechen, wenn die Sache wegen ihrer besondern Wichtigkeit nicht vor den Kaiser selbst gebracht werden mußte: in der Provinz eines Herzogs waren sie, als dessen Schultheissen, die Oberrichter, und in seiner Abwesenheit die ordentlichen Stellvertreter desselben. Sie hegten auch

im

im Namen des Kaisers den Blutbann, handhabten den Landfrieden und die öffentliche Sicherheit, und verwalteten die eigenthümlichen oder Kammergüter des Königs in dem Bezirke der Herzogthümer. Ohne sie durfte der Herzog keinen Landtag halten, und nichts Wichtiges beschließen. Hieraus erhellet, daß sie deswegen den Herzogen an die Seite gesetzt waren, damit diese nicht zum Nachtheile der königlichen Gewalt zu weit um sich greifen, und sich als unabhängige Herrn betragen möchten. Sonst war das deutsche Reich zwar noch ein Wahlreich, wo nicht allein die geistlichen und weltlichen Großen, sondern auch alle Besitzer von Ländereyen, zu den Wählenden gehörten. Aber man blieb doch im Wählen bey einer verdienten königlichen Familie, welche Söhne hatte. In Kirchensachen fühlten die deutschen Könige immer die meiste Einschränkung, wie Heinrich der Zweyte, der in Deutschland so vielen Widerstand selbst von Bischöffen (*) fand, bis er das Bißthum Bamberg stiften konnte. Doch übten die Nachkommen Otto des Großen ihre Hoheit in Besetzung der bischöflichen Stellen, und selbst der päbstlichen, ohne Hinderniß aus; und Otto der Dritte machte einen deutschen Geistlichen, seinen Anverwandten Bruno, unter dem Namen Gregorius der Fünfte, zum Pabste.

VIII. Indem die Deutschen etwas über hundert Jahre unter den sächsischen Königen und Kaisern lebten, wurden nicht allein Städte unter ihnen allgemeiner, und die Aufmunterungen, sie zu bewohnen, weit stärker, zumal da sie auch in den eroberten slavischen Ländern, wie im Meißnischen, eine beträchtliche Anzahl Städte

(*) Die nämlich einen Theil ihrer Diöcesen zu dem neuen Bißthume abgeben sollten. Ein deswegen i. J. 1007. gehaltenes Nationalconcilium und eine Bulle des Pabstes Johannes des Achtzehnten entschieden die Sache. Dabey wurde der päbstlichen Gewalt in Theilung der Diöcesen und Errichtung neuer Bißthümer weit mehr, als zuvor, eingeräumt.

Städte bereits angelegt fanden; es entstand auch dadurch nach und nach der Bürgerstand, ob er gleich eine Zeit lang noch sehr wenig geachtet wurde. Eine Burg hieß nämlich nicht allein ein Schloß, sondern auch jede mit Mauern umgebene Anzahl Wohnplätze, die dadurch zur Stadt wurden. In den Sitten der Deutschen gieng zwar keine Hauptveränderung vor. Selbst Heinrichs des Ersten verbesserte Einrichtungen hoben ihren kriegerischen Geist nicht auf, sondern leiteten ihn nur ordentlicher, und verschafften ihm mehr und beständige Uebungen, auch zur Friedenszeit. Allein da die Deutschen bald darauf durch die Eroberung Italiens mit der dortigen feinern Lebensart, und durch die Gemahlinn Otto des Zweyten, Theophania, eine kaiserlich-griechische Prinzessinn, mit den griechischen Sitten und Künsten bekannter wurden, zeigte solches hin und wieder Einfluß auf die Deutschen. Dazu kam die Entdeckung der Bergwerke auf dem Harz in Sachsen, unter Otto dem Großen im Jahr 968. Die Menge Silbers, welche aus denselben gegraben wurde, bereicherte nicht allein Viele, hauptsächlich in Sachsen, sondern erzeugte auch mehr Pracht und Ueberfluß bey denselben. Es geschah dadurch, daß sich die Deutschen nun erst glücklicher auf das Schmelzen, Schmieden, Gießen und anderes Bearbeiten der Metalle legten. Eine andere Folge jener Entdeckung war es, daß nunmehr in Deutschland häufige Münzen geprägt wurden; da man sich bisher daselbst theils des ausländischen Geldes bedient, theils überhaupt, da die meisten Abgaben in Vieh, Getraide und dergleichen mehr bestanden, des Geldes weniger benöthiget gewesen war. Jetzt münzten, außer den Kaisern, nur etliche Reichsstände, denen sie es erlaubten, besonders Bischöffe. Die schlechte Gestalt der Münzen aber, welche zum Vorscheine kamen, verrieth entweder Ungeschicklichkeit, oder doch Mangel an Empfindung des Schönen. Es waren die sogenannten Hohl- oder Blechmünzen (numi bracteati) die aus einem dünnen Silberbleche, in der Mitte meistentheils ausgehöhlt, und mit unförmlichen Bildern ver-

versehen, geprägt wurden. Man begnügte sich daran, daß sie, ohne allen Zusatz, vollkommen den bestimmten Werth hatten. Die gewöhnlichen Vorwürfe, welche man den Deutschen dieser Zeit machte, waren **Trunkenheit** und **Neigung zu blutigen Schlägereyen.** Sie waren allerdings noch ziemlich roh, wenn man besonders den Zustand **ihrer Gesetze** betrachtet. Denn die alten, von der fränkischen Regierung her, waren nicht mehr brauchbar; die neuen, welche gemacht wurden, beruhten größtentheils auf der Willkühr der Richter: und daraus erwuchsen Uneinigkeit, Unbilligkeit und andere Fehler in der Verwaltung der Gerechtigkeit. Man entschied wohl gar wichtige Rechtsfragen durch Zweykämpfe, wenn die Richter in ihrer Meynung darüber getheilt waren; wie zum Beyspiel die Frage: Ob die Kinder eines Sohns, der vor seinem Vater gestorben war, mit ihres Vaters Brüdern erben dürften oder nicht? Der für sie bestellte Fechter behielt den Sieg, und die Enkel wurden also seitdem zur großväterlichen Erbschaft zugelassen.

IX. Im Ganzen konnten die Deutschen nicht sehr aufgeklärt oder verfeinert werden, da die Wissenschaften und witzigen Künste noch immerfort blos ein **Eigenthum der Geistlichkeit** blieben; dagegen der übrige Theil der Nation nur Krieg und Jagd, Wenige Kaufmannschaft, Einige Handthierungen, Feldbau und Viehzucht trieben. Was die Geistlichen schrieben, diente nur zu ihrem eigenen Unterrichte, weil beynahe kein Schriftsteller sich der **deutschen Sprache**, alle der **lateinischen** bedienten. Und doch gab es unter ihnen Männer, welche ihren Mitbürgern manche bessere Einsichten hätten beybringen, auch ihren Witz schärfen können, wäre nur ihr Zeitalter selbst ruhiger und freyer von Aberglauben gewesen. So lebte in den spätern Zeiten des zehnten Jahrhunderts eine Nonne, oder Stiftsfräulein, in dem Kloster Gandersheim, **Roswithe**, die nicht allein mancherley Gelehrsamkeit und Scharfsinn, sondern auch eine nicht gemeine Anlage zur Dichterinn hatte. Da sie sah, daß man die Lustspiele

des römischen Dichters Terentius so fleißig in den Klöstern las, in denen doch manche schlüpferige Bilder und Stellen der Sittsamkeit und der Tugend selbst nachtheilig wären: so faßte sie den edeln Vorsatz, an deren Stelle andere zu verfertigen, in denen zwar jener Dichter nachgeahmt würde, aber vielmehr darin die Frömmigkeit des christlichen Frauenzimmers über alle Reizungen des Lasters siegen sollte. Diese ihre sechs lateinisch geschriebenen Lustspiele sind zwar eigentlich mehr **Trauerspiele**; die Sprache und die dichterische Kunst in denselben ist ziemlich von dem römischen Alterthum unterschieden. Dennoch verdienen ihre artigen Einfälle und Wendungen, ihre rühmliche Absicht, ihr Geschlecht und Stand, und so viele Kenntnisse in einem solchen Zeitalter der Unwissenheit, allgemeine Bewunderung. — Luitprand, ein italischer Bischof, von Geburt ein Langobarde, hatte sich eine damals überaus seltene Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit der Alten erworben: ein sinnreicher und beredter Kopf, eben so angenehm als freymüthig in seinen Geschichtbüchern. Er war die Ehre der Deutschen, selbst am Hofe zu Konstantinopel, wohin ihn Otto der Große als seinen Gesandten geschickt hatte. Dort erkühnte er sich, dem Kaiser, der stolz darauf war, ein Römer zu heißen, und die Langobarden verachtete, zu antworten: daß die Langobarden, Sachsen, Franken und übrigen Deutschen, wenn sie Jemanden als einen Inbegriff aller Laster bezeichnen wollten, ihn einen **Römer** zu nennen pflegten. — Mit ihm ist zwar Wittekind, ein Mönch in dem Kloster Corvey, an Geiste nicht zu vergleichen; gleichwohl ist seine Geschichte der ersten sächsischen Könige keine bloße Sammlung von Merkwürdigkeiten, sondern mit Ueberlegung und Zusammenhang abgefaßt. Von Leichtgläubigkeit gegen wunderbare Erzählungen ist er freylich so wenig frey, als andere seiner Zeitgenossen. — Noch mehr Lob gebührt dem Bischoffe Ditmar **von Merseburg.** Seine Geschichte der sächsischen Könige und Kaiser zeigt ihn als einen brauchbaren Geschichtschreiber, als einen Mann von einiger philosophischen Denkungsart, der

auch in der Naturwissenschaft und Sternkunde nicht ungeübt war. Unter andern belehrte er die abergläubisch unwissenden Christen seiner Zeit, daß die Sonnenfinsterniß nicht von der Zauberey böser Weiber, sondern von der Dazwischenkunft des Mondes, entstehe. Wie nöthig ein solcher Unterricht damals war, merkte man besonders, als das deutsche Kriegsheer des Otto, auf einem seiner letzten Feldzüge, über den Anblick einer großen Sonnenfinsterniß in unbeschreibliches Schrecken gerieth. Eben dieselben Soldaten, welche so viele Städte erobert, und Völker bezwungen hatten, verkrochen sich jetzt in Weinfäßer, Wagen und Kasten, weil sie glaubten, das Ende der Welt stehe bevor. Doch die Unterweisung der Großen wurde, wenn sie nicht in den geistlichen Stand traten, eben so sehr vernachläßigt, als bey den Geringsten; und Otto der Große lernte erst lesen, nachdem er sich zum zweyten Male vermählt hatte. Sein Enkel, Otto der Dritte, war der einzige Kaiser ars diesem Hause, der mit nachdenkendem Fleiße sich den Wissenschaften ergeben hatte. Er war dieses dem Franzosen Gerbert schuldig, den man wegen seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit für einen Zauberer ansah, und den Otto, als ein dankbarer Schüler, zum Pabste machte.

X. Als der letzte Kaiser aus dem sächsischen Stamme, Heinrich der Zweyte, der auch wegen seiner Gottseligkeit der Heilige genannt wird, ohne männlichen Erben verstorben war, konnte jede der vornehmsten Nationen, die zum deutschen Reiche gehörten, sich Hoffnung machen, ihren Herzog, oder einen andern ihrer Großen, auf den königlichen Thron zu befördern. Die Franken also, die Ober- und Niederlothringer (welche beyde ihre besondern Herzoge hatten), die Sachsen, die Bayern, Schwaben, die Böhmen und die Kärnthner (denn auch diese hatten nun ihren Herzog, dem zugleich die Mark Verona und Aquileja unterworfen war), alle diese Nationen lagerten sich unter ihren Bischöffen und Herzogen zwischen Mainz und Worms. Der Erzbischof Aribo von Mainz, und

nach

nach ihm die ganze Versammlung wählte wieder einen fränkischen Großen, den Grafen Konrad (*); und obgleich sein jüngerer Vetter Herzog von Franken war, erkannte er doch willig den neuen König. Dieser, der nunmehr Konrad der Zweyte hieß, dämpfte verschiedene Unruhen in Deutschland glücklich; machte die Slaven in einem Theile des heutigen Pommern den Deutschen von Neuem zinsbar; schränkte die Befehdungen ein, und behauptete, ohngeachtet der Gegner, die er in Italien fand, dieses Reich und die Kaiserwürde muthig. Zwar trat er die Mark Schleswig, welche bisher zu beständigen Händeln mit den Dänen Anlaß gegeben hatte (weil sie die Stadt Schleswig nebst dem übrigen Gebiete des Markgrafen zu ihrem Reiche rechneten), an sie ab: denn die Entlegenheit und die Nachbarschaft der Slaven machte, daß diese Markgrafschaft nur mit vieler Mühe geschützt werden konnte. Die Eider wurde also von dieser Seite wieder die Gränze des deutschen Reichs. Hingegen erweiterte es Konrad gegen Mittag und Abend desto mehr. Der letzte König von Burgund, Rudolf der Dritte, der weder männliche Nachkommen noch Ansehen in seinem Reiche hatte, starb i. J. 1032.; und der Kaiser nahm dasselbe, vermöge des mit ihm geschlossenen Vergleichs, in Besitz. Es begriff zu dieser Zeit nicht allein einen beträchtlichen Theil vom heutigen Frankreich, nämlich Lyon mit seinem Gebiete, die Grafschaft Burgund, Provence und Dauphiné, nebst andern angränzenden Landesstrichen; sondern auch von der Schweiz die jetzigen Kantone Bern, Solothurn, Freyburg und Basel; endlich in Italien Savoyen. — Konrads Sohn, Heinrich der Dritte, (v. J. 1039 — 1056.) war an Klugheit und Tapferkeit sein würdiger Nachfolger. Seine widerspänstigen Reichsstände nöthigte er zur treuen Ergebenheit, und behielt sogar

(*) Mit ihm fängt die Reihe der Könige und Kaiser vom fränkischen Stamme an: sie regierten vom Jahr 1024 — 1125.

sogar Herzogthümer für sich und seine Gemahlinn, oder ließ sie viele Jahre hindurch unbesetzt, weil er befürchtete, ihre Besitzer möchten den öffentlichen Wohlstand stöhren; oder vergab sie an Andere. Die Ungarn, welche durch Parteyen und Könige, die sich die Krone streitig machten, beunruhigt wurden, gaben Heinrichen selbst Gelegenheit, mit einem Kriegsheere mehrmals in ihr Land einzudringen, und dieses Reich sogar auf eine kurze Zeit zu einem deutschen Reichslehn zu machen. Insonderheit brachte er es dahin, daß der König von Ungarn ihm sein bisheriges Gebiet diesseits der Leitha abtrat. Seitdem machte dieser Fluß die Gränze zwischen Ungarn und Oesterreich aus, welches letztere Land erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts seine Markgrafen bekommen hatte. Auch in Betreff der Pabstwahl behauptete Heinrich die kaiserlichen Rechte mit Nachdruck. Denn da drey Päbste auf einmal um diese Würde stritten, so ließ er an ihre Stelle i. J. 1046. einen deutschen Bischof wählen, und sich dabey von den Römern eidlich versprechen, nie wieder einen Pabst ohne kaiserliche Einwilligung zu wählen. Sie schickten auch wirklich nach dem Tode eines Pabstes jedes Mal Gesandte an ihn, mit der Bitte, ihnen einen andern zu geben. So kamen einige deutsche Bischöffe nacheinander auf den päbstlichen Stuhl.

XI. Allein der frühzeitige Tod dieses Kaisers stiftete sehr viel Unglück und Schaden nicht allein für sein Haus und seine Nachfolger, sondern auch für die Deutschen überhaupt. Er hinterließ einen kaum sechsjährigen Prinzen, Heinrich (reg. v. J. 1056—1106.) den die deutschen Reichsstände bereits zu ihrem Könige gewählt hatten, weil sie seinem Vater noch ein langes Leben zutrauten. Nun aber wurde seine Minderjährigkeit von den Großen dazu gemißbraucht, daß sie während derselben theils die Regierung an sich zu ziehen, theils sich und ihren Freunden allerley Vortheile, auch auf eine unerlaubte Art, zu verschaffen suchten. Heinrichs des Vierten weise Mutter Agnes hatte bereits die Reichsverwaltung rühmlich zu führen angefangen.

fangen. Aber der Erzbischof von Köln entführte den jungen Prinzen, um ihn in seine Gewalt zu bekommen; und bald wußte der Erzbischof von Bremen denselben durch seine Schmeicheleyen ganz für sich einzunehmen, bis auch er genöthigt wurde, andern Bischöffen die Regierung zu überlassen. Mittlerweile verstattete man Heinrichen, alle ausschweifende Begierden zu befriedigen; ein junger Liebling bestärkte ihn darin: und er fieng also mit eben dem schlimmen Irrthume zu regieren an, den so viele andere junge übel erzogene Fürsten gehabt haben, daß er ohne Erfahrung und Menschenkenntniß allen seinen Leidenschaften oder angenommenen Meynungen folgen dürfe. Es fiel ihm ein, fast auf allen Bergen und Hügeln in Sachsen und Thüringen feste Schlösser anzulegen, um über die dortigen Einwohner, gegen welche er mißtrauisch war, desto sicherer zu herrschen. Diese aber befürchteten, daß solches auf die Unterdrückung aller ihrer Rechte und Freyheiten abziele; zumal da die Soldaten in jenen Festungen, wenn es ihnen an Lebensmitteln gebrach, dieselben aus der benachbarten Gegend raubten, auch andere Gewaltthätigkeiten begiengen. Bey dieser Gelegenheit regte sich die alte Eifersucht zwischen den Sachsen und Franken von neuem; auch war das königliche Ansehen, welches Heinrichs Vater aufs Höchste gebracht hatte, unter dem minderjährigen Alter seines Sohnes sehr gefallen, und viel lautes Mißvergnügen über den regierenden Fürsten offenbarte sich jetzt ohne Scheu. Daher waren die Sachsen und Thüringer im Stande, ihn mit den Waffen in der Hand zu zwingen, daß er die erbauten Schlösser niederreißen ließ. Allein sie begegneten ihm so schimpflich, daß er sie bald darauf mit einem Kriegsheere überfiel, gänzlich überwand, und ihre Vornehmsten gefangen nahm.

XII. Ein Sieg über seine Unterthanen war zwar für Heinrichen immer traurig, und konnte ihre Gemüther auf immer von ihm abwendig machen. Doch war dadurch die Ruhe in Deutschland wiederhergestellt worden. Allein der Pabst Gregor der Siebente ließ

ließ ihn dieselbe nicht lange genießen. Er war entschlossen, sich und seine Nachfolger, nebst der gesammten deutschen und italischen Geistlichkeit, in eine völlige Freyheit von der Oberherrschaft der Kaiser zu setzen; diesen sowohl die Ernennung der Bischöffe, als die Bestätigung der neugewählten Päbste, zu entreißen, und die Geistlichen überhaupt, vorzüglich aber die Päbste, vielmehr zu Herren der Kaiser und aller übrigen Fürsten zu machen. Dieser kühne Entwurf konnte doch für die damaligen Zeiten nicht außerordentlich gewagt heißen, da Alles, ausgenommen die Geistlichkeit, unwissend war, zugleich auch leichtgläubig und abergläubisch in kirchlichen und Religionssachen dachte. Die Unzufriedenheit aber mit dem Kaiser gieng in Deutschland so weit, daß ein kluger und entschlossener Mann, wie Gregor, sich derselben zu seinen Absichten sehr wohl bedienen konnte. Zuerst griff er den Kaiser wegen der Belehnung an, die derselbe, gleich seinen Vorfahren seit Jahrhunderten, den neuen Bischöffen und Aebten über ihre Güter, mit dem Ringe und Hirtenstabe, als den Zeichen ihrer geistlichen Gewalt, ertheilte, und der Pabst als eine stolze, gegen die Kirchenfreyheit streitende Anmaßung verboten hatte. Plötzlich aber forderte Gregor, bey dem sich die Sachsen über den Kaiser beklagt hatten, denselben vor eine Kirchenversammlung nach Rom, wo er sich wegen der ihm vorgeworfenen Verbrechen verantworten sollte, indem er sonst ohne Verzug aus der Kirchengemeinschaft würde gestoßen werden. Diesen ganz unerwarteten raschen Schritt ahndete der Kaiser dadurch, daß er auf der andern Seite zu weit gieng, und den Pabst durch eine Versammlung der deutschen Bischöffe zu Worms absetzen ließ. Allein dieser wagte es hierauf, den Kaiser nicht allein mit dem Bannfluche zu belegen, sondern ihm auch die Regierung des deutschen und italischen Reichs zu verbieten. Zu einer andern Zeit würde ein solches Verfahren den Pabst nur noch verhaßter gemacht, und gar keine Wirkung bey Heinrichs Unterthanen gethan haben. Da jedoch der Kaiser so viele Feinde in Deutschland hatte, und darunter ganze

Nationen; da sich auch Viele in diesen Zeiten einbildeten, ein Pabst habe das Recht, Fürsten zum Throne zu bestimmen, und auch abzusetzen (weil nämlich die Fürsten sonst selbst die Schwachheit begangen hatten, den Ausspruch und Beystand des Pabstes hierüber zu verlangen); da endlich die Furcht der damaligen Christen vor einem auch ungerechten Kirchenbanne so groß war, als wenn dadurch wirklich Jemanden die Rechte eines Christen und auch eines Mitglieds der bürgerlichen Gesellschaft entzogen werden könnten: so wurde Heinrich zuerst von seinen meisten Bischöffen, und bald auch von fast allen andern Großen und den Nationen seines Reichs, verlassen. Sie kündigten ihm an, daß sie seine Sache der Entscheidung des Pabstes überließen, den sie ersuchen würden, deswegen nach Deutschland zu kommen; und wenn ihn derselbe nicht binnen einem Jahre vom Kirchenbanne losgesprochen hätte, so würden sie sich einen andern König wählen; bis dahin aber müsse er sich der Regierung gänzlich enthalten.

XIII. In diesem unglücklichen Zustande ergriff Heinrich ein Mittel, welches, so demüthigend es auch für ihn war, doch allein ihm wieder auf den Thron verhelfen konnte. Er sah voraus, daß, wenn er die Ankunft des Pabstes in Deutschland erwartete, dieser ihn auf immer, und unter neuen öffentlichen Beschimpfungen, von der Regierung ausschließen würde. Um also den Absichten desselben zuvorzukommen, trat er mitten im Winter, auf einem starken Umwege, weil ihm die deutschen Fürsten den ordentlichen Weg versperrten, über die Gebürge von Savoyen, eine höchst beschwerliche Reise nach Italien an; entschlossen, sich die Lossprechung vom Banne schlechterdings vom Pabste zu verschaffen, damit er sich gleich darauf wieder in den Besitz der höchsten Gewalt setzen könnte. Der Pabst befand sich zu Canossa in dem Schlosse der italischen Fürstinn Mathildis, die ihm sehr ergeben war, die ihn auch erst durch ihr Bitten bewegen mußte, daß er den Kaiser vorließ. Endlich durfte dieser in den Schloßhof kommen; und hier stand er

drey

drey Tage lang eingeschlossen, als ein Büßender, nüchtern in einem wollenen Hemde, und mit bloßen Füßen, unter Schnee und Eis. Am vierten Tage bewilligte ihm erst der Pabst eine Unterredung, sprach ihn zwar vom Banne los, behielt sich aber immer noch die richterliche Untersuchung seiner Sache vor, und untersagte ihm, bis er sein Urtheil gesprochen haben würde, alle Ausübung der königlichen Macht. — Solchergestalt war ein großer Monarch des Erdbodens mit einer Härte, die von dem Statthalter des sanftmüthigen Heilandes unglaublich scheinen möchte, und die zeither ohne Beyspiel war, gemißhandelt, und nach aller Erniedrigung, der er sich unterwarf, in einen Zustand versetzt worden, der fast verächtlicher und gefährlicher war, als der erstere.

XIV. Aber nunmehr ermannte sich auch Heinrich, da die italischen Bischöffe und die weltlichen Großen ihren bittern Verdruß über die Begegnung äußerten, welche ihr Kaiser hatte ausstehen müssen. Er beschloß, seine Krone standhaft zu behaupten, und beharrte auf diesem Vorsatze in den übrigen fast dreyßig Jahren seines Lebens unveränderlich. Bald fand sich auch eine Anzahl getreuer Deutschen, die ihn durch ihre Tapferkeit unterstützten. Denn nicht Alle waren von ihm abgefallen; sondern nur ein Theil, verführt von ihren mißvergnügten Großen und einigen aus der hohen Geistlichkeit. Mehrere Bischöffe, die besonders die Sachsen zur Erneuerung des Krieges wider den Kaiser reizten, verloren auch in demselben das Leben. Dadurch und durch die päbstliche Aufmunterung geschah es denn auch, daß Rudolf, Herzog von Schwaben, an Heinrichs Stelle zum deutschen Könige gewählt wurde. Als er aber in einer Schlacht gegen diesen tödtlich verwundet, und ihm zugleich sein rechter Arm abgehauen wurde, sagte er kurz vor seinem Ende, beym Anblicke desselben, zu den anwesenden Bischöffen unter Seufzern: Das ist die Hand, mit welcher ich Heinrichen, meinem Herrn, Treue geschworen habe; ihr, die ihr mich auf seinen Thron gesetzt habt, möget nun

zusehen, ob ihr mich auf dem rechten Wege geführt habt! Darauf zog Heinrich nach Italien, und eroberte Rom, von wannen der Pabst Gregorius sich flüchten und an seinem Zufluchtsorte sterben mußte. Noch vorher hatte ihn der Kaiser auf einer Synode zu Brixen der päbstlichen Würde entsetzen lassen. Auch in Deutschland behielt Heinrich immer mehr die Oberhand, wiewohl ihm noch zween Fürsten als Kaiser daselbst entgegengesetzt wurden. Die Päbste fuhren mittlerweile beständig fort, ihn mit dem Kirchenbanne zu belegen; und ihre Partey ließ ihn nicht zum ruhigen Besitze von Italien kommen. Von denselben verhetzt, empörte sich erstlich sein älterer Sohn wider ihn, sodann auch der jüngere. Dieser Letztere gebrauchte den unstatthaften Vorwand, er würde sich selbst um die väterliche Krone bringen, wenn er einem Fürsten, der vom Kirchenbanne getroffen wäre, und dem er also nicht einmal Unterwürfigkeit schuldig sey, ferner gehorchte. Es kam zum Kriege zwischen dem Vater und Sohne. Allein da der Erstere sich durch einen Vergleich hatte hintergehen lassen, immer mehr Bischöffe und andere Großen von ihm abfielen, und sein Sohn ihn durch Verstellung sicher machte, wurde er endlich gezwungen, der Regierung zu entsagen, und sie an seinen Sohn zu übertragen. Der unglückliche Fürst, der nach so langen Leiden und Unruhen, bey allen seinen Fehlern, wegen seines edeln Geistes, seiner Tapferkeit und Großmuth, auch seines unverdrossenen Muthes, verdient hätte, bis an sein Ende zu regieren, starb nicht lange darauf. Er ist eines der traurigsten Beyspiele von den üblen Folgen einer schlechten Erziehung, besonders bey einem Fürsten; ob er gleich die Fehler seiner frühern Jahre nach und nach verbesserte. Die Päbste verfolgten ihn noch nach seinem Tode, indem sein Leichnam fünf Jahre lang unbegraben aufbehalten werden mußte, bis sie ihn vom Kirchenbanne losgesprochen hatten.

XV. Sein Sohn, **Heinrich der Fünfte,** (reg. v. J. 1106 — 1125.) hatte sich also auf eine Art des Thrones bemächtigt, wie sich niemand die Herrschaft

der Welt wünschen mochte. Wenigstens aber regierte er auf demselben mit vieler Klugheit und Standhaftigkeit. Auch ihn hatten anfänglich der grobe Mißbrauch der Religion und seine Herrschsucht irre geleitet; wiewohl jener selbst dem geringern Theil der Deutschen so sehr in die Augen fiel, daß die Bürger und Handwerker Heinrich dem Vierten weit getreuer blieben, als seine Großen, welche durch ihren Abfall zugleich ihren Ehrgeiz befriedigten. Der heftige Streit, den er über seine Rechte gegen die Bischöffe und andere ansehnliche Geistlichen mit den Päbsten geführt hatte, währte noch fast sechszehn Jahre nach seinem Tode fort. Erst alsdann konnte sein Sohn, nachdem er seinen **Römerzug** (das heißt, die Reise nach Rom zur kaiserlichen Krönung daselbst) mit einem starken Kriegsheere gethan, den Pabst, der ihm die Krönung verweigerte, gefangen genommen hatte, hinwieder von den Päbsten und andern Bischöffen seiner Reiche mit dem kirchlichen Banne beschwert worden war, auch darüber Feindseligkeiten und Blutvergießen Deutschland von Neuem erfüllt hatten; erst alsdann konnte Heinrich der Fünfte durch einen mit dem Pabste geschlossenen Vertrag Ruhe erlangen. Durch denselben wurde ausgemacht: daß künftig die Wahl aller deutschen Bischöffe von der vornehmsten Geistlichkeit ihrer Stifter frey vollzogen werden sollte; doch wurde dem Kaiser das Recht eingeräumt, bey dieser Wahl gegenwärtig zu seyn. Er entsagte weiter der bisherigen Art, die Bischöffe mit den **Regalien** (das heißt, mit den Ländern, Städten, Schlössern und landesherrlichen Rechten, als Münze, Zoll und dergleichen mehr) zu belehnen oder zu investiren, welche durch den Ring und Stab geschehen war. Diese weltlichen Besitzungen und Rechte, die sie von den Kaisern empfangen hatten, sollten ihnen nunmehr von denselben nur durch ein Zeichen der weltlichen Gewalt, durch den Zepter, ertheilt werden. Dieser Vergleich schien den Kaisern vortheilhaft zu seyn, weil doch ihre Lehnsherrlichkeit über die unermeßlichen Güter der Geistlichkeit dadurch bestätigt, und, durch ihre oder ihrer Abgeordneten

Gegenwart bey den Bischofswahlen, diese leicht nach ihrem Gefallen geleitet werden konnten. Allein die Kaiser verloren zugleich ihr altes, überaus wichtiges Recht, die Bischöffe selbst zu ernennen und zu setzen; wogegen zwar dem Namen nach eine **Wahlfreyheit** eingeführt wurde; die aber gar nicht dasjenige war, was man von den ältesten Zeiten an bey den Christen darunter verstanden hatte, als noch alle oder die meisten Mitglieder einer Gemeine sich selbst ihre geistlichen Vorsteher und Lehrer wählten. Jedoch hatte sie das Gute, daß sie **ohne Simonie und Gewaltthätigkeit** (grobe Fehler bey manchen der vorigen Wahlen!) geschehen mußte. Die kaiserliche Belehnung mit den Regalien war auch von der Wirkung, daß in streitigen Wahlen keine päbstliche, sondern nur die kaiserliche Entscheidung galt; daß der Kaiser auch sonst auf die Bischofswahlen größern Einfluß, als der Pabst hatte, weil es doch noch immer in der Gewalt des Kaisers stand, einem Prälaten, der nicht nach seinem Sinne gewählt war, die Scepter-Belehnung zu versagen. Demungeachtet wurden die deutschen Prälaten nunmehr genauer mit den Päbsten verbunden, oder ihnen eigentlich noch tiefer unterworfen; von den Kaisern aber fast unabhängig, wenn sie gleich als weltliche Fürsten von denselben belehnt wurden. Das **Verhältniß der Kaiser gegen die Päbste** hatte sich jetzt so sehr geändert, daß jene ihr ehemaliges großes und ungezweifeltes Recht, die Päbste nur mit ihrer Einwilligung und Bestätigung wählen und weihen zu lassen, gänzlich einbüßten. Diese hingegen hatten es nun zu einer Bedingung gemacht, unter welcher allein die deutschen Könige als **rechtmäßige Kaiser** erkannt werden sollten, daß **sie sich von ihnen zu Rom krönen ließen.** Sie fiengen an, die Kaiserwahlen zu untersuchen und zu bestätigen; sie forderten sogar einen **Eid der Treue** von den Kaisern, und wollten das **Reich** derselben als ein **päbstliches Lehen** angesehen wissen. Einiger Rest von der Oberherrschaft der Kaiser über Rom war noch an dem kaiserlichen Befehlshaber dieser Stadt vorhanden, der aber auch schon von dem Pabste abhieng.

XVI. Die öffentliche Ruhe und die Einigkeit der Kaiser mit den Päbsten war zwar durch den vorgedachten Vergleich wieder hergestellt worden; aber die fast fünfzigjährigen Händel, die dadurch beygelegt wurden, hinterließen noch manche wichtige Folgen im Zustande der Deutschen. Während der innerlichen Kriege, welche die kaiserliche und die päbstliche Partey mit einander führten, brach der seit einiger Zeit gedämpfte Trieb zu Befehdungen von Neuem unaufhaltsam wieder aus. Unter dem Vorwande einer nothwendigen Schutzwehr legten die Edelleute fast auf allen Bergen und Hügeln, die ihnen zugehörten, Schlösser oder Burgen (*) an. Die Besatzung, mit welcher sie dieselben versahen, raubte und plünderte dann oft in der benachbarten Gegend, da der Adel selbst, das heißt, die freyen Eigenthümer von Ländereyen und Lehnsbesitzer, es nicht für schimpflich hielten, das Recht die Waffen zu führen, welches sie allein behaupteten, zu Ueberfällen und Gewaltthätigkeiten gegen ihre besondern Feinde (auch oft aus bloßer Raubsucht gegen andere Unschuldige) zu mißbrauchen. — Eine andere Folge von der langen Widersetzung eines Theils der deutschen Großen und Nationen, die von den Päbsten aufgemuntert wurden, wider die beyden letzten fränkischen Kaiser, war diese, daß die Kaiser Viel von ihrem bisherigen Ansehen, das Heinrich der Dritte auf das Höchste gebracht hatte, verloren, und dagegen ihre großen Lehnsleute in Deutschland desto mächtiger wurden. Die Herzogthümer, Markgrafschaften und andere Grafschaften, welche sonst als Statthalterschaften, königliche Richterämter und dergleichen mehr vergeben wurden, behielten nun blos die Gestalt der **ansehnlichsten Reichslehen und Würden**, die ihren Besitzern nicht allein einigen Antheil an der Regierung von Deutschland, sondern öfters selbst die Hoffnung verschafften, auf den königlichen Thron zu gelangen. Schon vormals wären die

(*) Man sieht ihre Trümmer und Ueberbleibsel noch an unzähligen Orten.

die Herzogthümer fast durchgehends erblich geworden; jetzt wurden es auch die Grafschaften. Die Gauen, oder Landesbezirke, in welche Deutschland bisher eingetheilt war, und worin die Grafen, jeder in der ihm angewiesenen Gegend oder Grafschaft, die Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten, hörten nun mehr auf, nachdem schon Vieles davon verschenkt, oder sonst abgerissen worden war; selbst ihre vormalige Benennung verschwand fast aus den Urkunden. Aus den Grafschaften wurde ein **Eigenthum der Grafen**, und sie fiengen an, gleich den Freyherren (das heißt, denen, welche ihre Güter von Niemanden zu Lehn trugen), sich nach den Schlössern, worin sie ihren Sitz hatten, zu schreiben. Dieses legte den Grund zur **Landesherrschaft der deutschen Grafen**, von welchen die meisten und ansehnlichsten fürstlichen Häuser, die noch in Deutschland blühen, abstammen. — Es kam auch dieses hinzu, daß sich um diese Zeit die **Städtebewohner** aus der Geringschätzung, in der sie bisher gelebt hatten, herauszuarbeiten anfiengen. Anstatt daß sonst nur die Geistlichkeit und der Adel geehrt und geschätzt waren, kam der **Bürgerstand** durch fleißig getriebenes Gewerbe und Handelschaft, auch dadurch erlangten Reichthum, in Aufnahme. In der That war er doch einerley Ursprungs mit dem Landadel, indem er aus freyen Güterbesitzern entstanden war, die in die Städte zogen. Diese wurden nun volkreicher, durch Ueberfluß blühender und angenehmer; ihre Einwohner ergriffen auch zuweilen die Waffen, und die Bürger von Worms, welche Heinrich dem Vierten getreu blieben, verjagten ihren Bischof, der sich wider ihn empörte. Die **Bauern**, welche meistentheils Leibeigne und überaus bedrängt waren, obgleich der nothwendigste Stand unter allen, suchten sich daher, so oft sie nur konnten, in den Städten anzusetzen.

XVII. Sonst waren freylich die **Sitten** der Deutschen, während dieser hundertjährigen Regierung der Kaiser aus fränkischem Stamme, nicht merklich gemildert worden. Ihre langen innerlichen Kriege zu dieser

Zeit hatten vielmehr den alten rauhen Ungestüm von neuem unterhalten. Tapfer waren sie, vorzüglich vor andern Nationen: aber ihre Nachbarn, die Franzosen, mit ihnen gleiches Ursprungs, und ehemals Unterthanen von einerley Reiche, hatten, indem sie sich weit weniger durch kriegerische Thaten berühmt machten, desto artigere Sitten; die sie aber bereits mit undeutscher Falschheit und manchen andern Fehlern befleckten. Und schon zu dieser Zeit gab es zwischen beyden Nationen, entweder wegen dieser auffallenden Verschiedenheit des Betragens, oder wegen ihrer Trennung von einander, und daraus erfolgter Eifersucht, oder Vergrößerungssucht auf Kosten des andern Theils, oder wegen aller dieser Ursachen insgesammt, eine gewisse natürliche Abneigung. Da unterdessen die Handelschaft in Deutschland immer mehr ausgebreitet wurde, welche überhaupt den Umgang mit Fremden und eine gefällige Aufführung so sehr befördert, so wurde die Lebensart in manchen Städten dadurch verfeinert. Die **am Rhein** liegenden, ingleichem **Bremen**, **Hamburg**, **Bardewick**, **Magdeburg**, und andere an großen schiffbaren Flüssen und gegen die See gelegene Städte, trieben besonders einen ansehnlichen Handel. Doch waren es meistentheils nur natürliche Erzeugnisse ihres Vaterlandes, welche die Deutschen verkauften. **Künstliche Handarbeiten** kannten sie fast gar nicht, ausgenommen wollene und leinene Zeuge und Kleider, deren Verfertigung nirgends glücklicher von Statten gieng, als in den Niederlanden. Ihre wollenen Zeuge vertauschten sie mit vielem Vortheile an die Preußen, von welchen sie dafür Marderfelle bekamen; denn mit diesen ihre Kleider zu füttern, war damals der höchste Wunsch derjenigen Deutschen, die sich in ihrem Anzuge hervorthun wollten. In Ansehung der **Wissenschaften** gieng bey den Deutschen in diesem Zeitalter keine ausnehmende Veränderung vor. Die Kloster- und bischöflichen oder Domschulen waren noch die Oerter, wo die künftigen Geistlichen zu einer nur mittelmäßigen Gelehrsamkeit angeführt wurden. Manche Deutsche, welche nach einer spitzfindigern Philosophie

und

und Theologie strebten, reisten deswegen auf die berühmte Schule zu Paris; Andere, um die Rechtsgelehrsamkeit gründlicher zu erlernen, nach Bologna, wo es berühmte Lehrer dieser Wissenschaft gab (*). Die einzigen brauchbaren Schriftsteller, welche die Deutschen zu dieser Zeit unter ihren Geistlichen, und alle in lateinischer Sprache, hatten, waren etliche Verfasser von Geschichtbüchern. Vornehmlich erlangte Lambert von Aschaffenburg (Lambertus Schaffnaburgensis), ein Mönch im Kloster Hirschfeld, dadurch einen nicht gemeinen Ruhm. Sein Jahrbuch der Weltgeschichte fängt zwar vom Ursprunge des menschlichen Geschlechts an, und erstreckte sich bis auf seine Zeiten; ist aber eigentlich mehr eine deutsche Geschichte, und das erste gute Buch, das man über dieselbe geschrieben hat. Für ein so rohes Jahrhundert, als das seinige war (er lebte am Ende des eilften), ist seine römische Schreibart von seltener Reinigkeit und Anmuth; sein Fleiß, seine Glaubwürdigkeit, genaue Beobachtung der Zeitrechnung und kluge Beurtheilung sind nicht weniger schätzbar; wenn er gleich als ein Geistlicher sich gern für seinen Stand, besonders auch für die Päbste, erklärt.

XVIII. Nach dem Tode des letzten fränkischen Kaisers, Heinrich des Fünften, kam ein Herzog von Sachsen, Lothar, auf den Thron, und hieß der Kaiser Lothar, oder Luther der Zweyte (reg. vom

(*) Die vorher unbeträchtliche Schule zu Bologna verdankt ihren ersten Flor einem Deutschen, Namens Werner oder Irnerius, der das zeither fast unbekannte und vernachläßigte Justinianeische Gesetzbuch studierte, und auf Verlangen der Marggräfinn Mathildis das römische Recht öffentlich erklärte. Von dieser Zeit an kam dasselbe zuerst in Aufnahme. Fast zu gleicher Zeit (i. J. 1127.) verfaßte der Benedictiner-Mönch Gratian zu Bologna sein Decretum, oder eine Sammlung von kirchlichen Satzungen, das noch jetzt einen Haupttheil des päbstlich-kanonischen Gesetzbuches ausmacht.

vom Jahr 1125 — 1136.). Mit ihm fieng sich zuerst eine merkwürdige Veränderung in der Wahl der deutschen Könige an. Denn anstatt daß bisher nicht allein alle geistliche und weltliche Großen, sondern auch das Volk, worunter man die freyen und lehnspflichtigen Besitzer von Ländereyen verstand, an jener Wahl Antheil nahm; wiewohl diese Letztern nur gewohnt waren, der von ihren Fürsten getroffenen Wahl einen lauten Beyfall zu geben: wurde jetzt ein Ausschuß von zehn Fürsten aus den vier vornehmsten deutschen Ländern, Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern, ernannt, welche eigentlich die Wahl vornahmen, zu welcher aber die übrigen Fürsten ihre Einwilligung gaben. Hingegen war es desto unangenehmer, daß eben dieselben Deutschen, welche so frey fortfuhren, ihre Könige zu wählen, und Rom selbst Kaiser zu geben, zugleich mit ihnen dem römischen Bischoffe unterthänig waren. Lothars Wahl wurde von dem Pabste bestätiget; er mußte sich von eben diesem mit allen den demüthigenden Feyerlichkeiten krönen lassen, welche schon seine Vorgänger seit einiger Zeit eingeräumet hatten; denn sie hatten sich daran gewöhnt, den Päbsten und der römischen Kirche, noch ehe sie gekrönt wurden, nicht allein Schutz, sondern auch eine Art von Treue eidlich zu versprechen, dem Pabste die Füße zu küssen, ihm, wenn er zu Pferde stieg, den Steigbügel zu halten, und die Krone von ihm, als wenn er sie wirklich ertheilen könnte, anzunehmen.

XIX. Lothar konnte diese Abhängigkeit der Deutschen von den Päbsten nicht vermindern, ob er gleich in Deutschland selbst mächtig genug war. Aber eben diese hochangewachsene Macht seines Hauses bewog die deutschen Fürsten, nach seinem Tode ein anderes auf den Thron zu setzen. Sie wählten Konraden, Herzog von Franken, der aus dem schwäbischen Geschlechte von Hohenstaufen herstammte (reg. v. J. 1137 — 1152.). Von diesem Konrad dem Dritten an, wie er in der Reihe der Kaiser hieß, regierte dieses schwäbische Haus fast hundert und zwanzig Jahre über Deutschland mit vorzüglichem Ruhme. Aber

unglück-

unglücklicher Weise wurde auch dadurch der Grund zu einer noch längern Uneinigkeit mitten in Deutschland, zu zwo großen Parteyen, die sich einander auf alle Art zu entkräften suchten, Händeln und Kriegen gelegt; welches sich Alles auch nach Italien ausbreitete, und der öffentlichen Ruhe und dem Ansehen der Kaiser sehr nachtheilig war. Diese beyden Parteyen wurden die gibellinische oder kaiserliche, und die welfische oder bayrische genannt, weil Konrad seine Jugend zu Weiblingen, einem Dorfe unweit Heidelberg (welches die Italier in Gibellinen verwandelten), zugebracht und die Hohenstaufen durch Heurath in die weiblingische Familie derselben Güter und Würde an sich gebracht hatten; die Gegenpartey aber von dem bayrischen Hause angeführt wurde, das von einem berühmten Welf abstammte. Lothars Schwiegersohn aus diesem Hause, Heinrich, der zugleich Herzog von Bayern und Sachsen war, trachtete auch nach dem Kaiserthume. Allein da ihm Konrad vorgezogen wurde, der hierauf die welfische Partey zu demüthigen suchte, kam es zum Kriege, und es entstand die Erbitterung, die sich so lange zwischen den beyden Parteyen fortgepflanzt hat. In diesem Kriege, welchen Konrad mit den Welfen führte, sollen deutsche Frauen ein sehr merkwürdiges Beyspiel der Treue gegen ihre Ehemänner abgelegt haben. Der Kaiser belagerte Weinsberg, eine Stadt im jetzigen Würtembergischen, welche die Welfen inne hatten, und nöthigte die Einwohner, sich zu ergeben. Er verstattete aber nur den Weibern und Kindern den freyen Abzug; die Männer sollten gefangen bleiben, oder gar als Aufrührer hingerichtet werden. Darauf erlangten die Weiber durch ihr Bitten noch die Erlaubniß, daß jede von dem Ihrigen so viel forttragen dürfte, als sie auf ihren Schultern wegbringen könnte. Man erstaunte jedoch, als man jede dieser Frauen, mit Zurücklassung aller ihrer Habseligkeiten, ihren Mann, als das Wertheste, was sie hatten, mitten durch das kaiserliche Lager auf ihrem Rücken forttragen sah. Selbst der Bruder des Kaisers hielt dafür, daß dieser Kunstgriff nicht gestattet werden könnte. Allein

Kon-

Konrad bewunderte vielmehr die Treue der Weinsberger Frauen, und gab zur Antwort: Was ein Kaiser gesagt hat, darf nicht geändert werden! Er erlaubte ihnen, mit ihren Männern und allen ihren Gütern sicher fortzuziehen.

XX. Unvermuthet bot sich dem Kaiser von einer andern Seite eine Gelegenheit an, noch mehr Ehre für sich und das deutsche Reich zu erwerben. Die Römer wurden der Regierung der Päbste, die dem Kaiser kaum noch einen Schatten von Gewalt zu Rom übrig gelassen hatten, überdrüßig, verlangten von Lucius dem Zweyten, daß er ihnen alle Regalien überlassen, und sich, wie die alten römischen Bischöffe, mit den Zehnten und Opfern begnügen sollte, baten den Kaiser, er möchte von ihnen das römische Reich, welches sie in den Zustand, worin es unter Konstantin dem Großen und Justinian gewesen wäre, wieder zu setzen sich bestrebten, von ihnen annehmen und Rom zu seiner Residenz machen. Lucius starb indessen an einer von den Empörern empfangenen Wunde. Sein Nachfolger Eugen der Dritte, den der h. Bernhard gebildet hatte, wußte jene für ihn so nachtheilige Staatsveränderung abzuwenden. Er ließ dem Kaiser durch einsichtsvolle und beredte Gesandten Verdacht gegen die Römer beybringen; Bernhard bot seine fromme Beredsamkeit auf, um Konraden für den Pabst einzunehmen. Er folgte wirklich den feurigen Ermahnungen jenes Heiligen und der deutschen Prälaten, folgte dem Triebe seiner Frömmigkeit und Großmuth, und bestätigte nicht nur die Vorrechte der römischen Kirche, sondern ließ auch dem Pabste erklären, daß er seinen Römerzug so bald als möglich antreten wolle. Allein Eugenius, der den Kaiser lieber entfernt haben wollte, machte ihm eine so rührende Schilderung der Drangsale, welche die Christen in Palästina und Asien von den Mahumedanern auszustehen hätten, daß er sich zu einem Kreuzzuge wider diese Barbarn entschloß und denselben als Pflicht, als eine schuldige Vertheidigung der christ-

lichen Religion und ihrer Bekenner ansah. Als die ersten Stifter der Kreuzzüge, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts durch Deutschland zogen, wurden sie von den Deutschen als thörichte Leute verlacht, welche ihr Vaterland und ihre gewissen Güter für fremde, ungewisse und mit unfehlbarer Gefahr zu erwerbende Besitzungen verließen. Aber gar bald gefielen auch den Deutschen diese sogenannten heiligen Kriege. Ihr kriegerischer Geist, der so begierig nach Veranlassungen war, sich hervorzuthun, wurde desto leichter zu denselben fortgerissen, weil ihnen die Geistlichkeit vorstellte, es sey der Wille oder ein besonderes Wohlgefallen Gottes, diesen Feldzug anzutreten, durch welchen Jedermann Vergebung seiner Sündenstrafen erhalten könne. Viele glaubten außerordentliche Erscheinungen am Himmel zu sehen, welche sie dazu aufforderten. Es eilten auch starke, aber unordentliche Haufen von Deutschen zum Theil unter der Anführung von Priestern nach Asien, die aber großentheils unter Weges umkamen. Jetzt zog Konrad der Dritte mit einem der schönsten deutschen Kriegsheere, in welchem allein 70000 gepanzerte Reiter oder Edelleute und fast 300000 Fußgänger waren, eben dahin; verlor aber durch mancherley Ungemach den größten Theil dieser herrlichen Truppen, ohne etwas zum gemeinschaftlichen Besten der Christen daselbst ausführen zu können. Der einzige Vortheil, den Deutschland von diesem seinem ersten Kreuzzuge hatte, bestand darin, daß es von einer Menge Räuber, die sich mit dem Kreuze bezeichnen ließen, befreyet wurde; alle andere Kriege und Feindseligkeiten hörten einstweilen auf, und man verbot sogar das Waffentragen, um diese ausländische Unternehmung nicht zu hindern.

XXI. Mit einem höhern Geiste, außerordentlichem Muthe, und dem standhaftesten Vorsatze, das Ansehen der Deutschen überhaupt, in Italien, und besonders gegen die Päbste, wieder herzustellen, kam Konrads Brudersohn, Friedrich, Herzog von Schwaben, nach ihm auf den Thron. Er führte unter den Kaisern

den

den Namen Friedrich der Erste, oder auch der Rothbart (reg. v. J. 1152 — 1190.). Niemals fehlte es weniger an Gelegenheiten für einen Fürsten, alle rühmliche Eigenschaften thätig zu beweisen, als unter seiner fast vierzigjährigen Regierung. In Deutschland ruhte zwar der große Streit zwischen seinem und dem welfischen Hause; aber immer bereit, von neuem wieder auszubrechen. Friedrich stiftete einen Vergleich, durch welchen diese Händel ganzlich getilget werden konnten. Der welfische Herzog Heinrich von Sachsen bekam auch sein väterliches Herzogthum Bayern wieder; nur wurde ein Theil vom heutigen Oesterreich, der bisher zu Bayern gehört hatte, davon getrennet, und mit der Markgrafschaft Oesterreich zu einem Herzogthum erhoben. Zween dänische Prinzen, welche sich um die Krone stritten, ersuchten Friedrichen um seinen Schutz; er ließ ihre Anforderungen durch die deutschen Fürsten untersuchen und entscheiden, setzte selbst einem derselben die Krone von Dänemark auf, und wurde Lehnsherr desselben. Auch die polnischen Herzoge erhielt er in einer gewissen Abhängigkeit von dem deutschen Reiche (*). Da seit einiger Zeit den Kaisern ihre Rechte bey den deutschen Bischofswahlen fast gänzlich entrissen worden waren, übte sie Friedrich vollkommen wieder aus, und befahl den päbstlichen Gesandten, welche ihn darin stören wollten, auch sonst sich gegen ihn und die deutschen Kirchen stolz oder habsüchtig betrugen, Deutschland zu verlassen. Pabst Hadrian der Vierte bediente sich gegen ihn solcher Ausdrücke, als wenn der Kaiser das Reich wie eine Wohlthat oder auch wie ein Lehen, von den Päbsten empfienge. Sogleich erklärte nicht allein Friedrich dieses für eine Lehre, die

(*) Schon Konrad der Dritte schrieb an den griechischen Kaiser Johannes, daß Frankreich, Spanien, Aengelland, Dänemark und andere Gränzländer sich wie Vasallen gegen ihn betrügen, und seinen Befehlen Gehorsam versprächen.

die den Verordnungen Gottes zuwider laufe; sondern auch die deutschen Bischöffe, welche um diese Zeit ihre wahre Freyheit und Ehre zu schätzen wußten, widersprachen dem Pabste nachdrücklich.

XXII. In Italien war die Macht der deutschen Kaiser um die Zeit, als Friedrich zu regieren anfieng, sehr gefallen. Seit den langen Streitigkeiten, welche die letzten fränkischen Kaiser mit den Päbsten geführet hatten, gehorchte man ihnen daselbst nur an wenigen Orten. Die Normänner, welche sonst von den Kaisern zur Beschützung ihres Gebiets gegen die benachbarten Griechen im untern Italien gebrauchet worden, hatten sich nach und nach selbst zu Herren der dortigen kaiserlichen und griechischen Länder aufgeworfen, das Königreich Neapel und Sicilien (oder beyder Sicilien) gestiftet, sich in den Schutz der Päbste begeben, und mit denselben sich wider die Kaiser vereiniget. Zu Rom und in den umliegenden Gegenden war es den Päbsten leicht gewesen, die höchste Gewalt größtentheils an sich zu ziehen. Selbst die Städte im obern Italien, die durch Fleiß, Künste und Handlung begütert und volkreich geworden waren, ganze Herrschaften angekauft, kleinere Städte unterdrückt, sich von ihrer rechtmäßigen Obrigkeit losgerissen, und vieler Regalien bemächtiget hatten, regierten sich selbst, und strebten nach einer völligen Freyheit. Besonders zeichnete sich Mailand aus, welches auf seine große Macht trotzte. Friedrich zog daher mehrmals mit Kriegsheeren nach Italien, nöthigte diese Städte zur Unterwerfung, züchtigte die Aufrührischen, besetzte auch Rom mit seinen Soldaten, und behauptete sich über zwanzig Jahre lang bey diesem Ansehen. Allein die Kaiser waren damals nicht so reich an Ländern oder Gelde, daß sie beständig zahlreiche Kriegsheere hätten aufbringen und unterhalten können. Die deutschen Fürsten, auch darunter immer noch die Bischöffe selbst, führten den Kaisern, als ihre Lehnsleute, Kriegsvölker auf ihre Kosten zu, mit welchen sie aber nur eine gewisse Zeit zu dienen verbunden waren. Ueberhaupt verab-

scheuten

scheuten die Deutschen die Feldzüge in Italien, weil ihnen die veränderlichen Gesinnungen der Einwohner, und die oft daselbst entstehenden Seuchen meistentheils schädlich wurden. Friedrich wurde endlich von dem Herzoge von Sachsen und Bayern, Heinrich, zu eben derselben Zeit verlassen, da ihm derselbe mit seinen Kriegsvölkern die wichtigsten Dienste leisten konnte; er litt eine große Niederlage im Jahr 1176. und mußte daher nach so vieljährigen Siegen dennoch den Pabst, Alexander den Dritten, dessen Wahl er eher verworfen hatte, erkennen; blieb aber doch im Besitze einer nicht geringen Gewalt über die lombardischen Städte. Er befestigte dieselben dadurch noch mehr, daß er das Königreich beyder Sicilien durch die Vermählung seines ältesten Sohnes Heinrich an sein Haus brachte. In Deutschland gab ihm das Betragen des gedachten Herzogs Heinrich, (mit dem Beynamen der Löwe) der einer der tapfersten Fürsten seiner Zeit war, außer seinen beyden Herzogthümern, und seinen eigenthümlichen Ländern im jetzigen Niedersachsen, auch große Eroberungen über die Slaven an der Ostsee gemacht hatte, aber eben daher auch gewissermaßen mächtiger und reicher in Deutschland war, als der Kaiser selbst; — das Betragen dieses Herzogs gab Friedrichen Gelegenheit, ihn desto mehr zu erniedrigen. Er ließ denselben i. J. 1180. in die Acht erklären, nahm ihm seine beyden Herzogthümer, vertheilte sie unter Grafen, auf deren Ergebenheit er desto mehr rechnen konnte, machte die beyden blühenden Städte in diesen Herzogthümern, **Lübeck** und **Regensburg**, zu Reichsstädten, oder dem Kaiser unmittelbar unterworfenen Städten, und erweiterte solchergestalt auch in Deutschland das kaiserliche Ansehen ungemein. Wenn Friedrich vielleicht diesen Herzog, das Haupt des welfischen Hauses, zu hart bestraft hat; so konnte er doch nach seiner Regierungsklugheit in den damaligen Umständen kaum anders verfahren.

XXIII. Doch er war nicht blos ein sehr kriegerischer, und auf die Vergrößerung seiner Gewalt glücklich

bedachter Fürst; er gab auch sanftere Proben seiner Weisheit. Da die öffentliche Sicherheit noch immer durch die Befehdungen der Großen und des Landadels in Deutschland häufig unterbrochen wurde, suchte er denselben durch Schärfe zu steuern; verurtheilte anfänglich selbst Große, wenn sie den Landfrieden störten, zum Hundetragen, und zerstörte die Raubschlösser. Nachher aber mußte er sich daran begnügen, in seinem Friedebriefe zu verordnen, daß Niemand den Andern feindlich behandeln sollte, wenn er ihm nicht drey Tage vorher die Fehde angesagt, und das gute Vernehmen aufgekündigt hätte. Nicht einmal in seinem Lager erlaubte er, daß man bey entstehenden Händeln, mit den Waffen, das heißt, mit dem Schwerdte, der Lanze, oder Pfeilen in der Hand, dazu treten durfte; man konnte zwar mit dem Panzer, Helm und Schild ausgerüstet, aber nur mit einem Prügel bewaffnet, zur Entscheidung des Streites etwas beytragen. Friedrich war auch ein Freund der Gelehrsamkeit, und der witzigen Künste; er ertheilte zum Besten der Studirenden, die in auswärtige Länder reiseten, ein Gesetz, welches sie gegen die Beleidigungen des rohen unwissenden Haufens sicher stellte. Den Herzog von Böhmen erklärte er zum Könige. Zuletzt brachte ihn der schlechte Zustand der Christen im gelobten Laude, noch in einem fast siebzigjährigen Alter, auf den Entschluß, ihnen durch einen Kreuzzug wieder aufzuhelfen. Er drang i. J. 1189. mit seinem Heere von hundert und fünfzig tausend Mann glücklich in Asien ein, nachdem er Griechen und Türken, die ihn daran hindern wollten, besiegt hatte; starb aber bald darauf an einer Erkältung, die er sich durch Baden in dem Flusse Seleph bey Seleucia zugezogen hatte (*). Ein heldenmüthiger Fürst, nicht blos in der kriegerischen Bedeutung

---

(*) Auf diesem Kreuzzuge entstand der Marianer- oder deutsche Orden, den hernach Pabst Cölestin der Dritte bestätiget und näher eingerichtet hat. Er war nur für deutsche Ritter, die sich nebst den Feldzügen

kung dieses Worts; der aber in glücklichern Zeiten, und durch weniger Feinde beschäftigt, seinem Vaterlande ungleich mehr genützt haben würde (*).

XXIV. Zwar blieb das deutsche Reich und das Kaiserthum noch einige Zeit bey seinen Nachkommen, von denen seine Söhne Heinrich der Sechste (vom Jahr 1190—1197.) und Philipp gleich nach ihm regierten. Aber das kaiserliche Ansehen fiel vom Neuen in und außerhalb Deutschland überaus schnell; und destomehr wußten die Päbste zum Schaden desselben das Ihrige zu verstärken. Wenige Jahre nach Friedrichs Tode (i. J. 1198.) bemächtigten sich die Päbste gänzlich der Stadt Rom, wo bis dahin die Kaiser immer einige Gerichtsbarkeit beybehalten hatten. Sie zogen auch durch ihre Kunstgriffe mehrere benachbarte Städte unter ihre Gewalt, die sonst gleichfalls dem deutschen Reiche unterworfen waren. Solchergestalt wurde die **Unabhängigkeit des weltlichen Fürstenthums** der Päbste im mittlern Italien gegründet, das den Namen des **Kirchenstaats** führt. Deutschland und seine Kaiser haben sich weder ihrer Oberlehnsherrlichkeit über den päbstlichen Staat begeben, noch den Päbsten das dem Reiche widerrechtlich Entzogene jemals ausdrücklich überlassen; sondern sich vielmehr ihr Recht an dieselben immer vorbehalten. Damals aber konnten die Päbste dieselben desto leichter an sich reissen, da nach Heinrichs des Sechsten Tode die alte Feindschaft zwischen dem hohenstaufischen und welfischen Hause wieder rege wurde. Daher wurden von diesen

---

zügen gegen die Mahumedaner, auch der Verpflegung der Verwundeten und Kranken widmeten. Anfangs bestand ihre Belohnung für so wichtige Dienste nur in Kleidung, Wasser und Brod.

(*) Unter seiner Regierung, zwischen den Jahren 1169 — 1171. wurden die reichhaltigen Bergwerke des Erzgebirges entdeckt.

diesen zwo Parteyen zugleich zween Kaiser (*) gewählt. Beyde demüthigten sich vor dem Pabste Innocentius dem Dritten, um sich ihn zum Freunde zu machen. Dieser aber warf sich abermals zum Richter über die Kaiser auf, erklärte sich zwar für Otto den Vierten; belegte ihn aber, da er die Mathildischen Güter zurückforderte, mit dem Kirchenbanne; und die deutschen Fürsten stellten ihm vergebens vor, daß ihm eine solche Gewalt nicht zustehe. Mittlerweile wurde Deutschland durch den Krieg der beyden Kaiser und ihrer Anhänger mit einander zehn Jahre hindurch auf das Aeußerste verwüstet.

XXV. Friedrich der Zweyte, ein Enkel Friedrichs des Ersten, der hierauf zur Regierung kam (**), hatte alle Gaben, um die von seinem Großvater angefangenen Unternehmungen glücklich fortzuführen, und die Deutschen endlich einmal in einen ruhigern und blühendern Zustand zu versetzen. Aber auch er wurde weit von dem Wege zu solchen edlen Endzwecken fortgerissen. Er hatte einen erhabenen und feurigen Geist, kühne Unerschrockenheit und unbeweglichen Muth; beförderte nicht allein Gelehrsamkeit und Künste, sondern kannte und bearbeitete sie auch mehr als alle vorhergehende Kaiser seit Karln dem Großen; seine Leutseligkeit war nicht geringer als seine Klugheit, und er erwies so gerne Gerechtigkeit, daß

(*) Nämlich Otto der Vierte, Heinrich des Löwen Sohn, reg. v. 1197 — 1218. und der schon genannte Philipp, welcher i. J. 1208. von Otto von Wittelsbach ermordet ward.

(**) Er war schon den 6. Decemb. 1212. zu Mainz zum Könige gesalbt; regierte als Kaiser mit seinem Sohne dem römischen Könige Heinrich dem Siebenten, v. 1218 — 1235; dann ferner mit seinem weyten Sohne dem römischen Könige Konrad dem Vierten, und den Gegenkönigen Heinrich Raspo, Landgrafen von Thüringen, und Wilhelm Grafen von Holland, v. 1235 — 1256.

daß es Jedermann erlaubt war, mit ihm selbst über sein Recht zu streiten. Von seinem Vater, Heinrich dem Sechsten, hatte er das Königreich Sicilien geerbt; allein eben dieses mißfiel den Päbsten, daß er mehrere Reiche zugleich besitzen, und durch jenes ihr mächtiger Nachbar seyn sollte. Sie suchten es also dahin zu bringen, daß er Siciliens wieder entsagen, und überhaupt in Italien kein zu hohes Ansehen erlangen möchte; zumal da er sehr begierig war, die Rechte der Kaiser und des deutschen Reichs auf den Kirchenstaat kräftig zu behaupten. Er hatte, auf Zudringen des Pabstes Honorius des Dritten, sich zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen verbindlich gemacht. Als er aber merkte, wie unendlich nothwendiger seine Gegenwart in Europa sey, um seine Länder zu regieren und zu beschützen, verschob er diesen an sich unnützen Feldzug von einer Zeit zur andern, ohngeachtet der Befehle und Drohungen der Päbste, und wurde daher endlich von Gregor dem Neunten in den Bann gethan. Nun segelte zwar Friedrich mit einer Anzahl Soldaten ins gelobte Land, verschaffte den Christen daselbst nicht unbeträchtliche Vortheile, und setzte sich als **König zu Jerusalem** selbst die Krone auf; obgleich der Pabst den christlichen Rittern verboten hatte, unter ihm als einem Verbannten zu fechten. Allein er eilte auch in sein Königreich Sicilien zurück, in welches unterdessen die päbstlichen Soldaten (die man von den Schlüsseln, mit welchen sie, als dem Merkmaal der päbstlichen Gewalt, bezeichnet waren, **Schlüsselsoldaten** nannte) eingefallen waren, schlug sie aus seinem Lande heraus, und bereitete sich nunmehr, das päbstliche Gebiet anzugreifen. Die Sache wurde zwar diesmal noch vermittelt und Friedrich i. J. 1230. vom Banne losgesprochen; allein da der Kaiser seinen natürlichen Sohn Entius zum Könige in **Sardinien** ernannte, welche Insel der Pabst als sein Eigenthum ansah: so ward er sowohl deswegen als wegen anderer Vorwände mit den abscheulichsten Ausdrücken und Vorwürfen von Gregor dem Neunten **aufs neue excommunicirt.** Dieser heftige Pabst suchte

christlichen Mächte wider ihn in die Waffen zu bringen, ließ gegen ihn eben so das Kreuz predigen, wie es bisher gegen die Türken und Araber gepredigt worden war, klagte ihn öffentlich als einen Feind der Kirche und aller Religion an, und erklärte ihn seiner Reiche verlustig. Innocenz der Vierte hielt sogar eine Kirchenversammlung zu Lyon, um den Kaiser durch den Ausspruch der Kirche seiner Kronen zu berauben, und stiftete einige deutsche, besonders geistliche Fürsten an, an Friedrichs Stelle sich einen König nach dem andern zu wählen. Deutschland wurde darüber aufs neue ein Schauplatz von Verwirrung und blutigen Händeln. Man sah Deutsche mit dem Kreuze bezeichnet, gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in den Krieg ziehen, weil ihnen die päbstlichen Gesandten versichert hatten, daß sie dafür eine Erlassung der verdienten Sündenstrafen zu erwarten hätten.

XXVI. Diese Verfolgung, eine der heftigsten und langwierigsten, die noch ein Kaiser von den Päbsten erlitten hatte, war nicht die einzige Unruhe, welche die ganze Regierung Friedrichs des Zweyten erfüllte. Wie sein Großvater, mußte auch er mit den lombardischen Städten, unter welchen Mailand die vornehmste, aber auch im Widerstande gegen die Kaiser am beharrlichsten war, einen fast beständigen Krieg führen. Zwar empfand er es wohl, daß es, wo nicht unmöglich, doch äußerst schwer sey, diese Städte sämmtlich zu bezwingen; und man könnte daher fragen, ob er so viele Jahre, Gefahren, Kosten und Menschen, die er darauf verwandt hat, nicht vielmehr der **Verbesserung des innern Zustandes von Deutschland** hätte widmen sollen? Allein die Verbindlichkeiten und Entwürfe eines Fürsten gehen immer auf das Große und Ganze der Staatsverwaltung hinaus, wenn er gleich beynahe unübersteigliche Schwierigkeiten vor sich findet. Friedrich war es sich und dem deutschen Reiche schuldig, die ungetreuen Städte zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Sie wurden außerdem von den Päbsten aufgemuntert und unterstützt, die eben durch eine

solche Verbindung ihre Macht offenbar vergrößerten. So wenig Nutzen bisher Deutschland von Italien genossen hatte, und so viel Unglück hingegen für dasselbe aus dem nunmehr ganz fürstlich gewordenen Rom geflossen war; so mußte doch die dienstbare Abhängigkeit der Deutschen von diesem neuen sonderbaren Reiche noch täglich zunehmen, und stäts unerträglicher werden, wenn nicht Kaiser, wie Friedrich der Zweyte, ein Beyspiel der Standhaftigkeit in der Behauptung ihrer Rechte gaben. Solche Beyspiele hatten oft eine für diese Zeiten glückliche Wirksamkeit; sie öffneten Fürsten und Nationen die Augen über ihre Befugnisse, und nöthigten jene geistliche Macht, die Alles vor sich her zu Boden warf, bisweilen stille zu stehen. Friedrich ermahnte die übrigen Fürsten, hauptsächlich die vornehme, durch ihre unermeßlichen Reichthümer höchst ausgeartete Geistlichkeit dadurch wieder in die Gränzen ihres ersten wohlthätigen Standes zurück zu bringen, daß sie ihnen das Ueberflüßige dieser schädlichen Güter nähmen, und nur das Nothdürftige ließen. Er lachte öffentlich darüber, daß ihm der Pabst in weltlichen Dingen gebieten wollte. Und als ihm derselbe seine Reiche abgesprochen hatte, ließ sich Friedrich seine Kronen bringen, die er nach der damaligen Gewohnheit überall mit sich führte, setzte eine derselben auf, und sagte zu den anwesenden Hofleuten: **Noch habe ich meine Krone weder durch den Pabst, noch durch die Kirchenversammlung verloren; und gewiß werde ich sie nicht ohne ein blutiges Gefecht verlieren!**

XXVII. Ob er sich gleich mehr in Italien als in Deutschland aufhalten mußte, weil dort seine unversöhnlichen Feinde und die Quelle der meisten Beunruhigungen von Deutschland waren, auch sein Erbkönigreich Sicilien selbst bey seiner Abwesenheit viele Gefahr lief, so haben ihm doch die Deutschen, außer jener Anstrengung seiner Kräfte zur Ehre ihres Reichs in Italien, noch einiges Besondere zu danken. Er gab gemeinschaftlich mit den Reichsständen mehrere Ver-

ordnungen zur Erhaltung des Landfriedens oder der öffentlichen Sicherheit. Und da man noch nicht im Stande war, die Befehdungen gänzlich aufzuheben, so wurden sie wenigstens mehr eingeschränkt, und die Klagen an die Richter verwiesen. Er befahl auch in dieser Absicht, daß jeder Fürst, Graf oder Edelmann, bey einer ansehnlichen Geldstrafe, ihre Gerichte selbst und fleißig nach den Landesgewohnheiten und Rechten halten sollten. Friedrich hielt sogar selbst, wenn er in Deutschland war, in jedem Monat viermal das höchste Reichsgericht, und bestellte noch überdies auf dem Mainzer Reichstage 1235. einen königlichen Hofrichter, der täglich Recht sprechen mußte, nur nicht in solchen Sachen, die eines Fürsten oder anderer hohen Personen Leib, Ehre, Recht, Erbe oder Lehn betrafen, worüber zu richten der Kaiser selbst sich vorbehielt. Alles gegen das Vorurtheil der damaligen kriegerischen Großen, die den ältesten Vorzug ihres Standes, die edle Verwaltung der Gerechtigkeit, jetzt dem Gebrauche der Waffen weit nachsetzten. Dieser Kaiser schätzte auch die deutsche Sprache und Dichtkunst; man fieng daher an, die Schlüsse der deutschen Reichstage in deutscher Sprache (*) abzufassen, anstatt daß sonst die lateinische bey öffentlichen und feyerlichen Schriften allein gebraucht wurde. Doch behielt die letztere noch lange über die deutsche die Oberhand. Daß endlich Friedrich der Zweyte das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg errichtete, half die alten Streitigkeiten zwischen dem welfischen und andern deutschen Häusern noch mehr beylegen.

XXVIII. Nach seinem Tode (er starb i. J. 1250. in Italien an Gift) stieg die Zerrüttung, in welcher sich Deutschland bereits durch die ihm erregten zahlreichen Feinde und Gegenkaiser befand, noch viel höher. Sein

(*) Mit den Schlüssen des gedachten Mainzer Reichstages wurde damit der Anfang gemacht.

Sein Sohn, Konrad der Vierte, folgte ihm zwar auf dem Throne nach; allein die Päbste thaten ihn gleichfalls in den Bann, und beeiferten sich, ihn nicht blos des Kaiserthums, sondern auch seines sicilianischen Reichs zu berauben. Konrad, der sich durch seinen Muth behauptete, starb nach wenigen Jahren 1254. Damit war jedoch der unversöhnliche Haß der Päbste gegen das hohenstauftsche Haus, das sich ihnen so herzhaft widersetzt, und zu ihrem Verdruß das sicilianische Königreich erworben hatte, noch nicht gesättigt. Der Kaiser Konrad hinterließ einen Prinzen gleiches Namens, der noch ein Kind war, und daher von den Italiänern Konradino, das heißt, der junge oder kleine Konrad, genannt wurde. Um ihn von seinem Erbreiche Sicilien auf immer auszuschließen, boten es die Päbste mehrern Fürsten an, bis endlich der Bruder des Königs von Frankreich, Karl, dasselbe annahm, und sich mit Gewalt in den Besitz davon setzte. Weiter untersagten es die Päbste den deutschen Fürsten bey Strafe des Bannes, den heranwachsenden Prinzen Konrad nicht zu ihrem Könige zu wählen, wozu Verschiedene geneigt waren. Er mußte sich also an dem Herzogthum Schwaben, oder eigentlich an geringen Ueberbleibseln desselben, begnügen, bis er in einem Alter von 16 Jahren, von den Freunden seines Hauses in Deutschland und Italien aufgemuntert, mit einem Kriegsheere hinzog, um sein väterliches Reich dem unrechtmäßigen Beherrscher desselben zu entreissen. Er hatte alle Tapferkeit seiner berühmten Vorfahren; Liebe und Mitleiden gegen ihn, so wie gegen sein großes Geschlecht, das nun auf ihm allein beruhte, verstärkten sein Heer in Italien ungemein; und er drang endlich mit einer überlegenen Macht in das Königreich Neapel ein. Allein der Muth dieses jungen Prinzen konnte dasjenige nicht ersetzen, was ihm noch an Erfahrung und Klugheit fehlte. Er verlor den Sieg, den er in einer Schlacht mit seinem Feinde Karl bereits in den Händen hatte; mußte sich durch die Flucht retten, und wurde bald nebst seinem vertrauten Freunde und Vetter, dem Prinzen Friedrich von Oesterreich,

Karls Gefangener. Dieser handelte, wie man es von dem ungerechten Besitzer eines fremden Königreichs erwarten konnte. In der Besorgniß, daß ihm solches niemals sicher verbleiben werde, so lange der rechtmäßige Erbe desselben lebte, ließ er nicht allein denselben, sondern auch den Prinzen Friedrich, zum Tode verurtheilen. Das Urtheil wurde i. J. 1269. auf dem Marktplatze zu Neapel, in der Hauptstadt des Reichs, an seinem rechtmäßigen Könige, und dessen treuem Freunde vollzogen. Der siebzehnjährige Konrad starb mit vieler Unerschrockenheit. Er verwies dem Richter, daß er sich unterstehe, einen König zu verdammen, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Ansprüche an sein väterliches Reich. Das Andenken an seine Mutter, die ihn zärtlich liebte, und der Kummer, den ihr die Nachricht von seinem Tode verursachen würde, beunruhigten ihn am meisten. Er hatte auch noch den Schmerz, zu sehen, daß der geliebte Mitgenosse seines Unglücks, der Prinz Friedrich, der blos aus Freundschaft für ihn sich in diesen Feldzug begeben hatte, um seinetwillen und vor seinen Augen zuerst enthauptet wurde. Er küßte den abgeschlagenen Kopf desselben, und benetzte ihn mit seinen Thränen; darauf entkleidete er sich selbst, und hielt den letzten Streich ruhig aus. Mit ihm gieng, nach dem Wunsche der Päbste und der mit ihnen verbundenen Welfen, das gefürchtete Haus der Hohenstaufen gänzlich zu Grunde.

XXIX. Aber mittlerweile wurde der Zustand von Deutschland verworrener und kläglicher, als er jemals gewesen war. Es gab Kaiser ohne alles Ansehen; und da die deutschen Fürsten vielmehr ihre eigene Macht zu erhöhen, als die kaiserliche wieder herzustellen, beflissen waren, so wählten sie ausländische Fürsten in Aengland und Spanien (*) zu ihren Köni-

(*) Nämlich Richard von Cornwall und Alfons von Castilien v. J. 1256 — 1272.

Königen, die ihnen zum Theil starke Geldsummen für diese Ehre gaben, nach Deutschland entweder gar nicht, oder nur zuweilen kamen, und daher noch weniger daselbst galten, als ein geborner deutscher Fürst. Da auch zugleich zween deutsche Könige oder Kaiser gewählt wurden, die einander das Reich streitig machten, so forderte sie der Pabst beyde vor seinen Richterstuhl; obgleich die deutschen Fürsten dieses mißbilligten. Alle diese Umstände machten es, daß sich die Deutschen viele Jahre nach einander in einer solchen Verfassung befanden, als wenn sie gar keinen König hätten. Richard, ein Bruder des Königs von Aengland, war es zwar in der That, besaß also auch die kaiserliche Würde, und übte diese höchste Gewalt in Deutschland zuweilen aus. Weil er aber von Deutschland abwesend war, und daselbst wenig geachtet wurde, so hat man dennoch die Zeit seiner Regierung das große Zwischenreich genannt. Während dieser unordentlichen allgemeinen Verwaltung des deutschen Reichs erhob sich das Faustrecht zu der fürchterlichsten Größe. In den Ländern der mächtigern Reichsfürsten konnten die unaufhörlichen Kriege des niedern Adels unter einander, ingleichem mit den Städten, Grafen, Bischöffen, bisweilen mit den ansehnlichsten Fürsten selbst, leichter verhütet oder unterdrückt werden. Aber anderwärts gab es gar kein Mittel mehr dagegen; der Stärkere überfiel bey der geringsten Veranlassung den Schwächern, plünderte ihn aus, und zwang ihn, sich mit Gelde zu lösen; dieser aber half sich durch Verbindungen mit Andern und durch Gegengewaltthätigkeiten, ohne daß beyde Theile an Gesetze und Gerichte gedacht hätten. Die verschiedenen Parteyen, welche in Deutschland über den Kaiserwahlen, auch über den wegen der Erbfolge in gewissen Ländern geführten Kriegen entstanden, begünstigten ebenfalls die Befehdungen. Die Schandthaten und Gräuel, welche dabey verübt wurden, sind fast über alle Beschreibung und ohne Beyspiel in der Geschichte. Die Burgen oder Schlösser, womit so viele Berge besetzt waren, wurden fast lauter Raubschlösser, und man sieht noch hin und wieder

von vielen derselben in Deutschland die Trümmern. Fürsten selbsten fiengen um mehrerer Sicherheit willen an, in Schlössern und kleinen Festungen, die sogar mitten in den Städten angelegt wurden, ihre Wohnung aufzuschlagen.

XXX. So sehr aber das Ansehen der Kaiser zu dieser Zeit in Deutschland fiel, so glücklich erweiterten die deutschen Reichsstände ihre Macht. Sie gelangten jetzt größtentheils zum Besitze der völligen Landeshoheit, das heißt, zum Genusse aller derjenigen Rechte und Vorzüge, die mit der freyen Regierung und Nutzung eines Landes verknüpft sind; wohl zu verstehen, daß diese Freyheit gleichwohl auch durch göttliche und menschliche Gesetze bestimmt, nicht aber ohne alle Gränzen ist. Bisher hatten die deutschen Reichsstände einige dieser landesherrlichen Rechte nach und nach erlangt. Aber das geschah theils durch Gnadenbezeigungen der Kaiser, theils mit einem großen Unterschiede zwischen ihnen selbst; und es fehlte doch immer viel daran, daß sie alle solche Rechte ohne Widerspruch hätten ausüben können. Die Kaiser ertheilten das Recht, Gerichte zu halten, Münze zu schlagen, Bergwerke zu bearbeiten, Zölle anzulegen, Jahrmärkte zu stiften, und dergleichen mehr, so wie sie es für gut befanden. Sie hatten selbst in den Ländern der Reichsstände ihre Zölle, Kammergüter und andere Einkünfte. Kamen sie in eine Stadt, um ihr Hoflager darin anzustellen, so verfügten sie über die dortigen Gerichte, Zölle, Münzwesen und dergleichen mehr, wie über ihr Eigenthum. Aber Alles dieses nahm nunmehr allmählig ein Ende, besonders nach zweyen die Reichsstände ungemein begünstigenden Verordnungen Friedrichs des Zweyten. Die Reichsstände fiengen an, alle diese landesherrlichen Rechte, oder Regalien, aus eigener Gewalt auszuüben. Sie zogen die kaiserlichen Güter und Einkünfte in ihren Ländern ein, vergrößerten und theilten diese nach ihrem Gefallen, auch diejenigen, welche Reichslehen waren; und selbst die Reichsstädte hörten auf, den Kaisern,

wie

wie bisher, gewisse Zahlungen zu leisten, oder Bedürfnisse zu liefern. Indem sich das hohenstaufische Haus zu seinem Untergange neigte, wurden auch die beyden großen Herzogthümer Franken und Schwaben, sammt dem Elsaß, von den dazu gehörenden oder benachbarten Reichsständen stückweise dergestalt zerrissen, daß diese Herzogthümer endlich ganz verschwanden. Besonders bemächtigten sich die Herzoge von Bayern, die Pfalzgrafen am Rhein, die Grafen von Würtemberg und Habsburg, ingleichem die Markgrafen von Baden, der Länder, welche jene Herzogthümer in sich begriffen hatten. Solchergestalt gewannen viele deutsche Reichsstände an Rechten, Einkünften und Ländern ungemein. Zwar entzogen sich vornehmlich in denjenigen Gegenden, über welche sich ehemals die Herzogthümer Schwaben und Franken ausgebreitet hatten, viele Edelleute aller Bothmäßigkeit der Fürsten, und wußten sich blos unmittelbar von dem Kaiser und dem deutschen Reiche überhaupt abhängig zu machen oder zu erhalten. Daraus ist die unmittelbare Reichsritterschaft entstanden, welche noch so zahlreich ist, und so viele wichtige Rechte besitzt. Auch warfen sich in denselben Gegenden nun desto mehr Städte zu freyen Reichsstädten auf. Doch auf der andern Seite waren es die ansehnlichsten Geistlichen, Edelleute und Städte in den Herzogthümern, und andern Ländern der größern Reichsfürsten, wohl zufrieden, daß diese nunmehr ihre Landesherren wurden. Denn auch sie zogen davon den Vortheil, das sie, als nunmehrige Landstände, einigen Antheil an der Gesetzgebung und andern öffentlichen Einrichtungen bekamen. Unterdessen hob die landesherrliche Hoheit der deutschen Reichsstände ihre Verpflichtung gegen den Kaiser, als ihr Oberhaupt, und gegen die Reichsgesetze, welche sie selbst verfertigen halfen, nicht auf; sie wurde auch noch über diese Zeit hinaus bisweilen hin und wieder eingeschränkt.

XXX. Eine andere große Veränderung, welche um diese Zeit in Deutschland zu Stande kam, war

diese,

diese, daß sieben Kurfürsten entstanden, oder daß sieben Fürsten allein das Recht behielten, einen deutschen König und Kaiser zu wählen. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte man angefangen, diese Wahl, an der sonst alle Großen und der gesammte Adel von Deutschland Antheil nahmen, einigen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten zu übertragen; so daß die übrigen nur ihre Beystimmung dazu gaben. Nach und nach wurde es auch denjenigen Reichsständen, deren Stimmen bey der Kaiserwahl weniger entscheidend waren, beschwerlich, auf ihre Kosten, von einem kleinen Heere ihres bewaffneten Adels begleitet, zur Wahlstatt hinzuziehen, und sich daselbst eine Zeit lang zu verweilen. Die mächtigsten Fürsten hingegen, auf welche die Wahl hauptsächlich ankam, konnten auch desto weniger von derselben wegbleiben, weil sie großentheils bey der Krönung und dem feyerlichen Hoflager des neugewählten Königs ihre bestimmten Verrichtungen hatten. So waren die drey ansehnlichsten Erzbischöffe, von **Mainz**, von **Trier** und von **Köln**, **Erzkanzler** der Kaiser: der erste in **Deutschland**, der zweyte in **Lothringen** und in dem **burgundischen Reiche**, der dritte in **Italien**; das heißt, sie fertigten alle öffentliche Angelegenheiten und dahin gehörige Urkunden im Namen der Kaiser in diesen Ländern aus. Es gab aber auch gewisse **weltliche Reichs-Erzämter**, wie man sie noch zum Unterschiede von jenen Erzämtern der geistlichen Fürsten zu nennen pflegt. Der neue Kaiser wurde nämlich bey seiner Krönung und der darauf folgenden öffentlichen Hofhaltung von einigen weltlichen Fürsten bedient. Anfänglich waren diese Erzämter nicht unveränderlich an gewisse Fürsten und Geschlechter gebunden. Aber seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts verblieben sie folgenden Reichsfürsten. Der **König von Böhmen** war **Erzschenk** oder besorgte das Getränke des Kaisers; der **Pfalzgraf am Rhein** war **Erztruchseß**, oder oberster Aufseher über die kaiserliche Küche; unter dem **Herzoge von Sachsen** stand, als **Erzmarschalle**, der gesammte kaiserliche Stall; und der **Markgraf von Branden-**

Brandenburg hieß Erzkämmerer, weil er in dem Gemach des Kaisers andere Dienstleistungen verrichtete. Diese sieben Besitzer nun von eben so vielen Erzämtern des römischdeutschen Reichs behaupteten von der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts an, ausschließungsweise vor allen andern deutschen Fürsten, das Recht, einen deutschen König zu wählen. Da überdies um gleiche Zeit die ehemaligen Herzoge von **Schwaben** und **Franken** gänzlich ein Ende nahmen, so gab es keine oder sehr wenige Reichsfürsten, welche Ansehen genug gehabt hätten, den eben Genannten dieses Recht streitig zu machen. Und die **Herzoge von Bayern**, welche darauf Anspruch machen konnten, nahmen schon dadurch an jenem Wahlrechte Antheil, weil sie von einem gemeinschaftlichen Hause mit den **Pfalzgrafen am Rhein** abstammten. Den vorhergedachten sieben Fürsten, welche jetzt allein einen deutschen König wählten, wurde deswegen in der Folge, sonderlich seit dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, der Name **Kurfürsten**, das ist eben so viel, als **Wahlfürsten**, beygelegt, indem das alte deutsche Wort **kuren** oder **küren**, **wählen**, ingleichem **Kure** oder **Küre** eine **Wahl** bedeutet, wovon noch die üblichen Wörter **Willkür** und **auserkoren** herkommen. Aber diese Fürsten haben auch nach und nach viele andere Vorrechte vor den übrigen deutschen Reichsständen erhalten.

XXXII. In dieser so sehr anwachsenden Macht der deutschen Reichsfürsten, mit deren Wohlstande nun auch die Glückseligkeit ihrer Unterthanen genau verbunden ward, lag allerdings ein kräftiges Hülfsmittel wider die Ausschweifungen des Faustrechts. Dennoch konnten diese noch immer nur auf eine kurze Zeit, in dem einen Lande mehr als in dem andern, gehindert oder unterdrückt werden, weil sie so tief eingewurzelt waren, und selbst die damalige Beschaffenheit des Kriegswesens sie begünstigte. Desto merkwürdiger ist es, daß zu dieser Zeit der öffentlichen Unsicherheit und Unordnung die Handelschaft in Deutschland blühender wurde, als sie jemals gewesen war. Die Städte, welche

dieselbe trieben, hatten zwar schon an ihren starken Mauern und Thürmen, ingleichem an ihren zahlreichen, sich in den Waffen übenden Bürgern, eine gute Schutzwehr. Auch reisten die Kaufleute mit ihren Waaren oft unter einer kriegerischen Bedeckung, und bezahlten den Fürsten für dieses Geleite, wie man es nannte, ein gewisses Geld. Das daraus entsprungene **Geleitsrecht** ist an manchen Orten, wegen der damit verknüpften Einkünfte, geblieben, wenn gleich die Veranlassung dazu längst nicht mehr vorhanden ist. Allein das Nachdrücklichste, was die handelnden Städte zu ihrer Beschützung thaten, waren **Bündnisse**, welche sie miteinander schlossen. Die Handelschaft der Deutschen hatte unter der Regierung der schwäbischen Kaiser ungemein zugenommen. Mittlerweile daß der Adel nur fochte, und die Geistlichkeit der Religion und Gelehrsamkeit nur geringen Vortheil schaffte, nützten die Bürger nicht blos die natürlichen Erzeugnisse ihres Vaterlandes mit ausnehmendem Fleiße, sondern vermehrten und veredelten sie auch durch ihren künstlichen und erfindsamen Geist, theilten sie den Ausländern mit, und bereicherten Deutschland mit den Waaren anderer Länder und Welttheile. Wollene und leinene Tücher, feine Leinwand überhaupt, Barkane (*) und andere Kleidungsstücke verfertigten sie in Menge; sie führten überdies Korn, Salz, Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Messingwaaren, Holz, Zinn, aus den eben entdeckten **böhmischen Zinnbergwerken**, Bley, Queckſilber, und vieles Andere aus. Man kam aus den mitternächtigen und östlichen Ländern von Europa, die noch sehr unangebauet und arm waren, nach Deutschland, um diese und viele andere Waaren, zum Theil auch solche, die aus den mittäglichen Ländern von Europa und

(*) Wohl nichts anders als Barchent. In den Statut. Petri Venerab. stat. 18. liest man: Ut nullus scarlatas, aut *barracanos*, vel pretiosos burellos, qui Ratisponi fiunt, sive picta quolibet modo stramina habeat.

und Asia kamen, zu holen. Die Deutschen schifften selbst damit über die Ostsee in jene Länder. Aus Bremen und Lübeck insonderheit zogen noch im zwölften Jahrhunderte viele Kaufleute nach Liefland; die Bremischen brachten auch zuerst das Christenthum dahin, und erbauten daselbst die noch blühende Stadt Riga.

XXXIII. In eben demselben Jahrhunderte waren auch die noch übrigen slavischen oder wendischen Nationen im jetzigen Deutschlande, unter die Bothmäßigkeit der Deutschen gekommen, wozu Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, längst der Ostsee, und Albrecht der Bär, Graf von Anhalt, erster eigentlicher Markgraf von Brandenburg, in dieser Mark das Meiste beygetragen hatten. Nun hatten die Wenden schon seit vielen Jahrhunderten auf der Ostsee, den Inseln derselben und andern daran gelegenen Ländern, eine sehr ausgebreitete Handelschaft getrieben. Daher waren auch unter ihnen verschiedene große und reiche Handelsstädte im heutigen Pommern und Mecklenburgischen entstanden, die nachher alle untergegangen sind. Als diese Länder jetzt unter die Herrschaft der Deutschen geriethen, wurden auch ihre Sprache, Religion, Sitten und Gesetze daselbst herrschend. Noch im zwölften Jahrhunderte kamen die Fürsten und nachmaligen Herzoge von Mecklenburg, ingleichem die Herzoge von Pommern, auf. Mithin wurde auch die bisherige wendische Handlung dieser Gegenden mit der deutschen und besonders sächsischen, das heißt, nach unserm jetzigen Ausdrucke, niedersächsischen Handlung vereinigt. — Eben so gieng es ungefähr in Preußen, gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. Ein deutscher Ritterorden (*), der bey Gelegenheit der Kreuzzüge nach Asien errichtet worden war, oder eine Gesellschaft deutscher Edelleute, die sich in der großmüthigen Absicht verbunden hatten, außer dem Antheil an

(*) Sieh die Note zu Num. XXIII.

an jenem Kriege gegen die ungläubigen Nationen, auch für die Kranken und Verwundeten unter ihren Landesleuten daselbst zu sorgen: diese Ritter zu Hülfe gerufen vom Herzoge Konrad von Maßovien, griffen im Jahr 1230. die heidnischen Preußen an, und eroberten nach einem 53jährigen Kriege ihr ganzes Land. Ihnen beyzustehen, und ihrer Eroberung ebenfalls zu genießen, zogen viele Deutsche nach Preußen; das Christenthum, und was ihnen sonst eigen war, wurde daselbst eingeführt; sie baueten auch Städte, und gaben ihrer Handlung eine neue Ausbreitung. — Selbst die Kreuzzüge, welche so viele Tausend Deutsche in diesen Jahrhunderten nach Asien hinzogen, wurden eine Beförderung ihrer Handelschaft. Die Deutschen wurden bey dieser Gelegenheit mit neuen und wichtigen Waaren bekannt; aber sie fanden auch neue Wege zum Absatze für die ihrigen. Die asiatisch-ostindischen Waaren insonderheit, wie Zucker, Gewürze, Baumwolle und dergleichen mehr, kamen über Italien nach Deutschland, und die deutschen wurden hinwieder den Italiern zu weiterm Vertriebe zugesandt. Als der erste große Kreuzzug von den Deutschen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts vorgenommen wurde, schiffte sich sogar eine Anzahl von Deutschen zu Köln am Rhein ein, segelte an die Mündung dieses Flusses hinab, und nahm, in Verbindung mit Flandrern und Aengländern, den Arabern die Stadt Lissabon weg, die eine so wichtige Niederlage des Handels der dortigen Gegenden wurde.

XXXIV. Aber gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts stieg die Handelschaft der deutschen, insbesondere sächsischen und wendischen Städte besonders hoch. Sie blühte vorzüglich zu Lübeck, das die mitternächtigen Länder mit ihren Bedürfnissen versorgte, und nächstdem zu Hamburg, das gegen Abend zu nicht weniger vortheilhaft handelte. Da jedoch die Fehden und Räubereyen in Deutschland, ingleichem die Bedrückungen, welche jene Städte von den Dänen leiden mußten, ihrem Handel vielen Schaden zufügten, so

trafen

trafen Lübeck und Hamburg, zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Vertheidigung, i. J. 1241. ein Bündniß mit einander. Bald rüsteten sie eine Flotte aus, mit welcher sie die dänische zu Grunde richteten, und Dänemark selbst verwüsteten. Sie waren nicht minder glücklich in der Ausrottung der Räuber zu Lande und auf der See. Dadurch setzten sie sich in ein solches Ansehen, daß mehrere Städte begehrten, in deren Bund aufgenommen zu werden. **Braunschweig**, wo sie eine starke Niederlage von italischen und deutschen Waaren hatten, kam i. J. 1247. zuerst in denselben. Sie erhielten auch in Kurzem einen festen Sitz und viele Freyheiten für ihre Handlung in den Niederlanden und in Aengland. Dieses **erste deutsche Handlungsbündniß**, das in der Folge so berühmt und mächtig wurde, und es gegen dreyhundert Jahre blieb, wurde die **deutsche Hanse** genannt, weil Hanse in der damaligen Sprache eine **Verbindung** oder **Gesellschaft** anzeigte. Indem sich aber die Hanse im nördlichen Deutschlande zu bilden anfieng, so begaben sich auch viele Städte am Rhein, bald nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, in ein Bündniß, das auf die Erhaltung ihrer Freyheit, die Sicherheit der Landstrassen, und eben dadurch auch ihrer Handlung, gerichtet war. **Mainz, Frankfurt am Main, Worms**, und einige andere machten dazu den Anfang; bald aber war ihre Anzahl auf vierzig vermehrt worden, die zum Theil gegen die Weser zu, und sonst mehr im innern Deutschlande lagen. Diese Städtebündnisse waren desto rühmlichere Merkmaale der Thätigkeit und Freyheitsliebe der Deutschen, da sie von ihren Fürsten entweder gar nicht, oder sehr unzulänglich, bey der unentbehrlichen öffentlichen Ruhe geschützt, von vielen auch in derselben häufig gestört wurden.

XXXV. Ein so ungemeiner Fortgang der Handlung und Schifffahrt der Deutschen mußte auch in ihren Sitten vortheilhafte Veränderungen hervorbringen. Wenn mehrere Nationen sich auch nur kaufmännisch zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen einander öfters

nähern, so wird jede dadurch gemildert, verträglicher, ungezwungener im Umgange, und selbst in der Denkungsart freyer. Hiezu kamen noch die Kreuzzüge, welche die Deutschen mit der feinen Lebensart der Griechen, ihrer Pracht, ihren Künsten und Kenntnissen bekannt machten. Wirklich sah man auch schon in diesem Zeitalter an den Höfen der deutschen Fürsten, und in den öffentlichen Lustbarkeiten, einen artigern **Geschmack, Kunst,** und sogar **Witz** aufkommen. Aber allgemein konnte diese Verbesserung noch nicht werden. Der herrschende und mächtigere Theil der Nation, **der Adel,** welcher ohnedies mehrentheils außerhalb der Städte auf seinen Schlössern wohnte, blieb fast ganz und gar kriegerisch; seine Erziehung, seine Beschäfftigungen, das Beyspiel und die Anführung der Fürsten insonderheit, nebst dem alten Vorurtheil, daß sein Stand blos zu den Waffen bestimmt sey, ließen ihn nicht an den Anbau seiner Geisteskräfte denken. Selbst die Städtebewohner also, die in stäter Unruhe vor den Fehden, Plünderungen ihrer reisenden Mitbürger und versandten Güter, Sengen und andern Gewaltthätigkeiten lebten, und daher abwechselnd arbeiten und fechten mußten, konnten eine gewisse rauhe Schale, mit der sie gleichsam bedeckt waren, noch nicht ablegen. Die **Bischöffe** und **andere Geistlichen** zogen auch noch häufig in Kriege und Schlachten. Man lobte die Deutschen **wegen** ihrer **Tapferkeit,** und einer so **festen Treue,** daß man ihnen eher das Leben, als diese, nehmen könnte; man tadelte aber noch ihren **alten Ungestüm,** ihre **Neigung zu Schlägereyen und zur Trunkenheit.** Die Kriegslust des hohen und niedern Adels wurde jetzt auf eine neue Art durch die **Turniere** unterhalten, welche von den Franzosen zu den Deutschen kamen. Sie hatten ihren Namen von dem französischen Worte **tourner,** das heißt, sich **wenden** oder **drehen,** erhalten. Denn es waren Kampfspiele des Adels, die zum Vergnügen und zur Uebung des Körpers, auch zur Vorbereitung auf wirklichen Krieg, in Friedenszeiten angestellt wurden; und es kam dabey auf die **hurtigen und geschickten**

Wendungen, mit welchen man eine Lanze brach, oder einem Stiche auswich, oder seinen gepanzerten Gegner aus dem Sattel hob, sehr viel an. Eben diese bewaffneten Wallfahrten, die Kreuzzüge, die ein neues Feld zu kriegerischen Thaten im Namen und zur Ehre der Religion selbst eröffneten, halfen auch, nebst andern Begriffen dieser Zeit, das **Muster eines vollkommenen Kriegers**, oder den **ritterlichen Stand**, auszubilden. Nur derjenige wurde mit feyerlichen Cärimonien öffentlich für einen Ritter erklärt, und in dieser Würde Fürsten gleichgeschätzt, der sich durch außerordentliche Kriegsthaten hervorgethan hatte, auch immer bereit war, die nothleidende Unschuld zu schützen, und seine Ehre und Treue über Alles zu behaupten. Die Ritter erhoben sich also über die gewöhnlichen Krieger durch eine gewisse Großmuth, Hülfsbegierde und Höflichkeit; aber da sie zu sehr Gefahren und Veranlassungen, ihren Muth zu zeigen suchten, fielen sie auch oftmals ihren Zeitgenossen beschwerlich. Die **Wapen** oder **Wappen**, durch welche sie und alle andere Edelleute dieser Zeit, auch wenn sie mit ihren schweren Rüstungen vom Kopf bis auf die Füße bedeckt, fochten, kenntlich wurden; diese Erfindung der Deutschen, wurden erst in diesem Zeitraum eingeführet. Das niederdeutsche Wort **Wapen** ist einerley mit unserm obersächsischen **Waffen**. Es sind nämlich in der That die Waffen der alten deutschen Krieger, **Helm** und **Schild**, mit den **Bildern**, welche sie von jeher **auf ihre Schilde zu malen** pflegten, um dadurch ihre Kriegsverrichtungen anzuzeigen, oder sich von einander zu unterscheiden. Diese wurden nun als **Kennzeichen tapfrer Edelleute** aufgestellt. Bey Gelegenheit der Kreuzzüge bekamen sie einen Zuwachs an vielen neuen Bildern; sie wurden endlich **erbliche Unterscheidungszeichen** ganzer Familien, auch Zeichen von Ländern, Würden und Rechten.

XXXVI. In Ansehung der **Religion** und der Gelehrsamkeit giengen unter den Deutschen dieser Zeit nur wenige merkwürdige Veränderungen vor. Die

Macht der Päbste, selbst in weltlichen Sachen, stieg immer höher. Innocenz der Dritte nahm aus einer zwiespaltigen Bischofswahl den erwünschten Anlaß, gegen das Concordat 1122. zu behaupten: „ein erwählter Bischof könne weder seine geistliche Würde, noch die „damit verbundenen Güter und Gerechtsame ohne päbstliche Bestätigung verwalten:“ welches bald die Folge hatte, daß zuerst um die päbstliche Bestätigung, und dann um die kaiserliche Belehnung angesucht werden mußte. Dadurch wurde auch die Entscheidung streitiger Wahlen dem Pabste zugespielt. Ebendiesem Innocenz waren die einreißenden Ketzereyen ein frommer Vorwand, Bißthümer, Abbteyen und jede andere fette Pfründen seiner besondern apostolischen Fürsorge vorzubehalten (reservare), d. i. nach eigenem Wohlgefallen an Lieblinge, meistens Italier, zu vergeben. Das päbstliche Gesetzbuch, das seit dem zwölften Jahrhundert zum Vorscheine kam, und auch in Deutschland begierig aufgenommen ward, hieß zwar das kanonische; verdrängte aber nach und nach die alten Canones oder Kirchensatzungen, und schlug der ächten Kirchenzucht tiefe Wunden. Die Päbste machten dadurch manche ihrer Anmaßungen und vermeintlichen Rechte gesetzmäßig. Nur die Inquisition, das ist: ein Gericht, welches die Irrenden, die man doch nur belehren sollte, sogar am Leben strafet, konnten sie in Deutschland nicht einführen. Man widersetzte sich demselben öffentlich: ein Ketzerrichter wurde todtgeschlagen; und das Ketzergericht hörte auf. — Für die Gelehrsamkeit wurde zwar nunmehr in Frankreich und andern Ländern seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts die wichtige Veranstaltung der Universitäten, das heißt, zahlreicher Gesellschaften von Lehrern in allen Wissenschaften und feinen Künsten, getroffen. Allein die Deutschen hatten noch bis zum Ende dieses Jahrhunderts deren keine. Unterdessen hatte schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein Deutscher, Werner (*), oder, nach

(*) Man sehe die Note zu Num. XVI.

nach der italischen Aussprache **Irnerius**, die alte römische Rechtsgelehrsamkeit, auf der ansehnlichen Rechtsschule zu **Bologna** in Italien, zuerst wieder nach einer langen Vergessenheit gelehrt. Da die Kaiser bald darauf diese Rechte zur Unterstützung und Erweiterung ihres Ansehens gebrauchten, auch die alte Ehrerbietung gegen die **Römer**, der Mangel an hinlänglichen eigenen Gesetzen, der Ruhm der neuern römischen Rechtslehrer, und andere Umstände hinzukamen, so haben dieselben in Kurzem bey den Deutschen vielen Eingang gewonnen; und die Nachkommen jener **Germanier**, die sich schlechterdings nicht vom **Varus** nach römischen Gesetzen richten lassen wollten, haben nicht allein die nützlichsten von diesen angenommen, sondern auch dieser Rechtsgelehrsamkeit nach und nach gewissermaßen den Vorzug vor ihren alten vaterländischen Rechten eingeräumet. Noch schätzten zwar die **Deutschen** ihre seit so vielen Jahrhunderten beobachteten **Gewohnheiten** und **Rechte**. Es gab schon lange unter ihnen zweyerley vorzüglich herrschende Rechte und Gesetze: die **sächsischen** und die **fränkischen**, welche jetzt die **schwäbischen** genannt wurden, weil sie hauptsächlich in dem großen Herzogthume Schwaben, das sich bis in die Schweiz hinein erstreckte, galten. Von beyden wurden nunmehr Sammlungen, die noch vorhanden sind, gemacht: der **Sachsenspiegel** um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, und der **Schwabenspiegel** gegen das Ende desselben; sehr angenehme Denkmäler der alten deutschen Mundarten, Sitten, Gebräuche und Rechte, wenn sie gleich ihre gerichtliche Gültigkeit längst verloren haben. Vornehmlich hat die Sammlung der sächsischen Rechte großen Beyfall erlangt. Sie ist als eine gemeine gesetzliche Vorschrift im jetzigen Niedersachsen, im Meißnischen, Thüringischen, Anhaltischen und Brandenburgischen, in der Lausitz, in Böhmen und Schlesien, sogar in Dänemark, Preussen, Polen und Siebenbürgen, lange genug angesehen worden. Man hat daher aus diesen auswärtigen Ländern, die freylich mit Deutschland in mancherley Verbindungen standen, und auch viele deutsche Ein-

wohner hatten, sich oft auf die rechtlichen Aussprüche oder Urtheile der **Schöppen zu Magdeburg**, das heißt, der Beysitzer des dortigen Gerichtshofs (welchen man damals einen **Dingstuhl** nannte), des berühmtesten unter den sächsischen, berufen. Die Kenntniß und Anwendung der deutschen Rechte und Gesetze machte in diesen Zeiten noch keine eigentliche gelehrte Wissenschaft aus. So lange noch keine ausländischen Gesetze, römische und päbstliche insonderheit, denselben zugemischt waren, brauchte man nur die einheimischen deutschen mit gesundem Menschenverstande und einiger Erfahrung zuerklären, und in streitigen Fällen zu nützen. Ganz ungelehrte Bürger verfaßten daher gerichtliche Aussprüche; und die Deutschen befanden sich bey diesem kurzen und geraden Wege, auf welchem sie ihre Rechte nützten, nicht übel. Treffliche Gelehrte und Schriftsteller waren überhaupt noch bey ihnen eine Seltenheit. **Otto, Bischof zu Freysingen** in Bayern, im zwölften Jahrhunderte, ein Anverwandter des kaiserlichfränkischen und schwäbischen Hauses, besaß wirklich manche feinere Wissenschaft, die er zu **Paris** erlernet hatte, und schrieb **lateinische Geschichtbücher**, die sich durch unparteyische Wahrheitsliebe und verständige Beurtheilung empfehlen. Sonst aber war es zu dieser Zeit sogar gefährlich, sich durch ausnehmende Gelehrsamkeit hervorzuthun. **Albert, der Große** genannt, ein Bayer, Dominikanermönch und Bischof zu Regensburg im dreyzehnten Jahrhunderte, brachte mit Hülfe der **Naturkunde** allerhand damals nicht allein ganz unbekannte, sondern auch unbegreifliche Wirkungen und Erscheinungen hervor; wie man unter andern erzählte, daß er einen Kopf verfertiget habe, welcher sprechen konnte. Dafür aber, und wegen anderer solcher Kunststücke, deren Ursachen man in den neuern Zeiten leicht erklären kann, ist er ehemals **für einen Zauberer** gehalten worden.

XXXVII. Eins hingegen gereicht den Deutschen dieser Zeit, und besonders den Kaisern aus dem schwäbischen Hause, auch andern ihrer Fürsten, zu einer vorzüg-

vorzüglichen Ehre: dieses nämlich, daß, wenn gleich die Wissenschaften unter ihnen keinen sichtbaren Fortgang hatten, und zum Theil kaum nach ihren Anfangsgründen vorhanden waren, doch **deutsche Sprache, Dichtkunst** und **Witz** jetzt glücklich genug von ihnen bearbeitet wurden. Seit Otfrieds Zeiten, oder seit dem neunten Jahrhunderte, hatten die Deutschen alles dieses so sehr vernachläßigt, daß kaum etliche Wenige in ihrer Sprache dichteten, beynahe gar keine Bücher darin schrieben, und von den zahlreichen geistlichen Schriftstellern, nur in einem meistentheils schlechten Latein, spitzfindige Untersuchungen, oder fromme Betrachtungen, oder auch historische Sammlungen, angestellt wurden. Nunmehr aber warfen die Kaiser und andere deutsche Fürsten eine so ausnehmende Neigung auf die deutsche Dichtkunst, daß dieselbe nicht allein eine ihrer herrschenden Belustigungen und Dichter an ihren Höfen nothwendig zum Vergnügen wurden, sondern, daß diese tapfern Krieger sich zum Theil selbst darin nach einem feinen und sanften Geschmacke übten. Solche Beyspiele waren, wie immer, sehr aufmunternd; eine Menge vom hohen und niedern Adel, selbst nicht Wenige vom bürgerlichen Stande, erlangten als **deutsche Dichter** einen sonst nie gekannten Ruhm. Diese unerwartete Veränderung schreibt sich von mehreren Ursachen her. Durch die **Kreuzzüge** war gleichsam eine **neue Welt** von Kenntnissen, Handlungskreisen, Sitten, Bildern und Ausdrücken, unendlich viel Nahrung also für die Einbildungskraft, geöffnet worden, und eine reichlich unterhaltene Einbildungskraft, mit Witz oder mit der Fertigkeit, die Aehnlichkeit der Dinge zu treffen, verbunden, ist die erste Anlage zum Dichter. Die Bekanntschaft mit den **Dichtern der Provence**, die noch unter der Hoheit des deutschen Reichs stand, auch mit andern Sängern in **Neapel** und **Sicilien**, welche Reiche an das schwäbische Kaiserhaus fielen; die **Turniere**, der **Ritterstand**, der Antheil, welchen das **Frauenzimmer** an den Thaten der kriegerischen Helden, und vornehmlich auch an dem Inhalte der Gedichte bekam: Alles dieses feuerte die

edelsten und sinnreichsten Köpfe der Nation an, die dichterische Laufbahn zu betreten. Ihr Geist flößte der bisher rauhen Sprache Artigkeit und Wohlklang ein; sie wurde geschickt, die besten und angenehmsten Empfindungen, Religion, Sittenlehre, Kriegsthaten, anmuthige Veränderungen des Lebens, kurz, Alles, zu malen und zu verschönern. Da sie besonders viel von der Liebe zwischen beyden Geschlechtern dichteten und sangen, so führen sie den allgemeinen Namen der **Minnesinger**, oder **Liebesdichter**. Man hat aber auch von ihnen geistliche Gedichte, Fabeln, Heldenlieder, Sittenlehren und andere Gattungen von Gedichten. Sie haben sämmtlich in der **schwäbischen Mundart** geschrieben, die dadurch viel geschmeidiger, und reizender wurde, einen Ueberfluß an gefälligen Wendungen bekam, und der sächsischen Mundart daher mehrere Jahrhunderte nach einander überlegen blieb. Nächstdem ist so viel Natur und ungekünstelter Witz, so viel Stärke des Ausdrucks in ihren Gedichten, daß sie, ungeachtet mancher noch übrigen Rauhigkeit in der Sprache oder im Versbau, doch dem Freunde der treuherzigen und redlichen Einfalt nicht mißfallen können. Von dem Kaiser Friedrich dem Ersten begünstigt, fangen sie seit den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts an, und pflanzen sich in ununterbrochener Reihe bis in die ersten Jahre des dreyzehnten fort. Die Kaiser Heinrich der Sechste und Konrad der Vierte, ein König von Böhmen, Wenzel, der Marggraf von Meißen Heinrich der Erlauchte, und andere Fürsten, waren selbst Minnesinger, wie ihre noch vorhandenen Lieder beweisen. Bisweilen hielten sie auch dichterische Wettstreite, von welcher Art das Spiel oder der Krieg zu **Wartburg**, dem Schlosse und Sitze der Landgrafen von Thüringen, in den ersten Zeiten des dreyzehnten Jahrhunderts, war. Ueberhaupt giebt es dieser Dichter gegen **hundert und fünfzig**, deren Arbeiten bereits gedruckt worden sind; andere ebenfalls beträchtliche liegen noch in den Handschriften. Keine einzige sollte gleichwohl darin **begraben bleiben, weil sie, außer ihren dichterischen**

Eigen=

Eigenschaften, nicht nur zu den Alterthümern der Sprache und der Sitten der Deutschen, sondern selbst zur Bereicherung und Verstärkung unsers jetzigen Ausdrucks, so gut genützt werden können. Der Anfang war also gemacht, einen verfeinerten Geschmack unter den Deutschen einzuführen, der sie nach und nach auch in der Gelehrsamkeit richtiger leiten konnte. Aber nach diesen viel versprechenden Zeiten ihrer Friedriche, hat es noch Jahrhunderte gewährt, ehe ihre eigenthümliche Sprache, Dichtkunst und Beredsamkeit zu einer gewissen Reife gelangen konnten.

Fünfter Zeitraum.

Von der Einführung der völligen landesherrlichen Gewalt der deutschen Reichsstände und der sieben Kurfürsten, bis auf den Landfrieden und die Reformation.

Nach Christi Geburt J. 1272. bis zum Jahr 1500. Ein Zeitraum von zweyhundert und dreyßig Jahren.

I.

Nach den vieljährigen Unordnungen, unter welchen es Deutschland, ob es gleich einen Kaiser hatte, doch an einem Oberhaupte zu fehlen schien, setzten die Kurfürsten **Rudolfen, Grafen von Habsburg,** auf den Thron; (reg. v. J. 1272 — 1291.) und es zeigte sich bald, daß ihre Wahl sehr glücklich ausgefallen sey. Rudolfs Haus stammte von ansehnlichen Herren im Elsaß (oder im ehemaligen Herzogthume Schwaben) her; und er führte daher, wegen seiner dortigen Güter, den Namen eines **Landgrafen von Elsaß.** Die Grafschaft **Habsburg** aber, wo seine Vorfahren meistentheils ihren Sitz nahmen, lag im burgundischen Reiche, oder, nach der heutigen Benennung, in dem schweizerischen Canton Bern; auch gehörten ihm noch einige andere Grafschaften in der Schweiz zu. Er war also reich und mächtig genug, um das kaiserliche Ansehen einigermaßen behaupten zu können; aber doch hatte er keine so furchtbare Macht, daß die deutschen Fürsten um ihre großen Freyheiten und Rechte seinetwegen hätten besorgt seyn dürfen. Die Klugheit und Tapferkeit, welche ihn schon längst bekannt gemacht

hatten,

hatten, wurden durch eben so viele Rechtschaffenheit und thätigen Eifer noch schätzbarer. Zwar sah er sich bald nach dem Antritte seiner Regierung genöthigt, mit dem ersten weltlichen Kurfürsten, dem Könige Ottokar von Böhmen, der außer Böhmen und Mähren auch Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Krain, mithin mehr Länder, als irgend ein anderer deutscher Fürst, inne hatte, einen Krieg zu führen, weil er Rudolfen nicht als Kaiser erkennen, sondern lieber selbst Kaiser seyn wollte. Allein nachdem er diesen Krieg glücklich geendigt hatte, und Ottokar selbst in einem zweyten geblieben war (*), wandte er seine ganze Sorgfalt, entfernt von allen Gedanken an auswärtige Kriege und Eroberungen, auf die Beruhigung von Deutschland, das hierin seiner Hülfe so sehr benöthiget war. Er ließ nicht allein den **Landfrieden** mehrmals durch die Reichsstände und Bewohner einzelner Provinzen beschwören, und sie versprechen, bey ihren Beschwerden gegen einander gerichtliche, nicht gewaltthätige Mittel zu gebraucheu, und sich denen zu widersetzen, die anders verfahren würden; sondern er reiste auch selbst in Deutschland herum, hielt Gerichte, verglich die in Fehden begriffenen Parteyen, oder dämpfte die Unruhen mit Schärfe, besonders auch durch Ausrottung ihrer Stützen. In Thüringen ließ er **über sechzig Raubschlösser** zerstören; ohngefähr eine gleiche Anzahl in der Wetterau, in Franken und Schwaben; die gefangenen Räuber traf das verdiente Schicksal, entweder gehängt oder enthauptet zu werden: Rudolf verurtheilte selbst einmal gegen dreyßig räuberische Edelleute, die den Landfrieden gebrochen hatten, zum Tode. Der Landgraf von Hessen, Heinrich der Erste, ward von ihm in die Acht erklärt. Ein Graf von Würtemberg hielt es für eine so rühmliche Gewohnheit,

(*) Ottokars Sohn und Nachfolger Wenzel des Vierten mußte sich mit Böhmen und Mähren begnügen, und vermählte sich mit Rudolfens Tochter Jutta.

heit, alle seine Nachbarn feindlich zu überziehen, daß er immer zu sagen pflegte: **Gottes Freund, und aller Welt Feind!** Der Kaiser aber nahm ihm seine Schlösser, ließ die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgart niederreissen, und zwang ihn friedliebend zu werden. Der standhafte Muth, mit welchem Rudolf dieses Alles vollführte, gründete sich, außer dem dringenden Bedürfnisse solcher Anstalten, auch auf das neue Ansehen, welches er seinem Hause durch die Erwerbung von Oesterreich, Steyermark und Krain verschafft hatte; wovon es eben in der Folge das **österreichische Haus** genannt wurde. Desto mehr aber verdient er auch entschuldigt zu werden, daß er, bey so weitläufigen, schweren und heilsamen Beschäfftigungen in Deutschland (wo er doch, während einer Regierung von fast zwanzig Jahren, **das Faustrecht nicht völlig aufheben konnte**), die kaiserlich deutschen Rechte über Italien nicht wieder empor gebracht hat. Er kam nie in dieses Land, weil Deutschland seiner Gegenwart nicht entbehren konnte. Und ob er gleich einen Versuch machte, das ehemalige Gebiet der Kaiser im mittlern Italien, gegen das adriatische Meer zu, wie Ravenna, Bologna, und andere Städte und Ländereyen mehr, an sich zu bringen: so mußte er sie doch endlich den Päbsten überlassen, und empfieng sogar von einem derselben die Erklärung, daß er ihm das **deutsche Reich ertheile.** Unterdessen erhielt er gleichwohl den größten Theil der Lombardey und Toscana, oder das heutige Florentinische, im kaiserlichen Gehorsam, so wie er auch den Großen des **burgundischen** Reichs es selbst durch die Waffen verwehrte, sich unabhängig vom deutschen Reiche zu machen. Rudolf, dem die Deutschen in Ansehung der wiederhergestellten Sicherheit und gesetzmäßigen Ordnung so viel zu danken hatten, schätzte sie hinwiederum gleichfalls. Er sagte einmal vor seinem Kriegsheere: er getraue sich mit viertausend auserlesenen deutschen Reitern und vierzigtausend Mann deutschen Fußvolks, in jeder Gegend der Welt, und gegen die größte Menge, den Sieg zu erfechten. **Um die Kurfürsten** machte er sich sehr

verdient:

verdient: denn von ihm stammt das Herkommen, daß wichtigere Sachen, wo die Einwilligung des gesammten Reiches nicht nöthig ist, doch nicht ohne Beystimmung der Kurfürsten geschehen sollten. Ueber einen Zweifel wegen einer Kurstimme gab er den Ausschlag dahin, daß die Zahl der sieben Kurfürsten unverändert blieb, so daß z. B. Pfalz und Baiern, wenn sie sich gleich in zwo Linien theilten, dennoch gleichen Antheil an der Kurwürde haben und nur für eine Stimme gelten sollten. Dagegen beleidigte er viele Reichsstände dadurch, daß er ihnen die Reichsgüter, welche sie in den vorigen unruhigen Zeiten an sich gerissen hatten, wieder abnahm. Er hat den Gebrauch der deutschen Sprache in Gesetzen und andern feyerlich ausgefertigten Schriften mehr befördert; auch zuerst in Deutschland eine Art von Schiffbrücken, die er aus mehrern auf Wagen geladenen Schiffen zusammensetzte, erfunden, deren er sich im Kriege zur Bewunderung der Deutschen und Böhmen auf der Donau bediente. Das trefflichste Denkmaal aber hat er sich bey seiner Nation durch die Eigenschaften seines Herzens gestiftet; und man pflegte daher von demjenigen, der sein Wort nicht hielt, zu sagen: Dieser hat Rudolfs Redlichkeit nicht.

II. Die ruhigen Zeiten, welche er in Deutschland wieder eingeführt hatte, und die von ihm gestiftete Eintracht zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, hörten nach seinem Tode gar bald wieder auf. Man wählte nicht einmal seinen Sohn zum Kaiser: es sollte eine ganz freye Wahl, nicht gleichsam eine Erbfolge in Einem Hause seyn; und überdies wünschten auch die Kurfürsten einen weniger mächtigen Kaiser, als nun die habsburg-österreichischen Fürsten waren. In der That besaß auch Adolf, Graf von Nassau, den sie auf den Thron setzten (reg. v. J. 1291 — 1298.), sehr geringe Erbgüter, hatte daher wenig Ansehen im deutschen Reiche, und mußte es sich auch gefallen lassen, daß ihm sein wahrer Anverwandter, Gerhard, Kurfürst von Mainz, der die ganze Wahl

gelenkt hatte, gewisse, mehr für sich als für die andern Fürsten vortheilhafte Bedingungen, eine Art von Capitulation, vorschrieb, dergleichen nachmals die Kurfürsten alle von dem neugewählten Kaiser verlangten (*). Um reicher und mächtiger zu werden, nahm er zwar für eine starke Geldsumme, die ihm der König von Aengland zahlte, an dessen Kriege mit dem französischen Könige Antheil, suchte auch mit diesem Gelde und zugleich mit einem Heere Thüringen an sich zu bringen. Er machte sich aber dadurch nur verhaßt, und gab einigen Kurfürsten mancherley Vorwand, ihn vor ihr Gericht zu laden und abzusetzen, wovon man bisher noch kein Beyspiel gehabt hatte. Adolf wollte sich mit Gewalt behaupten; verlor aber in der Schlacht gegen den Herzog Albrecht von Oesterreich, Rudolfs Sohn, den ihm seine Feinde entgegen stellten, das Leben, indem er von diesem selbst erlegt wurde. — Die Regierung Albrechts, der nunmehr auf den Thron kam (reg. v. J. 1298 — 1308.), war nicht glücklicher. Freylich erhob er das kaiserliche Ansehen in Deutschland wenigstens so hoch, als es unter seinem Vorgänger gefallen war, obschon sein Versuch, die Kurfürsten am Rhein zu nöthigen, ihm die Zölle, welche sie daselbst besaßen, abzutreten, mißlang. Allein der Pabst, Bonifaz der Achte, schlug ihm die Bestätigung seiner Wahl ab, foderte ihn sogar, als den Mörder seines Oberherrn vor seinen Richterstuhl, um sich wegen des angeschuldigten Königsmordes zu verantworten; und Albrecht war nicht im Stande dieses und die Feindseligkeiten einiger Kurfürsten wider ihn mit Nachdruck zu ahnden. Er gab sich vergebliche Mühe, Böhmen und Thüringen seinem Hause zu unterwerfen. In der Schweiz gehörten demselben schon sehr viele Ländereyen zu: er trachtete aber nach diesem ganzen Lande; darüber kam es zu einem Bündnisse, welches

(*) Er that nachher dem Erzbischoffe Gerhard noch so große und mannichfaltige Versprechen, daß er sie unmöglich alle erfüllen konnte.

welches im Jahr 1307. zuerst die schweizerischen Waldorte, **Uri**, **Schwitz** und **Unterwalden** zur Erhaltung ihrer Freyheit schlossen, und welches bald zu einer solchen Stärke gedieh, daß dadurch nach und nach nicht allein das Haus Oesterreich seine Besitzungen in diesem Lande einbüßte, sondern auch dasselbe sich der Oberherrschaft des deutschen Reichs völlig entzog. Endlich schöpfte selbst sein Vetter Johann, ein rascher Jüngling, den Argwohn gegen ihn, daß er ihn seines väterlichen Landesantheils berauben wollte, verschwor sich mit Andern, und ermordete ihn öffentlich. — Nun kam ein Kaiser auf den Thron, Heinrich der Siebente, geborner **Graf von Luxemburg** (reg. vom Jahr 1308 — 1313.), der sich entschloß, die Rechte der Kaiser über Italien von neuem auszuüben, nachdem seit mehr als fünfzig Jahren keiner derselben in dieses Land gekommen, und mithin auch daselbst nicht geachtet worden war. Es fehlte ihm auch weder an Muth noch am Verstande zu dieser Unternehmung. Er war so gütig und großmüthig, daß, obgleich die beyden Parteyen der **Welfen** und **Gibellinen** noch immer ganz Italien theilten, wovon die erstern Feinde der Kaiser blieben, er doch selbst die Namen dieser Parteyen verabscheute, und ohne Unterschied Personen von jeder derselben begünstigte. Aber nach der ehrerbietigsten Aufnahme, die er dort gefunden hatte, brachen die Italier nach ihrer Gewohnheit in Empörungen aus; er mußte mit ihnen Krieg führen, selbst mit den Römern, um nur in ihrer Stadt gekrönt werden zu können; und da er eben im Begriff war, die Oberhand in Italien zu erlangen, nahm ihm ein italischer Geistlicher durch Gift das Leben. Deutschland hatte durch diesen Römerzug den Nachtheil, daß innerliche Unruhen und Fehden desto ungehinderter wüthen konnten.

III. Anstatt daß Heinrichs rühmlicher Versuch die deutschen Fürsten aufgemuntert hätte, die Rechte ihrer Kaiser und ihres Reichs auf Italien kräftiger zu unterstützen, als sie es bisher gethan hatten, ließen sie es vielmehr geschehen, daß ihr Vaterland

unter seinem Nachfolger länger als zwanzig Jahre von den Päbsten auf das äußerste zerrüttet, und ihr Kaiser so muthwillig gemißhandelt wurde, daß ihre eigene Würde viel dadurch leiden mußte. Noch dazu durften die Päbste dieser Zeit den Deutschen, ohngeachtet aller alten Vorurtheile, weniger furchtbar seyn als sonst, weil sie nun seit dem Jahre 130[illegible]. zu Avignon im heutigen Frankreich ihren Sitz aufgeschlagen hatten, und dadurch zu Rom selbst verächtlich geworden waren. Aber außerdem, daß die deutschen Reichsstände aus Eifersucht und einander entgegenstehenden Absichten immer uneins waren, sorgten sie auch mehr für ihre Vergrößerung, als für die derselben gefährliche Hoheit der Kaiser. Nach Heinrichs Tode also wählte ein Theil der Kurfürsten, Ludwigen, Herzog von Bayern (*); der andere den Herzog von Oesterreich, Friedrich. Ein siebenjähriger Krieg war die Folge dieser zwiespältigen Wahl, bis Ludwig seinen Mitwerber um den Thron überwand und gefangen nahm. In der Schlacht, welche den Ausschlag gab, that einer von Ludwigs Feldherren, oder, wie man damals sprach, Hauptleuten, Seyfried Schweppermann, ein pfälzischer Ritter, vorzüglich gute Dienste. Als daher die Ueberwinder nach der Schlacht nichts als Eyer zu essen fanden, befahl der Kaiser, daß jeder im Heere eins, aber der fromme (das heißt, nach der damaligen Bedeutung, tapfere) Schweppermann zwey bekommen sollte: Worte, die man dem Ritter zu Ehren sogar in seine Grabschrift gesetzt hat. Ludwig ward also nunmehr das einzige Oberhaupt des deutschen Reichs. Da er aber in Italien die kaiserliche Partey gegen den Pabst Johannes XXII. unterstützte, befahl ihm dieser in einem Schreiben, worin wieder ein völliges System der damaligen römischen Grundsätze zu finden ist, mit den übertriebensten Ausdrücken, die

ohne

(*) Reg. mit Friedrich dem Schönen v. J. 1313 — 1330; allein v. 1330 — 1346; mit Karl dem Vierten bis 1347.

ohne seine Genehmigung angenommene Würde mit all ihren Verrichtungen innerhalb drey Monaten niederzulegen, und sie nur auf seinen Befehl wieder anzunehmen. Dieser Anmaßung begegnete Ludwig mit gebührendem Muthe und Verachtung. Hierauf belegte ihn der Pabst mit dem Banne, erklärte ihn des Reichs verlustig, und untersagte allen Deutschen, ihm zu gehorchen. Ludwig suchte, anstatt auf diese Aussprüche zu achten, nur die Freundschaft der deutschen Fürsten zu gewinnen. Er ließ seinen ehemaligen Gegner Friedrich los; er nahm ihn sogar, um die Partey desselben zu besänftigen, auf eine edle Art in die völlige Gemeinschaft der Regierung auf; so daß beyde einander Brüder nennen, einerley Ehre und Gewalt in Deutschland und Italien genießen sollten. Allein der Pabst wollte keinen von beyden als Kaiser erkennen; und als Ludwig wegen der kaiserlichen Krönung nach Rom zog, weigerten sich die meisten deutschen Fürsten, ihn mit bewaffneten Haufen dahin zu begleiten, weil es wider den Willen des Pabstes geschähe. Nichts desto weniger ließ sich Ludwig daselbst die Kaiserkrone aufsetzen, und einen neuen Pabst wählen; er handelte auch sonst als Oberherr in Italien. Schon früher hatten einige gelehrte Deutsche, Aengländer und Italier, und darunter auch Geistliche, für den Kaiser wider den Pabst geschrieben, und überhaupt bewiesen, daß der Pabst kein Herr über die Reiche der Welt, und die weltliche Macht von der geistlichen nicht abhängig sey: eine Wahrheit, die Vielen der damals so unwissenden Deutschen neu war, und doch so alt ist, als das Christenthum. Ludwig nahm diese Gelehrten in seinen Schutz, und einer von ihnen, Wilhelm von Occam, ein änglischer Mönch, sagte daher zuversichtlich zu dem Kaiser, er möchte ihn mit seinem Schwerdte eben sowohl vertheidigen, als wie er ihn mit seiner Feder vertheidigen würde.

IV. Endlich aber ermüdete doch Ludwigs Standhaftigkeit. Nachdem er so viele unruhige Jahre durchlebt, und Alles gethan hatte, was ihm zur Erhaltung

seines Ansehens möglich war, fand er, daß sein Zustand zu schlimm für alle Hülfsmittel sey. Die Päbste verfolgten ihn mit unerbittlichem Hasse; sie wiederholten die Bannflüche wider ihn, arbeiteten an der Wahl eines neuen Kaisers, und gebrauchten selbst die so schreckliche Strafe des Interdicts, das heißt, das Verbot, keinen öffentlichen Gottesdienst in dem Lande eines vom Kirchenbanne Getroffenen zu halten. Von Zeit zu Zeit standen unter den deutschen Reichsfürsten neue Feinde von Ludwigen auf, die sich mit den Päbsten vereinigten und ihn bekriegten. Die Geistlichkeit gehorchte an vielen Orten dem Pabste in Ansehung des untersagten Gottesdienstes; und Ludwig durfte es wegen des ängstlich abergläubischen Volks nicht wagen, Alle diejenigen zu bestrafen, die es thaten. Auch hatte er Italien mit einem merklichen Verluste seines dortigen Ansehens verlassen müssen, weil ausser dem gewöhnlichen Betragen der Italier gegen die Kaiser, selbst die Großen von seiner Partey in diesem Lande, mehr die Herrschaft über ansehnliche Städte, wie Mailand und viele andere waren, zu behaupten, als ihm getreu zu seyn, bedacht waren. In dieser Verwirrung erbot sich Ludwig öfters, unter sehr erniedrigenden Bedingungen, zur Aussöhnung mit den Päbsten; aber Alles vergebens. Er brachte es zwar so weit, daß die deutschen Fürsten einmüthig auf einem Reichstage einen herzhaften Schritt zur Rettung seiner und ihrer Rechte gegen den Pabst thaten. Die Kurfürsten, deren Wahlrecht durch denselben so viel gelitten hatte, verbanden sich i. J. 1338. zuerst eidlich mit einander, daß, weil das heilige römische Reich und sie bisher an ihren Ehren und Freyheiten angegriffen und beleidigt worden wären, sie sich entschlossen hätten, solche gegen Jedermann zu handhaben, zu beschirmen, und hierin Alle für Einen, und Einer für Alle zu stehen, ohne sich durch Ausflüchte, welche die geistliche Macht reichlich anbot, von dieser Pflicht abziehen zu lassen. Diese Verbindung heißt die erste Kurverein. Gleich darauf beschlossen sie mit allen übrigen Reichsständen (zu denen seit einiger

Zeit

Zeit auch die Reichsstädte gerechnet wurden), daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß nach alten Rechten und Gewohnheiten ein von allen oder von den meisten Kurfürsten erwählter Kaiser oder König, alsbald vermöge der bloßen Wahl, für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sey, und sich dieser Würde vollkommen bedienen könne, ohne daß er die päbstliche oder eine andere Bestätigung dazu nöthig hätte. Zugleich wurde das zeitherige unrechtmäßige Interdict aufgehoben. Die Reichsstände überschickten diesen Schluß an den Pabst; und es war nichts mehr übrig zu thun, als einstimmige Beharrlichkeit bey solchen Gesinnungen. Denn die Päbste hatten erst vor Kurzem versucht, einen König von Frankreich eben so unverantwortlich zu mißhandeln, als sie es schon mehrmals mit den deutschen Kaisern, die doch die ansehnlichsten Fürsten von Europa waren, mit so leichtem Erfolge gethan hatten. Aber jener Versuch war vielmehr zur Beschimpfung und Demüthigung der Päbste ausgeschlagen, weil nicht allein der französische König selbst ein muthiger Herr war, sondern auch seine Reichsstände ihm nachdrücklich beystanden. In Deutschland hingegen nahm die Sache gar bald wieder ihren alten Gang. Da Ludwig insonderheit durch eine unvorsichtige und eigennützige Handlung (*) mächtige Reichsfürsten zum Mißvergnügen wider sich reizte, drang endlich der Pabst (ohngeachtet sich der Kaiser aus Friedensliebe mehr als jemals vor ihm demüthigte) bey einigen Kurfürsten durch, daß sie Karln, Markgrafen von Mähren, einen Sohn des Königs von Böhmen, zum Kaiser wählten. Man sah sogar ziemlich geduldig zu, als der

(*) Er hatte nämlich, durch falsche Grundsätze geleitet, eine Ehescheidung zwischen dem böhmischen Prinzen Joh. Heinrich und der kärntischen Prinzessinn Margrethe aus kaiserlicher Macht erkannt, und sogar Dispensation ertheilt, damit sein eigener Sohn Ludwig die geschiedene Margrethe ehlichen und dadurch Tirol an sein Haus bringen könnte.

der Pabst den Kurfürsten Heinrich von Mainz, weil er von einer neuen Wahl nichts wissen wollte, absetzte, und sein Erzbisthum dem Grafen Gerlach von Nassau, einem jungen Herrn von zwanzig Jahren gab, der desto gefälliger war. Unterdessen behielt doch Ludwig bis an seinen Tod in Deutschland die Oberhand. Man muß die Deutschen seiner Zeit bedauern, daß sie von den trefflichen Gaben und Einsichten dieses Fürsten so wenig Nutzen gezogen, daß sie ihn zuletzt sogar genöthigt haben, wider seine bessern Grundsätze in Ansehung der geistlichen Macht zu verfahren.

V. Karl, der erst zwey Jahre nach Ludwigs Tode zum ruhigen Besitze des deutschen Reichs gelangte (*), hatte zwar den Geist und die Gesinnungen desselben nicht; doch ist er ein sehr merkwürdiger Fürst in der deutschen Geschichte, wo er Kaiser Karl der Vierte heißt. Weit mächtiger als sein Vorgänger, indem er Böhmen, Mähren, beynahe ganz Schlesien, und die jetzige Oberlausitz besaß; in einem so guten Vernehmen mit den Päbsten, als Ludwig es nie gekonnt hatte; wurde er überdies durch eine fast dreyssigjährige Dauer seiner Regierung (**), durch wirkliche Fähigkeit, sie bestens zu verwalten, durch Lebhaftigkeit und Tapferkeit in den Stand gesetzt, viel Rühmliches und Großes für Deutschland auszuführen. Auch war er fast der gelehrteste Fürst seiner Zeit, und besonders, ausser der lateinischen, in mehrern europäischen Sprachen wohlgeübt, witzig und beredt. Dennoch aber hat er für eine solche Erwartung in Deutsch-

(*) Er war erst im Streite mit Günthern v. Schwarzburg von 1347 — 49. und regierte sodann allein von 1349 — 78.

(**) In den ersten Jahren derselben ward Deutschland mit mancherley Elend heimgesucht. Nach Mißwachs und Theurung, nach einem heftigen, zerstörenden Erdbeben, kam die Pest i. J. 1349. aus Italien in Deutschland, und raffte fast einen Drittheil aller Einwohner hinweg. So starben zu Lübeck in einem Jahre 90000, und

Deutschland überhaupt nur wenig, in seinem väterlichen Reiche Böhmen aber desto mehr Vortreffliches gestiftet. Freylich konnte er als König von Böhmen seine Anstalten ohne beschwerliche Einschränkungen treffen; da er hingegen in dem übrigen eigentlichen deutschen Reiche zu allen wichtigen Angelegenheiten die Einwilligung der Reichsstände brauchte, die er bald nicht verlangte, bald nicht erhalten konnte. Nächstdem hatte er sich zum Voraus gleichsam die Hände durch den Pabst binden lassen, um vornehmlich in Italien niemals ein beträchtliches Ansehen erlangen zu können. Er war recht eigentlich ein Kaiser, den der Pabst den Deutschen gab: und hatte daher diesem vorläufig durch einen Eid versprechen müssen, alle Handlungen und Verordnungen seines Vorgängers, die Italien betrafen, aufzuheben; den Päbsten alle Länder, welche sie an sich gezogen hatten, zu überlassen; vor seiner Krönung gar nicht nach Rom zu kommen, und, sobald dieselbe vollzogen worden, an eben demselben Tage mit seinen Kriegsvölkern sich aus dieser Hauptstadt, auch sogleich aus dem Kirchenstaate, wegzubegeben; niemals ohne Erlaubniß des Pabstes sich wieder daselbst einzufinden; und dergleichen mehr.

VI. Er zog also zwar nach Italien, wo man ihn wegen der überhandnehmenden Verwirrungen, die durch so viele eigenmächtig sich aufwerfende Regenten gestiftet wurden, sehnlich erwartete; selbst zu Rom, das

---

und zu Erfurt in einem halben Jahre über 12000 Menschen. Man beschuldigte die damals allgemein verhaßten Juden, daß sie durch Vergiftung der Brunnen und Häringe und sonst dies entsetzliche Sterben verursacht hätten. Es brach eine grausame, allgemeine Judenverfolgung aus, die besonders zu Basel, Straßburg, Mainz und Erfurt gegen die Unglücklichen gräßlich wüthete. Zu jenem Elende gesellte sich noch die fanatische Secte der Geißler und der fortgesetzte Unfug der Befehdungen. Kurz, Deutschland war in dem jämmerlichsten Zustande.

das während der fortdauernden Abwesenheit der Päbste in solche Unordnungen gerathen war, daß es eine Wohlthat für dasselbe war, sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen. Allein er verließ noch am Tage seiner Krönung heimlich Rom, und seine Rückreise nach Deutschland war völlig einer Flucht ähnlich. Wiewohl er gegründete Ursachen zum Argwohn gegen die Italier hatte, so machte ihm doch der größte Gelehrte, den Italien damals hatte, Petrarcha, den Vorwurf, daß er nicht das Herz eines Kaisers habe. Dieser Vorwurf wird durch das schüchterne, ja wahrhaft feige Betragen Karls in Italien, wodurch er die Majestät eines Kaisers herabwürdigte, vollkommen gerechtfertiget. Karl gieng zwar auf Verlangen des Pabstes noch einmal nach Rom, um diesem beyzustehen; richtete aber nichts für ihn aus, und schadete vielmehr in Italien dem deutschen Reiche. Er bestätigte den dortigen großen Städten für ansehnliche Geldsummen die Freyheit, deren sie sich angemaßt hatten, unter andern der Stadt Lucca. So entzog er auch in Deutschland selbst dem Reiche manche seiner Lehen, und versetzte sie unter die Lehnsherrschaft der Könige von Böhmen. Er verpfändete Reichsstädte an Fürsten, wodurch er eine Anzahl derselben in Schwaben nöthigte, zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit ein Bündniß mit einander einzugehen. Um seinem ältesten Sohne Wenzel die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu versichern, erkaufte er für ihn die Stimmen der Kurfürsten mit vielem Gelde, auch mit Oertern und Einkünften, die dem Reiche zugehörten. Den noch fehlenden Theil von Schlesien, die Niederlausitz, die Mark Brandenburg, ein Stück von der Oberpfalz, den Egerischen Bezirk und vieles Andere mehr wußte er an sein Haus zu bringen. Andere Kaiser, die nicht völlig so länderssüchtig, und darüber in keiner so unaufhörlichen Bewegung waren, als Karl, hatten weit größern Widerstand dabey gefunden. Aber er gebrauchte dazu gar keine Gewalt, sondern die friedlichsten Mittel und Kunstgriffe. Wegen dieses seines Betragens gegen Deutschland, nannte ihn der Kaiser Maximilian

der

der Erste den Stiefvater des deutschen Reichs. Aber für Böhmen war er allerdings ein wohlthätiger Vater. Dort munterte er die Wissenschaften kräftig auf, hauptsächlich durch die Universität zu Prag, die er nach dem Muster der Parisischen einrichten ließ; beförderte den Bergbau, die Handlung und Schiffahrt; er befestigte auch, welches in diesen Zeiten beynahe das Schwerste war, durch seine Gesetze, die öffentliche Sicherheit und Ordnung in diesem Reiche. Die Stadt Prag ward sehr erweitert, mit einer herrlichen Brücke die Moldau und vielen prächtigen Gebäuden verschönert. Das dortige Bisthum, das zeither unter Mainz stand, wurde zum Erzbisthum erhoben.

VII. Unterdessen hat ihm auch das deutsche Reich überhaupt ein sehr wichtiges und nützliches Gesetz zu danken, das noch unter den Grundgesetzen seiner Verfassung eine vorzügliche Stelle einnimmt. Obgleich die sieben geistlichen und weltlichen Erzbeamten des deutschen Reichs schon lange das ausschließende Recht vor den übrigen Fürsten besaßen, einen deutschen Kaiser zu wählen, so waren doch bisher bey der Ausübung dieses Rechts viele Streitigkeiten entstanden. Denn da manche Häuser der weltlichen Reichserzbeamten, oder Kurfürsten, sich in mehrere Zweige oder Linien getheilt hatten; so wollten alle Prinzen dieser Linien Antheil an jener Wahl nehmen, nahmen ihn öfters wirklich, und verursachten dadurch, außer der Uneinigkeit in ihren Häusern, auch zwiespältige Wahlen, Parteyen und Unruhen im deutschen Reiche. Diesen und andern Zwistigkeiten wurde nunmehr durch die Verordnung vorgebeugt, daß künftig nur derjenige seine Stimme als Kurfürst bey der Kaiserwahl ablegen sollte, der die eigentlichen Kurlande, auf welche sie gegründet wurden (also das Königreich Böheim, die Pfalz am Rhein, das Herzogthum Sachsen, im sogenannten Kurkreise, und die Mark Brandenburg), wirklich besitzen würde; daß diese Kurlande niemals getheilt werden, und immer auf den erstgebohrnen Prinzen fallen sollten. Zugleich wurden auch die übrigen Rechte und Vorzüge der

Kurfürsten in diesem Gesetze bestätigt oder erweitert. Von diesen sind unter andern folgende ausdrücklich genannt worden: daß ihre Unterthanen vor kein fremdes Gericht gezogen, und von den Aussprüchen ihrer Gerichte an Niemanden, als an den Kaiser, Berufungen Statt finden sollten; auch dieses nur alsdann, wenn Jemand über versagte Gerechtigkeit klagen könne; daß die Kurfürsten befugt seyn sollten, in ihren Ländern Bergwerke anzubauen, Juden aufzunehmen, Zölle, die sie bereits inne hätten, zu heben, goldene und silberne Münzen zu schlagen, auch von Jedermann Länder, Schlösser und andere Güter zu kaufen. Jeder Angriff auf sie sollte als ein Majestätsverbrechen angesehen und bestraft werden. Weiter wurde umständlich vorgeschrieben, wie die Wahl (oder Küre, wie man damals sprach) eines römischen Königs zu Frankfurt am Main vollzogen, die Krönung desselben zu Aachen vorgenommen, und sein erstes Hoflager zu Nürnberg gehalten werden, auch wie die sämmtlichen Kurfürsten ihre Erzämter dabey verrichten sollten. Seit diesen mit Einwilligung der Kurfürsten getroffenen Einrichtungen, ist erst dieser ihr Name recht üblich, und ihre Würde glänzender geworden. Noch wurde zwar in eben diesem Gesetze Verschiedenes untersagt, wodurch bisher die Befehdungen erleichtert und vervielfältigt worden waren. Aber dieses eingewurzelte Uebel einer bewaffneten Selbsthülfe, die jeder Mächtige unternahm, ganz auszurotten, das konnten der Kaiser und die Reichsstände noch nicht. Dieses berühmte i. J. 1356. theils zu Nürnberg, theils zu Metz verfaßte Reichsgrundgesetz nun, in welchem alles Angeführte enthalten ist, heißt die goldene Bulle, von dem herabhängenden goldenen Siegel, mit welchem es bey seiner schriftlichen Ausfertigung versehen wurde. So bekam es ein jeder Kurfürst, und nachmals auch die Reichsstadt Frankfurt am Main, deren Exemplar noch das bekannteste ist. Das Siegel an derselben besteht aus einem doppelten runden mit Wachs ausgegossenen Goldbleche, welches auf der einen Seite den auf seinem Throne sitzenden Kaiser, auf der andern die Stadt abbildet.

VIII. Während der Regierung dieses Kaisers erfand, nach einer alten ziemlich allgemeinen Erzählung (*), Berthold Schwarz, ein Franciscanermönch zu Freyburg im Brisgau, einem Theile von Schwaben, das Schießpulver. Man war zwar bereits vor ihm auf eine solche Vermischung des Salpeters mit Schwefel und Kohlen, woraus eben das Schießpulver zusammengesetzt ist, gefallen. Aber diese Erfindung war theils so wenig bekannt geworden, daß man sie gar wohl von neuem machen konnte; theils hatte man sie auf das Kriegswesen noch gar nicht angewandt. Man erzählt, daß Schwarz, der ein Scheidekünstler war, einst die zum Pulver gehörigen Materien, Schwefel und Salpeter, in einem Mörser gestampft, und darauf mit einem Steine zugedeckt habe; ein Funke aber, der durch eine gelassene Oeffnung in den Mörser gesprungen, habe die Materie angezündet, wodurch der Stein auf eine ziemliche Höhe empor geworfen worden sey. Eine solche Wirkung konnte zuerst zum Gebrauch des Pulvers beym Geschütze führen. Die erstaunliche Kraft, die es äußerte, sobald es entzündet worden, mit ungemeiner Schnelligkeit die schwersten Körper abzuschießen, andere durchzubrechen und zu sprengen, wurde bald im Kriege fürchterlich. Man schmiedete von Eisen, und goß nachmals von Metall, sogenannte Donnerbüchsen oder Bombarden, aus welchen mit Hülfe des Pulvers steinerne Kugeln von fünfzig, siebzig, bis hundert und zwanzig Pfunden abgeschossen wurden. Aber diese ungeheuren und ungeschickten Maschinen, die überaus schwer fortzubringen und zu behandeln waren, thaten eben deswegen bey den Belagerungen der Städte, zu welchen man sie gebrauchte, noch keine beträchtlichen Dienste. Als aber

(*) Die Aengländer eignen diese Erfindung einem ihrer Landsleute zu; einige Deutsche einem andern Deutschen, Konstantin Antlitzen. Es ist wahrscheinlich, daß von den Sinesern das Schießpulver zuerst erfunden und von diesen zu andern Völkern gekommen sey.

aber die Franzosen gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts leichteres metallenes Geschütz, welches sie Canonen nannten (das heißt, große Schießröhre, so wie Cane bey ihnen ein kleines Rohr anzeigt), zu gießen anfiengen, wurden diese nicht allein sehr schnell durch Pferde fortgezogen, da jene schwerfälligen Stücke nur überaus langsam durch Ochsen fortgeschleppt werden konnten; man wandte sie auch bequemer in Schlachten an; ihre kleinere Mündung machte sie stärker als jene; sie konnten überdies eine größere Ladung von besserm Pulver aushalten, als sonst; und eiserne Kugeln von vierzig bis sechzig Pfunden wurden in eine geschwindere Bewegung gebracht, erhielten also auch mehr Kraft, als man vorher durch die größten Steine hatte erlangen können. Anfänglich wurde auch das Schießpulver so fein wie Mehl und Staub zubereitet; aber mit dem sechszehnten Jahrhunderte bemerkte man erst, daß seine Stärke durch die Körnung viel gewinne, indem das Feuer zwischen den Körnern einen freyern Durchgang bekomme; und man hat sich daher seitdem dieser allein bedient.

IX. Dieses neue Zerstörungsmittel des menschlichen Geschlechts, furchtbarer als alle vorhergehende, veränderte nach und nach den ganzen Zustand der Kriegskunst. Seitdem die Kugel, vom Pulver in so weiter Entfernung fortgetragen, den tapfersten Mann eben sowohl ohne Gegenwehr niederwirft, als den feigherzigsten, ist Tapferkeit im Kriege nicht mehr allein entscheidend. Die Menge, die Güte, die Stellung und fertige Bedienung des Geschützes ist es weit mehr und öfterer. Anstatt daß der Muth, die Erfahrung und Kriegszucht der Fechtenden in ältern Zeiten selbst dem kleinern Haufen unfehlbar die Oberhand verschaffte, ist seitdem das Kriegsheer eine Maschine in den Händen der Feldherren geworden, von deren klugen Lage und Bewegung der Sieg abhängt. Nachdem man die Wirkung des Geschützes immer höher gebracht hat, ist auch keine Festung mehr unbezwinglich, und keine Belagerung von sehr langer Dauer,

wenn

wenn nicht Fehler oder unerwartete Hindernisse dazwischen kommen. Auf der andern Seite sind die Europäer nicht dafür besorgt gewesen, nachdem sie durch das Schießpulver den Angriff auf die Fechtenden in Schlachten ungemein verstärkt haben, auch ihre Bedeckung und Schutzwehre dagegen zu vermehren. Sie stellen dieselben einem so mörderischen Feuer beynahe ganz bloß entgegen, da doch die Soldaten der ältern Zeiten gegen einen weit weniger unwiderstehlichen Angriff durch ihre Rüstungen ungleich besser verwahrt gewesen sind. Daher verliert oft der Sieger mehr Menschen, als der Ueberwundene, welches in den frühern Jahrhunderten kaum möglich war. Die Kriege werden auch dadurch langwieriger, und erschöpfen ganze Reiche desto mehr. So merkwürdig und wichtig also an sich die Erfindung des Schießpulvers ist; so vielerley unschädlichen, auch sogar belustigenden Gebrauchs dasselbe fähig ist: so kann man doch immer zweifeln, ob es dem menschlichen Geschlechte mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht habe.

X. Aber indessen daß ein deutscher Mönch in einem Zeitalter, das eben nicht vortheilhaft für die Erhaltung der Menschen dachte und handelte, ein neues Mittel ihrer Zerstörung ausfindig machte, empfieng die Gelehrsamkeit von seinem Stande, und von der übrigen Geistlichkeit in Deutschland, gar keine wichtigen Geschenke. Sie blieb vielmehr in der armseligen Mittelmäßigkeit, in der sie seit Jahrhunderten gewesen war. Die sogenannte scholastische Spitzfindigkeit und Streitsucht, welche sich aus Frankreich, Italien und Aengland auch über die deutschen Geistlichen verbreitet hatte, war vielmehr ein neues Hinderniß der wahren und gemeinnützlichen Gelehrsamkeit. Außer dem Eifer, mit welchem das römische und das päbstliche oder canonische Recht betrieben wurde, und außer dem Fleiße einiger historischen Sammler, sieht man in den ersten hundert Jahren seit dem Kaiser Rudolf in Deutschland nur vergebliche Bemühungen, erbaulich oder scharfsinnig über die Religionswissenschaft

zu schreiben. Doch muß man Johann Taulern, einen Dominikanermönch zu Straßburg, unter die rechnen, welche es verstanden, das Christenthum rein, faßlich und rührend vorzutragen; wie wir noch aus seinen Predigten sehen. Eine andere Seltenheit im vierzehnten Jahrhunderte war Heinrich von Hessen, ein Lehrer der Theologie zu Wien, der die mathematischen Wissenschaften, besonders die Sternkunde, in Deutschland zuerst eingeführt hat. Hingegen verstummte mit dem gedachten Jahrhunderte der liebliche Gesang der Minnesinger. Das kaiserliche schwäbische Haus, und andere fürstl. Geschlechter in Deutschland, unter deren Schutze und aus deren Mitte sogar sie hervorkamen, waren großentheils erloschen. Es kamen andere Lustbarkeiten statt der dichterischen an die Höfe. Auch die Erlernung der fremden Sprachen, auf die man sich jetzt zu legen anfieng, scheint der vaterländischen Dichtkunst einigen Abbruch gethan zu haben. Gänzlich wurde sie zwar nicht vernachläßigt; aber es waren nicht mehr Witz, feine Empfindungen und Wohlklang, sondern gemeine Gedanken in schlechte Reime gezwungen, was man deutsche Gedichte nannte.

XI. Das Einzige, was in diesem Jahrhunderte ein ausnehmendes Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit für die Deutschen werden konnte, waren die Universitäten, welche in ihrem Vaterlande aufkamen. Sie hatten zwar seit mehrern Jahrhunderten bischöfliche und Klosterschulen genug, in welchen die sogenannten freyen Künste und die Anfangsgründe der Philosophie eigentlich für künftige Geistliche gelehrt wurden. In andern Wissenschaften, die ohnedem alle nur dem Namen nach vorhanden waren, wurde nicht allein kein Unterricht gegeben, sondern der übrige Theil der Nation glaubte auch desselben leicht entbehren zu können. Nicht besser gieng es in den auswärtigen Ländern, bis daselbst nach und nach Rechtsgelehrsamkeit und Arzneywissenschaft ihre eigenen Schulen bekamen, einige treffliche Köpfe mit eigenen Kräften zu philosophiren anfiengen, und dieser Untersuchungsgeist auch auf die

Religionswissenschaft oder Theologie, wenigstens auf das äußerliche Gebäude und die Gestalt derselben, angewandt wurde. Da sich im zwölften Jahrhunderte, und gegen den Anfang des dreyzehnten, mehrere solche geschickte Männer von so mancherley Kenntnissen zu **Paris** beysammen fanden: so gab dieses Gelegenheit, daß daraus eine **Gesellschaft von Lehrern in allen Wissenschaften und Künsten** entstand, die eine zahlreiche Menge von Lernenden dahin zog. Man nannte dieses im Latein dieser Zeiten eine **Universität**, das heißt, eine große Schule, oder einen Ort des Unterrichts in allen gelehrten Kenntnissen und Künsten. Da diese Anstalt so bequem und gemeinnützig war, auch die alten Schulen der Geistlichen ohnedem in Verfall gerathen waren; so ahmte man diese neuern, von einem so allgemeinen Umfange, gar bald in Aengland, Italien und Spanien nach. Länger währte es, bis das unaufhörlich streitbare, und besonders im dreyzehnten Jahrhunderte so sehr beunruhigte Deutschland Universitäten bey sich entstehen sah. Friedrich der Zweyte machte einen solchen Versuch zu Wien, der aber nicht zur völligen Reife kam. Bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts also reisten die Deutschen häufig auf die Universitäten zu **Paris** und **Bologna**, wo ihnen auch ansehnliche Vorrechte zugestanden wurden. Aber um die gedachte Zeit, im Jahr 1348. errichtete Karl der Vierte die **erste deutsche hohe Schule** zu **Prag**. Sie bekam innerhalb 40 Jahren mehrere Schwestern, nämlich zu **Wien**, **Heidelberg**, **Köln** und **Erfurt**. Aus diesen Anstalten erfolgte wenistens der Nutzen, daß die Deutschen in ihrem Vaterlande selbst von mehrern Wissenschaften und Künsten einige Begriffe leicht erlangen konnten; auch überdies, daß sich die Liebe zur Gelehrsamkeit, neben der Geistlichkeit, noch unter den übrigen Ständen der Nation etwas verbreitete. Aber freylich befand sich die Gelehrsamkeit in einem solchen Zustande, daß die Lehrer jener hohen Schulen gar oft diesen Namen, wegen ihrer dürftigen und mangelhaften Kenntnisse, oder wegen ihrer unnützen Grübeleyen, oder wegen ihres geistlosen Geschwätzes, gar

nicht verdienten, sondern ganz dazu gemacht schienen, um den geraden Menschenverstand zu verkrüppeln, und die Köpfe junger Leute mit Fratzen und Albernheiten anzufüllen. An edler Freyheit zu denken, zu prüfen, zu lehren und zu schreiben, fehlte es ihnen ganz und gar; und doch hätten sie sich und die Wissenschaften ganz selbst dadurch allein in Kurzem sehr erheben können. Die Päbste, welche zur völligen Ausbildung dieser gelehrten Gesellschaften am Meisten beygetragen hatten, zogen sie auch ganz unter ihre Gewalt, und betrachteten sie als Geistliche, die in ihren Diensten stünden. Sie allein ertheilten den Fürsten die Erlaubniß zur Anlegung der Universitäten, beschenkten sie auch mit vielen Freyheiten und Vorzügen.

XII. Allein wenn gleich die Deutschen zu dieser Zeit in den Wissenschaften noch von mehrern Nationen übertroffen wurden, so hatten sie es dagegen mit der ungemein ausgebreiteten, trefflich eingerichteten und sehr vortheilhaften **Handelschaft** ungleich weiter als die meisten übrigen gebracht. Ihr Handlungsbündniß, die **deutsche Hanse**, welches um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts entsprungen war, hatte jetzt bereits seine eigentliche Größe erreicht; sein Ansehen und Glück aber stiegen noch immer höher, bis in die ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts. Nachdem **Lübeck** und **Hamburg** den Grund zu diesem Bunde gelegt hatten, wurden nach und nach **fünf und achtzig Städte**, jene beyde dazu gerechnet, Mitglieder desselben. Man theilte dieselben in **vier Klassen**, davon jede ihre **Hauptstadt**, oder **Quartierstadt** hatte. In der **ersten**, zu welcher die wendischen, überwendischen und pommerschen Städte gehörten, hatte **Lübeck** diesen Rang; in der **zweyten**, welche die klevischen, märkischen, westfälischen, geldrischen und oberyssel'schen Städte in sich faßte, **Köln**; in der **dritten**, **Braunschweig** mit den sächsischen; und in der **vierten**, **Danzig** mit den preußischen und liefländischen Städten. Längst der Ostsee nahmen **Wismar**, **Rostock**, **Stralsund**, **Greifswald**, **Anclam**, **Stettin**, **Kolberg**, **Stolpe**,

Stolpe, Danzig, Elbing und Königsberg an der Hanſe Antheil. Von den übrigen verbundenen Städten waren Hamburg, Bremen, Magdeburg, Lüneburg, Kiel, Goslar, Helmſtädt, Hannover, Hildesheim, Göttingen, Halberſtadt, Halle, Quedlinburg, Stendal, Berlin, Frankfurt an der Oder, im jetzigen Ober- und Niederſachſen; Osnabrück, Lemgo, Münſter, Paderborn, Duisburg und Weſel in Weſtfalen; Gröningen, Nimwegen, Utrecht, Dordrecht und Amſterdam in den Niederlanden; Thorn, Riga und Dörpt in Preußen und Liefland, einige der berühmteſten. Selbſt bis in Norwegen, Schweden und Polen gab es hanſiſche Städte. Alle waren auf das genaueſte mit einander vereinigt; ſie hielten von Zeit zu Zeit ihre allgemeinen Verſammlungen oder Hanſetage, meiſtentheils zu Lübeck, welches zugleich das Oberhaupt der Hanſe, und auch aller deutſchen Seeſtädte war. Die Geſetze und Einrichtungen, welche ſie zur Vergrößerung ihres Anſehens und ihrer Handlung beobachteten, waren ſehr wohl ausgedacht; wiewohl auch nicht geläugnet werden kann, daß ſie ſich der Trägheit, Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit vieler andern Nationen in kaufmänniſchen Geſchäfften, zu ihrem Nutzen ſchlau zu bedienen gewußt haben. Oft ſtellten ſie Kriegsvölker zu ihrer Vertheidigung ins Feld, welche ſelbſt von Fürſten und Grafen für eine anſehnliche Belohnung angeführt wurden. Auf ihren Flotten aber von Kriegsſchiffen, die ſo oft in der Oſtſee und Nordſee erſchienen, waren Bürgermeiſter oder Rathsherren, beſonders von Lübeck, die Befehlshaber.

XIII. Schon am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts fieng die Hanſe an, die meiſten europäiſchen Länder gegen Morgen, Mitternacht und Abend mit ihrem gewaltigen Handlungsentwurfe zu umſpannen; und nach und nach kam es dahin, daß in Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Norwegen, Aengland und in den Niederlanden kaum eine andere Handlung getrieben wurde, als von der Hanſe. Die Einwohner dieſer

Länder waren froh, daß man ihnen vielerley, zum Theil der gemeinsten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, zuführte. Sie erlaubten es daher gern den hansischen Städten, ihre wichtigen natürlichen Erzeugnisse auszuführen, von denen ihnen nachmals manche, wenn sie erst verarbeitet und veredelt worden waren, wieder zu hohen Preißen verkauft wurden. Ganze Schiffsladungen von Kleidungsstücken und Eßwaaren giengen in die Länder an der Ostsee und Nordsee; dagegen aber wurde Eisen, Kupfer, Pelzwerk, Wolle, Leinsamen, Korn, Wachs und vieles Andere zurückgebracht. Die Hanse errichtete insonderheit vier Hauptniederlagen, welche eben so viele Stützen ihres herrschenden Handels in den gedachten Ländern wurden: zu London in Aengland; zu Brügge in Flandern; zu Bergen in Norwegen, und zu Nowgorod oder Naugard in Rußland. Die auswärtigen Fürsten ertheilten diesen kaufmännischen Bundesgenossen viele Freyheiten und Vorrechte, obgleich ihre eigene Unterthanen im Grunde darunter litten. Wahr ist es freylich, daß die Hanse in mehrere dieser Länder, vorzüglich in die mitternächtigen, allerhand Kenntnisse und künstliche Arbeiten zuerst gebracht hat; wodurch allmählig auch dort nützlicher Fleiß, Anstrengung von Geisteskräften und Nacheiferung rege geworden sind. Der Reichthum und das Ansehen dieses Handelsbündnisses stiegen sehr schnell empor. Es stiftete insonderheit die erste deutsche Seemacht, dergleichen seitdem nicht wieder zu Stande gekommen ist; und überhaupt sah man an dem Beyspiele desselben, wie vortrefflich Deutschland zur Handlung mit dem übrigen Europa gelegen und geschickt sey. Auch hatte sich dieser mächtige Städtebund, diese Art von Freystaate, der seines gleichen sonst in der Geschichte nicht hat, zwar unter dem Schutze der Kaiser und einiger Fürsten, aber eigentlich ohne Beyhülfe derselben, durch seine Kräfte selbst, von vielen Fürsten in und außerhalb Deutschland gehindert und bestritten, so hoch erhoben. So gewaltig konnten die Vortheile der Handelschaft machen, zumal in einem Zeitalter, wo nur sehr wenige Nationen dieselben verstanden. Die Hanse

wurde

wurde daher auch den ansehnlichsten Reichen furchtbar. Sie war zuweilen Schweden, Dänemark, und Norwegen zugleich durch ihre kriegerische Seemacht überlegen. Insonderheit erschütterte sie Dänemark mehrmals, und eroberte einen großen Theil davon. Noch im sechszehnten Jahrhunderte half sie einem schwedischen Großen, der sich nach Lübeck geflüchtet hatte, auf den Thron seines Vaterlandes; aber mißvergnügt über sein nachmaliges Betragen, drohte sie, ihn wieder von demselben zu stürzen. Obgleich die hansischen Städte theils dem Kaiser und dem deutschen Reiche unmittelbar, theils einigen Fürsten unterworfen waren, handelten sie doch in Allem, was ihre Kaufmannsvortheile betraf, unabhängig, und sogar wider die Befehle ihrer Oberherren.

XIV. In den mehr mittägigen Gegenden von Deutschland, besonders am Rhein, in Franken und Schwaben, wurde zwar im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Handelschaft nicht mit so mächtig verbundenen Händen geführt, als im mitternächtlichen Deutschland. Doch befand sie sich auch dort in einem ziemlich blühenden Zustande. **Maynz, Frankfurt am Mayn, Worms, Speyer, Straßburg, Augsburg, Kostnitz, Nürnberg,** und so viele andere Reichsstädte jener Gegenden, trieben sie, vornehmlich nach Italien und den Niederlanden, zwischen welchen Ländern sie in der Mitte lagen, eine Zeit lang unter gleichen Beunruhigungen der Edelleute und selbst mancher Fürsten, wie anderwärts. Sie vereinigten sich daher ebenfalls gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einen **Bund von mehr als siebenzig Städten,** um ihre ungestörte Sicherheit selbst mit gewaffneter Hand, wenn es nöthig wäre, zu vertheidigen. Der Kaiser Wenzel, welcher damals regierte (*), Karls des Vier-

(*) Erst allein v. J. 1378 — 1400; dann im Streite mit Ruprecht von der Pfalz v. 1400 — 1410., und mit Sigismund und Jobst von Mähren v. 1410 — 11.

Vierten Sohn und Nachfolger, hatte dieses Bündniß zum Theil selbst veranlaßt, weil er es der Macht einiger Fürsten entgegenzusetzen gedachte. Als sich aber diese gleichfalls unter einander wider die Städte verbanden, und die letztern in dem darüber entstandenen Kriege überwunden wurden, verließ der Kaiser die Partey der Städte, so daß auch ihr Bund darüber zu Grunde gieng. Wenzel selbst hat in der Geschichte einen abscheulichen Ruf. Er wird mit allem Rechte beschuldigt, daß er ein träger und sorgloser Fürst, der Wohllust und Grausamkeit (*) ergeben, dem deutschen Reiche und dem gemeinen Besten sehr schädlich gewesen sey. Wirklich entsetzten ihn auch die rheinischen Kurfürsten, das heißt, die drey geistlichen und der Kurfürst von der Pfalz, wegen dieser Beschwerden der Regierung, nachdem er dieselbe zwey und zwanzig Jahre lang unwürdig geführt hatte; und die übrigen Kurfürsten und Reichsstände entzogen sich auch nach und nach seiner Oberherrschaft. Selbst in seinem böhmischen Reiche war er mehr als einmal aus Mißvergnügen über sein Betragen, oder wegen einer persönlichen Feindschaft gegen ihn, gefangen gesetzt, und überhaupt verächtlich geworden. Hier werden sogleich die meisten Leser den Schluß machen, daß ein Fürst, der sich einen so allgemeinen Haß zugezogen hat, auch desselben würdig gewesen seyn müsse. Diese haben in der Hauptsache Recht; allein man muß auch gegen einen lasterhaften Fürsten billig seyn, und das Gute mitten unter den Fehlern nicht verkennen. Wenzel war aus guten und schlechten Eigenschaften zusammengesetzt. Seiner Fehler waren unstreitig mehr als des Guten, was er stiften konnte: aber andere Kaiser, und sein Vater insonderheit,

(*) Davon ist unter andern dieses ein Beweis, daß er einen der Rechtschaffensten und wahrhaft heiligen Mann, Johann von Nepomuk, blos deswegen, weil er das Beichtsigill nicht brechen und überhaupt seine Pflicht nicht verletzen wollte, erst mit seiner königlichen Henkershand marterte, und dann in die Moldau werfen ließ.

derheit, hatten sie zum Theil auch begangen; und er verlor den Thron nicht blos um dieser Vergehungen willen. Er hatte viel Verstand und nicht gemeine Einsichten; allein er liebte Ruhe und üppiges Vergnügen mehr, als die beschwerlichen Geschäffte der Staatsverwaltung. Wenn er grausame oder unbedachtsame Handlungen genug vorgenommen hat; so hat er doch auch nicht selten die Gerechtigkeit geübt. Er bezeigte sich ziemlich standhaft gegen die Päbste; wünschte eine Verbesserung der Religion, Kirche und Geistlichkeit; nahm sich derjenigen an, welche dieselbe versuchten, und ist wegen dieser Gesinnungen bey sehr Vielen, die eine solche Verbesserung fürchteten, verhaßt worden. Allein da er in seinen Handlungen so wenig Religion zeigte: so kann man mit Grund vermuthen, daß seine Absicht nicht lauter gewesen sey. Ein so frommer Vorwand konnte dem listigen Kopfe desto sicherer zum Deckmantel seiner bösen und rachgierigen Gesinnungen gegen die ihm verhaßte Geistlichkeit dienen. Wie sein Vater, zog er Böhmen dem gesammten deutschen Reiche vor; denn freylich brachte ihnen dieses ihr erbliches Reich große Schätze ein; als Kaiser hingegen hatten sie sehr unbedeutende Einkünfte. Da endlich Wenzel in Italien, wo das deutsche Reich schon so viel eingebüßt hatte, demselben durch die Errichtung des Herzogthums Mailand für einen dortigen Großen, der nach Unabhängigkeit strebte, und ihm eine ansehnliche Summe Geldes dafür zahlte, ohne daß die deutschen Reichsstände darein gewilligt hatten, von neuem einen beträchtlichen Verlust zufügte: so ist es nicht zu verwundern, daß er die Gemüther der deutschen Fürsten immer mehr von sich abwendig gemacht hat.

XV. Wenzel regierte nach seiner Absetzung im deutschen Reiche noch neunzehn Jahr über das böhmische. Während dieser Zeit gab seine vorzügliche Liebe gegen die Böhmen zu einer merkwürdigen Auswanderung der Deutschen aus diesem Reiche Gelegenheit. Die Universität, welche in der Hauptstadt desselben, zu Prag, von seinem Vater angelegt worden war, übertraf

die wenigen übrigen deutschen an Menge der Studierenden, an Ruhm und guter Verfassung überhaupt. Zwar kannte man auch daselbst nicht mehr, als auf andern hohen Schulen dieser Zeit, eine gründliche und ausnehmende Gelehrsamkeit, oder ein freyes scharfsichtiges Nachforschen in derselben. Man trug die eingeführten Lehrgebäude fleißig vor, und disputirte mit dem hitzigsten Eifer darüber; nicht um sie zu berichtigen, sondern um sie noch mehr zu befestigen. Allein die vorzüglichen Freyheiten und Rechte, welche der Prager Universität ertheilt worden waren, brachten sie bald in Aufnahme. Diese königliche Hauptstadt hatte auch an sich viel Angenehmes und Reizendes; Handlung und künstliches Gewerbe, und mit denselben Ueberfluß an Allem, herrschten darin. Von den Deutschen wurde die Prager hohe Schule gleich anfänglich sehr stark besucht. Sie erhielten daher das Recht, daß die Lehrer ihrer Nation bey allen öffentlichen Angelegenheiten der Universität drey Stimmen, die eingebohrnen Böhmen hingegen nur Eine führen sollten. Fürsten, Grafen, Edelleute, und viele andere vermögende Deutsche, sandten ihre Söhne nach Prag, welches dadurch sehr bereichert wurde. Die Kaufleute schickten ihren Söhnen vielerley Waaren zu, welche sie verkauften, und dagegen Prager Waaren übermachten. Ueberdies gab es noch beynahe zwölfhundert reiche deutsche Kaufleute zu Prag, die man Leziaken nannte, weil sie stäts daselbst saßen, und sich von ihren Dienern Waaren zuführen ließen. Doch eben daraus, weil die Deutschen, zu welchen auch die andern ausländischen Nationen gerechnet wurden, den Böhmen auf dieser Universität so sehr überlegen waren, und sich allem Ansehen nach diese Ueberlegenheit gegen die Letztern auf eine unangenehme Art merken ließen, erhob sich zwischen den Böhmen und Deutschen Eifersucht, nachmals Haß, und zuletzt kamen offenbare Gewaltthätigkeiten hinzu. Die Erbitterung der Gemüther nahm durch die Religionsbewegungen zu, welche ein böhmischer Geistlicher und Lehrer bey der Universität, Johann Huß, bald nach dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erregte.

Die

Die Böhmen pflichteten ihrem Landsmanne bey; die Deutschen hielten seine Lehrsätze, die meistens von dem Aengländer Wiklef entlehnt waren, mit Recht für irrgläubig. Nach vielen Unruhen brachten es die Erstern dahin, daß der König Wenzel den Deutschen, anstatt ihres bisherigen Rechts von drey Stimmen, nur eine einzige ließ, und vielmehr den Böhmen drey Stimmen zusprach. Voll des äußersten Mißvergnügens darüber, zogen, wie man sagt, **mehr als vierzigtausend** deutsche Lehrer und Studierende aus Prag, und verbreiteten sich durch ganz Deutschland. Ungefähr zweytausend derselben begaben sich nach Leipzig, oder Lipzk, wie man damals diese Stadt noch mit ihrem slavischen Namen nannte, der so viel als eine Lindenstadt bedeutet. Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meissen und Landgraf von Thüringen, dem Leipzig gehörte, errichtete sogleich (i. J. 1409.) daselbst, zum Besten dieser gelehrten Flüchtlinge, eine Universität. Diese Stadt hatte bereits viele Vorzüge. Sie war wegen ihrer angenehmen und fruchtbaren Gegend, wegen ihrer zahlreichen, gesitteten und höflichen Einwohner, und selbst als eine beträchtliche Handelsstadt, bekannt. Ihre großen, mit besondern Freyheiten versehenen Jahrmärkte, welche man Messen nannte, weil überhaupt die Märkte in diesen Zeiten häufig an gewissen Festtagen nach geendigter Messe, oder öffentlichem Gottesdienste, gehalten wurden, waren zwar durch so viele andere, größere, mächtige, in Verbindung handelnde deutsche Städte noch sehr eingeschränkt, aber doch nebst der sanften Regierung und herrschenden Sicherheit schon der Grund eines ansehnlichen Gewerbes. Jetzt wurde damit eine Art von Handelschaft mit Gaben des Geistes und mit feiner Wissenschaft vereinigt. Beydes scheint zwar etwas schwer in Uebereinstimmung gebracht werden zu können. Viele Kaufleute können nicht begreifen, daß die Schätze eines an edlen Kenntnissen reichen Verstandes ehrwürdiger sind, als alle Reichthümer des gewöhnlichen Ueberflusses. Eben so wenig wissen oft die Gelehrten den Werth des kaufmännischen Standes, wenn er zumal

von rechtschaffenen, einsichtsvollen und thätigen Männern verwaltet wird, genugsam zu schätzen. Aber nach und nach scheinen auch diese verschiedenen Denkungsarten sich einander zu nähern.

XVI. Unterdessen kam in Deutschland, nachdem man dem Kaiser Wenzel den Gehorsam aufgesagt, und Nachfolger desselben gewählt hatte, die in dieser Geschichte nicht merkwürdig sind, sein Bruder Siegmund oder Sigismund, König von Ungarn, auf den kaiserlichen Thron (reg. v. J. 1411 — 1437.). Für den allgemeinen Wohlstand des Vaterlandes fand er desto mehr zu thun, da seit vielen Jahren wichtige und heilsame neue Einrichtungen in demselben überaus selten waren. Insonderheit gab es gewisse Mißbräuche und Unruhen, die einer schleunigen Ueberlegung und Hülfe bedurften. Die Deutschen waren immer den Päbsten, als Oberhäuptern der Kirche, unterthänig gewesen; und wußten gleichwohl zu dieser Zeit nicht, wer rechtmäßiger Pabst sey. Schon dreyßig Jahre hindurch hatten sie zween Geistlichen, an deren Stelle immer andere traten, diese Würde streitig gemacht; und die europäischen Nationen erkannten theils den einen, theils den andern als Pabst. Aus dieser Streitigkeit aber erfolgten sehr viele Unordnungen und Händel; und die Verwirrung stieg aufs Höchste, als eben gegen den Anfang der Regierung Siegmunds drey Päbste (Gregor der Zwölfte, Benedict der Dreyzehnte, und Johannes der Drey und zwanzigste) zugleich aufkamen, deren jeder das Oberhaupt der Kirche seyn wollte, und jeder auch in einigen Ländern verworfen wurde. Nächstdem hatten die Deutschen, gleichwie andere Nationen, viele gerechte Klagen über große und mancherley Mißbräuche, deren baldige Abstellung sie sehnlich wünschten. Dazu kam noch der kühne Kampf, den Johannes Huß nicht allein mit der päbstlichen Macht, sondern auch mit der gesammten Geistlichkeit, in Böhmen angefangen hatte, der aber auch in ganz Deutschland viel Aufsehen und Zweifel verursachte. Ueber alle diese Bewegungen konn-

konnten nur auf einer allgemeinen Kirchenversammlung, die nämlich aus den Bischöffen und andern Lehrern aller zur römischen Kirche gehörigen Gemeinden bestünde, kräftige Berathschlagungen angestellt werden. Der Kaiser brachte auch i. J. 1414. eine solche Versammlung nach vieler Bemühung zu Kostnitz, einer Reichsstadt in Schwaben, zu Stande. Er, und viele andere deutsche und auswärtige Fürsten, 18000 Geistliche und 80000 Laien waren auf derselben gegenwärtig. Man setzte die drey damaligen Päbste ab, und wählte einen neuen, Martin den Fünften. Der gute Kaiser reiste selbst bis an die pyrenäischen Gebirge, nach Perpignan, um Benedict den Dreyzehnten, den unbiegsamsten jener Päbste, zu überreden, daß er seiner Würde entsagte; erreichte aber seine Absicht nicht.

XVII. Auf dieser Kirchenversammlung ward Hussens Lehre als ketzerisch verdammt, und er selbst zum Feuer verurtheilet. Vergebens hatte ihm der Kaiser ein sicheres Geleit, das heißt, ein feyerliches Versprechen, ertheilt, daß er vollkommen sicher nach Kostnitz reisen, und nach Böhmen zurückkehren könne. Ein gleiches Schicksal hatte Hieronymus von Prag, Hussens Anhänger und Freund. Das Urtheil ward an Beyden, die mit ungemeiner Unerschrockenheit jenen schrecklichen Tod ausstanden, vollzogen, und brachte die Böhmen so heftig auf, daß sie die Waffen ergriffen, und nach dem Tode ihres Königs Wenzel sich schlechterdings weigerten, seinen Bruder Siegmund als dessen Nachfolger zu erkennen. Darüber kam es zu dem so blutigen und grausamen Kriege mit den Hussiten; denn so wurden Hussens Anhänger in Böhmen genannt. Der Kaiser, und mehrere deutsche Fürsten mit ihm, führten zum Theil Kriegsheere von hunderttausend Mann und drüber in dieses Land; aber sie wurden allemal zurückgeschlagen. Siegmund selbst war freylich kein großer Krieger, und dagegen hatten die Hussiten am Johann Ziska einen der geschicktesten Feldherren: er war außerordentlich tapfer, von ungemeiner Klugheit und Gegenwart des Geistes in

Gefah-

Gefahren, auch schnell in seinen Unternehmungen. Doch hat die barbarische Wuth, mit welcher er gegen seine Feinde, ja selbst gegen unbewaffnete Personen von der Gegenpartey verfuhr, diesen Ruhm nicht wenig befleckt. Indessen war sein bloßer Name und seine Gegenwart fürchterlich geworden; er stellte seine Soldaten noch in Schlachtordnung, da er bereits beyde Augen eingebüßt hatte, und starb unüberwunden. Andere Hussiten traten in seine Fußtapfen; auch wurde dieser Krieg desto mehr mit unmenschlicher Grausamkeit geführt, weil der äußerste Religionshaß und Rachbegierde denselben anfeuerten. Nicht nur Böhmen, sondern zugleich die meisten angränzenden deutschen Länder standen durch denselben die schrecklichsten Verwüstungen aus. Endlich gelang es dem Kaiser, eigentlich durch die Uneinigkeit der Hussiten unter einander, ihn zu endigen, und kurz vor seinem Tode ruhiger Besitzer von Böhmen zu werden. Dieser Fürst war mit Eifer für das gemeine Beste erfüllt. Seine Vorschläge zu Verbesserungen in geistlichen und weltlichen Dingen, und noch mehr seine Handlungen selbst, reden davon; aber zur Ausführung derselben mangelten ihm bald bessere Zeiten, das heißt mehr aufgeklärte und verständige Menschen, bald eine gewisse Stärke und Standhaftigkeit des Geistes.

XVIII. Bisher hatten die Deutschen aus verschiedenen ihrer großen Geschlechter Kaiser gehabt. Jetzt wählten die Kurfürsten wieder Prinzen aus dem Hause Habsburg Oesterreich; und dieses behauptete sich über dreyhundert Jahre in ununterbrochener Reihe auf dem kaiserlichen Throne. Die ersten beyden, welche auf Siegmunden folgten, waren einander in jedem Betrachte unähnlich. Albrecht der Zweyte, von dessen Einsichten, Muth und rühmlichen Entwürfen die Deutschen sehr viel erwarteten, regierte nur zwey Jahre, von 1437 — 1439. Friedrich der Dritte hingegen besaß das Kaiserthum vier und fünfzig Jahre, v. 1440 — 1493. und verrichtete in einer so langen Zeit, bey den wichtigsten Veranlassungen,

sungen, nichts Großes, nicht einmal immer die gewöhnlichen Pflichten seiner Würde. Seine stille und friedfertige Gemüthsart wurde dadurch zum Fehler, daß sie ihn fast immer zurückhielt, in den öffentlichen Angelegenheiten mit lebendiger Kraft zu handeln. Da also die deutschen Reichsstände mit seiner Regierung sehr übel zufrieden, und überdies unter einander uneins waren, wurde Deutschland durch innerliche Kriege sehr beunruhigt, und das Ansehen dieses Reichs fieng wieder merklich an zu fallen. Als Friedrich auf den Thron gelangte, wurde abermals eine allgemeine Kirchenversammlung zu Basel (*) in der Schweiz gehalten, an welcher auch die deutschen Geistlichen Antheil nahmen. Sie konnte das heilsame Vorhaben der Kostnitzer, nämlich eine allgemeine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, ausführen: sie machte auch damit einen muthigen Anfang, indem sie die römischen Gelderpressungen und andere Beeinträchtigungen der deutschen Kirche abstellen wollte, die Auctorität der allgemeinen Concilien über den Pabst standhaft verfochte, und verschiedene nothwendige Gesetze und Vorschriften gab. Allein sie trennte sich nach der 24ten Sitzung in zwo Parteyen, und hörte auf eine allgemeine zu seyn. Auch der Kaiser unterstützte sie nicht, und schloß vielmehr mit dem Pabste Nikolaus dem Fünften im Jahr 1448. zu Wien einen Vergleich, den man das Aschaffenburger Concordat genennt hat, der in Deutschland nach und nach Gesetzeskraft erhielt, und den Päbsten Manches einräumte, worüber sich die deutsche Kirche mit Recht beschwert hatte. Auch die abgeschafften Mißbräuche nahmen wieder freyen Lauf; z. B. daß die Päbste die vornehmsten Kirchenämter ihren Kardinälen und Hofgeistlichen ertheilten, die nicht einmal deutsch verstanden; daß sie mit dem immer häufigern Ablasse unerlaubten Wucher treiben ließen, ein oft gerügter Mißbrauch, der in der Folge zu der traurigen

(*) Sie hatte unter Siegmunden i. J. 1431. ihren Anfang genommen.

rigen Trennung in der christlichen Kirche den ersten Anlaß gab! — daß sie ohne Vorwissen und Einwilligung der deutschen Bischöffe den Zehnten von den Kirchengütern, unter dem Vorwande des Türkenkrieges, ausschrieben; und Vieles dergleichen mehr. Daher beklagten sich sowohl die deutschen Geistlichen als die Reichsstände überhaupt unter Friedrichs Regierung und in folgenden Zeiten mehrmals öffentlich über viele und willkührliche Verletzungen der Concordate. Der maynzische Kanzler Mayer schrieb an einen Kardinal: „Es werden tausenderley Arten erdacht, auf welche „der römische Stuhl von uns, als wären wir Barbaren, mit listiger Erfindung Gold zu ziehen weiß. „Unsere sonst berühmte Nation, die durch ihre Tapferkeit und ihr Blut sich das römische Reich erworben „hat, und ehemals die Königinn der Welt war, ist „daher jetzt in Armuth verfallen und dienstbar worden.“ Aber er setzte auch hinzu, daß die deutschen Fürsten nunmehr gleichfalls aus dem Schlaf erwachten, und darauf bedacht wären, sich die alte Freyheit wieder zu verschaffen: welches kein geringer Schaden für den römischen Hof seyn würde. — So waren die deutschen Großen gesinnt; der Kaiser hingegen demüthigte sich vor dem Pabste, zu dessen Füßen er einst, als Pilgram gekleidet, saß, und von ihm Rath begehrte, wie er sich der Königreiche Ungarn und Böhmen bemächtigen könnte.

XIX. Deutschland bekam damals einen neuen Feind an den Türken. Sie eroberten mit Konstantinopel i. J. 1453. den kleinen Ueberrest des griechisch-römischen Reichs, drangen immer tiefer in die mittäglichen Länder von Europa ein, und schleppten schon aus Krain, einem Theile des Oesterreichischen, viele tausend Gefangene weg. Der Kaiser, welcher über den Verlust jener Hauptstadt häufige Thränen vergossen hatte, wurde doch durch eine so dringende Gefahr zu keinen muthigen Gegenmitteln aufgemuntert. Die Deutschen waren nebst den Ungarn die einzigen christlichen Europäer, die sich diesem Fortgange der Türken

mit

mit Nachdruck widersetzen konnten; aber der schwache unentschlossene Sinn des Kaisers, und sein übles Vernehmen mit den Reichsständen, hintertrieben alle kräftige Anstalten. — Um gleiche Zeit ungefähr ließ es auch Friedrich geschehen, daß **Preußen**, dieses ansehnliche, von den Deutschen so wohl angebaute Land, welches der **deutsche Ritterorden** an das deutsche Reich gebracht hatte, der Hoheit desselben entzogen wurde. Die größten und blühendsten preußischen Städte, wie **Danzig**, **Thorn** und **Elbing**, kündigten dem deutschen Orden, wegen seiner gewaltthätigen Regierung, den Gehorsam auf, und baten den Kaiser um Hülfe gegen denselben. Allein er erklärte sich vielmehr wider die Städte, leistete dem Orden eben so wenig einigen Beystand, und verursachte dadurch, daß die Hälfte von Preußen nach einem langwierigen Kriege an Polen fiel, daher sie auch **Polnisch-Preußen** genannt wurde; die andere Hälfte aber, welche dem Orden verblieb, doch ebenfalls ein polnisches Lehn wurde. — In Ansehung des Herzogthums Mailand, verfuhr der Kaiser mit gleicher Sorglosigkeit. Er konnte es aufs neue mit dem deutschen Reiche verbinden, nachdem das Geschlecht seiner bisherigen Besitzer ausgestorben war; gab aber zu, daß es ein anderer italischer Große wegnahm. — Selbst in Deutschland wurde der Kaiser ganz verächtlich. Die Befehdungen hatten seit langer Zeit daselbst nicht so sehr überhand genommen, als unter seiner Regierung; dies große Land war jetzt ganz eine Mördergrube: derjenige war der Edelste und Ruhmvollste, der am Meisten raubte; die Vorschläge zu einem Reichsgerichte, welches den Landfrieden handhaben sollte, kamen nicht zu Stande. Doch sorgte man wenigstens für die öffentliche Sicherheit, da die ruhige Ausübung der Gerechtigkeit dazu nicht hinlänglich war, durch ein bewaffnetes Bündniß, welches der **schwäbische Bund** hieß. Es traten nämlich die Reichsstände in Schwaben im Jahr 1488. zusammen, mit welchen sich nachher auch viele andere im übrigen Deutschlande vereinigten, hielten gemeinschaftlich eine beständige Kriegsmacht,

schleif=

schleiften die Raubschlösser, und ließen die Streitigkeiten ohne Gewalt beylegen, aus welchen sonst so viele Fehden erwachsen waren. Der Kaiser beförderte diesen Bund; und dieses, nebst dem Reichskriegsheere, welches er zur Vertheidigung Deutschlands gegen den mächtigen Herzog Karl von Burgund, Besitzer der Niederlande, aufbrachte, waren beynahe die einzigen edlern Schritte, welche er zur Ehre und zum Wohl des deutschen Reichs that. Für sein Haus erwarb er, nachdem das ebengedachte herzoglichburgundische verloschen war, die Niederlande durch Vermählung seines Prinzen Maximilian mit Karls einzigen Tochter und Erbinn Maria; aber aus seinen österreichischen Erbländern und aus Wien selbst, wo jetzt die Kaiser ihren Sitz nahmen, vertrieb ihn der König von Ungarn Matthias, dessen Tod allein erst den Kaiser wieder in den Besitz seiner Hauptstadt setzen konnte. Sein Geldgeiz war auch nicht selten eine Quelle von Unglück und Beschimpfungen für ihn. Sonst verdient er das Lob eines gutherzigen, gerechtigkeitliebenden und den Wissenschaften geneigten Herrn. Aber diese Eigenschaften allein gaben ihm die großen und mannigfaltigen Fähigkeiten eines Kaisers nicht.

XX. So wenig aber Friedrich selbst etwas Großes ausführte, so viele große Veränderungen ereigneten sich zu seiner Zeit, die entweder auf die Deutschen Einfluß hatten, oder von ihnen selbst bewirket wurden. **Der Zustand von Europa gewann eine neue Gestalt**; es regte sich ein erfinderischer Geist, und bisher unbekannte Hülfsmittel zur Erlangung der besten Kenntnisse aller Art zeigten sich von mehrern Seiten. Das griechische Kaiserthum war zwar untergegangen; aber zugleich gieng das Licht der alten feinern Gelehrsamkeit für das abendländische Europa, auch von Weitem bereits für Deutschland, durch die flüchtigen griechischen Gelehrten auf, die sich in Italien niederließen. Schon reisten die Deutschen in dieser Absicht dahin, und machten ihr Vaterland mit den griechischen und römischen Schriftstellern des Alterthums bekannt; kamen aber

auch

auch selbst durch die Betrachtung solcher Muster in den Wissenschaften und Künsten weiter, als man in Deutschland jemals gewesen war. So schöpfte Johannes Regiomontanus, oder Johann Müller von Königsberg in Franken, aus diesen Quellen eine gründlichere Mathematik, und vorzüglich Sternkunde, die er und sein Lehrer Georg Purbach oder Peurbach, welcher sie zu Wien vortrug, zuerst in Deutschland einführten. Regiomontanus insonderheit gab, wie es scheint, um das Jahr 1476. den ersten Kalender auf dreyßig Jahre zu Nürnberg heraus, der so willkommen in- und außerhalb Deutschland war, daß man ihn mit zwölf ungarischen Dukaten bezahlte. Rudolf Agricola aus Westfriesland gebürtig, lehrte sogar öffentlich in dem bereits aufgeklärten Italien, und nachmals auf der Universität Heidelberg. Er arbeitete an der Verbesserung des Geschmacks der Gelehrten in Deutschland überhaupt, das heißt, der gesammten Art zu denken, zu studieren, zu lehren und zu schreiben, indem er besonders die alte Sprachwissenschaft, römische Beredsamkeit, und gemeinnützigere Philosophie durch sein Beyspiel empfohl. Mehrere Deutsche wurden nun als gute lateinische Dichter berühmt; unter andern Konrad Celtes, aus Schweinfurt in Franken, dem Friedrich der Dritte selbst, zum Merkmaale der Hochachtung gegen seine Gaben, den dichterischen Lorbeerkranz aufsetzte. Die wahre Gelehrsamkeit fieng auch unter den Deutschen, wie bey andern Nationen, dadurch an, sich zu bilden, daß Beredsamkeit und Dichtkunst den Witz und die Erfindungskraft schärften, und statt des bisherigen rauhen Ausdrucks nach Schönheit und Anmuth trachteten: der gerade Weg zur Verachtung der streitsüchtigen und düstern Halbgelehrsamkeit, die so lange geherrscht hatte. Daß aber jene beyden Künste nur erst in der lateinischen Sprache glücklich geübt wurden, hatte auf der einen Seite den Nutzen, daß man mit den alten Römern, von denen man so ungemein vieles zu lernen hatte, desto vertraulicher umgieng, und auf der andern Seite war die deutsche Sprache

noch lange nicht geschmeidig genug zu einem solchen Gebrauche. Es gab zwar eine Menge sogenannter Dichter in der Landessprache. Das waren die Meistersänger, wie man sie deswegen nannte, weil sie als Meister im Liederdichten betrachtet wurden, worin sie auch Andern Unterricht ertheilten. Aber wenn gleich die Arbeiten dieser Sänger, welche Handwerksleute zu Maynz (*), ingleichem in den Reichsstädten Nürnberg und Straßburg waren, nicht ohne Lebhaftigkeit, und zuweilen auch mit witzigen Einfällen, aufgesetzt wurden: so fehlen doch denselben der dichterische Geist, erhabene Empfindungen, ausgesuchte Bilder, Wohlklang, und andere Eigenschaften eines wahren Gedichts. Recht eigentlich waren sie unterdessen Volkslieder, das heißt, Gesänge von solcher Faßlichkeit, daß sie dem großen Haufen gefallen mußten, und dazu dienen konnten, entweder von ihm zum Zeitvertreibe gesungen zu werden, oder ihm auch gewisse nützliche Lehren und Geschichten beyzubringen. So hatten sie dennoch ihren Werth, wenn gleich Sprache und Gedanken darin gemein, oft bis zum Pöbelhaften, waren.

XXI. Indem man aber in Deutschland die ersten Stralen der ächten Gelehrsamkeit erblickte, erfand ein Deutscher, Johann Guttenberg von Maynz, eine Kunst, die derselben unbeschreiblich große Dienste leistete. Bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts konnte man die Bücher nicht anders als in Abschriften lesen, welche davon mit mühsamer Langsamkeit gemacht wurden. Diese Abschriften waren so kostbar, daß nur wenige Personen eine kleine Büchersammlung anlegen konnten (**). Sie wurden oft fehlerhaft verfertigt, weil die Abschreiber Mönche waren, welche bald die Sprache, bald die Sachen selbst nicht verstan-

---

(*) Diese hatten dem Heinrich Frauenlob viele Meistertöne von seiner Erfindung zu danken.

(**) So bestand die ganze Bibliothek des pfälzischen Kurfürsten Ludwig i. J. 1421. aus 152 Bänden.

verstanden. Viele der besten Bücher wurden gar nicht oder wenigstens nicht ganz abgeschrieben, oder auch so selten, daß sie sich endlich ganz verlieren mußten, wie es wirklich einer beträchtlichen Anzahl gegangen ist. Die wenigen Büchersammlungen, die noch dazu meistentheils aus schlechten Werken bestanden, lagen fast nur in den Klöstern, oder waren überhaupt für die Geistlichkeit bestimmt. Es war also überaus schwer, und beynahe unmöglich, durch Schriften eine Nation zu belehren, ihr die trefflichen Werke des Verstandes aus allen Zeiten vorzulegen, Entdeckungen in den Wissenschaften bald auszubreiten, und freye Wahrheiten zur allgemeinen öffentlichen Prüfung anzubieten. Desto sichtbarer und herrlicher war die göttliche Wohlthat, daß eben um dieselbe Zeit, als die wahre Gelehrsamkeit unter den meisten Europäern aufzuleben anfieng, die **Buchdruckerkunst** zum Vorschein kam, ohne welche sie sehr spät, oder niemals, ganze Nationen erleuchtet haben würde. Man hatte zwar schon längst die Kunst, **Buchstaben und Bilder in Holz zu schneiden**, von welchem man sie auf Papier abdruckte (*). Daher wurden auch schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Formen zu **Spielkarten** auf diese Art unter den Deutschen, besonders zu Nürnberg, zubereitet. Allein obgleich diese Kunst nach und nach zu einer hohen Vollkommenheit gebracht wurde; so war sie doch als ein Werkzeug, Bücher und Wissenschaften bekannter zu machen, von einem sehr eingeschränkten Nutzen. Wenn man auf diese Art ein Buch abdrucken wollte, so mußten die Buchstaben und Wörter desselben in eben so viele hölzerne Tafeln eingeschnitten werden, als es Seiten des Buchs gab; eine höchst beschwerliche Arbeit, die viel Zeit wegnahm, und den Preiß des Buchs ziemlich erhöhen mußte. Als aber **bewegliche Buchstaben** oder **einzelne Lettern** erfunden wurden, die man in mancherley Wörter, Zeilen und Seiten zusam-

(*) Diese scheint unserm Guttenberg die erste Idee zu seiner unschätzbaren Erfindung gegeben zu haben.

zusammensetzen, mit einer Schwärze bestrichen abdrukken, und alsdann wieder von einander trennen konnte, um noch unzähligemal einen andern ähnlichen Gebrauch davon zu machen, so wurde es leicht, von einem Buche in kurzer Zeit viele hundert und sogar etliche tausend Abdrücke zu verschaffen, die für einen geringen Preiß verkauft werden konnten. Und auf diese unschätzbare Erfindung gerieth Guttenberg zu Straßburg nicht lange vor dem Jahre 1440. Seine ersten Versuche, die er in Gesellschaft einiger Straßburger Bürger machte, welche das darzu erforderliche Geld herschossen, wurden sehr geheim gehalten. Sie wurden zwar durch einen Streit unter ihnen entdeckt, allein von Andern noch nicht begriffen; und sie waren auch ziemlich unvollkommen. Guttenberg schnitt anfänglich hölzerne, nachher bleyerne und metallene Lettern; sie hatten aber alle ihre starken Unbequemlichkeiten. Eben so gieng es mit ihrer Verbindung untereinander, da sie an Fäden oder Schnüre angereiht wurden, und mit der ordentlichen Schreibdinte, die er anstatt der Schwärze gebrauchte. Unterdessen war er doch der Erfinder der Kunst geworden, deren wesentliche Bestandtheile von ihm sämmtlich herrühren. Dem jetzigen Anscheine nach war sie leicht zu erfinden; Cicero hatte sich derselben schon sehr genähert, gleichwohl ist sie erst anderthalb tausend Jahre nach ihm ans Licht gebracht worden: ob aus Nachdenken ihres Urhebers? oder durch einen Zufall? ist unbekannt. Als sie erst vorhanden war, kam sie geschwind zur größern Reife.

XXII. Das geschah zu Maynz, wohin sich Guttenberg begab. Hier übte er seine Kunst in Verbindung mit Johann Fausten, einem dortigen Bürger, aus, von dem er sich aber ebenfalls nach einiger Zeit wegen entstandener Zwistigkeiten, trennen mußte. Seine Glücksumstände verschlimmerten sich immer mehr, und der Erfinder einer Kunst, die so vielen Tausenden Unterhalt, auch wohl Reichthümer verschafft hat, starb in ziemlicher Dürftigkeit. Faust nahm hinwieder seinen Schreiber, Peter Schoiffer,

zum

zum Gehülfen an. Dieser erfand die Kunst, einzelne Buchstaben in Bunzen von Stahl zu schneiden, sie in Matrizen von Bley oder Kupfer abzuschlagen, und nachzugießen. Diese gegossenen Lettern haben erst der Buchdruckerkunst eine gewisse Festigkeit und Stärke gegeben. Auch wurde zu Maynz die von Kienrus mit Leinöl gekochte **Druckerfarbe**, anstatt des Lampenrußes, dessen man sich bis dahin bedient hatte, erfunden. Die ersten, zumal auf diese verbesserte Art, gedruckten Bücher erregten nicht geringes Erstaunen, indem man sie als ungemein schöne, mit einer neuen, noch geheimen Kunst verfertigte Abschriften, die doch unbegreiflich wohlfeil waren, betrachtete. Nun fanden die gewöhnlichen Abschriften der Mönche fast keine Käufer mehr; sie rächten sich dafür, indem sie Faust en einen **Betrüger** und **Schwarzkünstler** nannten, der seine in der That schwarze Kunst mit Hülfe eines bösen Geistes erfunden und getrieben habe. Das ist der Ursprung des bekannten Mährchens vom **Doctor** Faust, der in so vielen Schriften und Schauspielen als ein Zauberer vorgestellt wird. Noch war diese Kunst beynahe nur in Maynz eingeschlossen; aber bald nach dem Jahre 1460. (*) breitete sie sich sowohl in Deutschland, als in Italien und Frankreich, schnell genug aus. Ueberall, wo sie hinkam, eilte man, berühmte und beliebte Werke durch ihre Hülfe gemeiner zu machen. Der Trieb, Bücher zu lesen und zu sammeln, wurde außerordentlich rege gemacht; und ob man gleich noch wenig Gutes, im Deutschen aber noch gar Nichts zum allgemeinen Gebrauch schrieb; so war es doch schon ein ausnehmender Gewinnst, daß von Zeit zu Zeit einige Schriften der großen Alten abgedruckt wurden, überhaupt aber ein neuer Weg geöffnet war, den Ver-

(*) Dies geschah ohne Zweifel nach der Einnahme von Mainz durch Adolfen von Nassau, wo sich die vorher hochvereidete Buchdruckergesellschaft trennte, und darauf in den vornehmsten Städten Europens Buchdruckereyen errichtete.

Verstand der Deutschen auf die würdigste Art zu beschäfftigen. Glücklicherweise war auch zur Erleichterung des Bücherdrucks schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das **Lumpen- oder Leinenpapier** in Deutschland aufgekommen, ohne daß man übrigens weiß, in welchem Lande und zu welcher Zeit dasselbe erfunden worden sey. Hätte man sich, wie überall, bis zum Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, im Schreiben, also auch jetzt zum Bücherdrucken, des **Pergaments** oder des **baumwollenen Papiers** bedienen müssen, so würden die gedruckten Bücher weit theurer geworden seyn, als sie auf unserm gewöhnlichen Papier verkauft werden können.

XXIII. Eine andere große **Entdeckung**, noch am Ende der Regierung Friedrichs des Dritten, i. J. 1492. machte zwar ein Italier, Christof Colon: **die Entdeckung der neuen Welt**, oder des **vierten Welttheils**. Aber um gleiche Zeit zeigte ein Deutscher aus einem vornehmen Geschlechte zu Nürnberg, Martin Behaim, daß er gleichfalls auf dem Wege war, wichtige Entdeckungen von dieser Art hervorzubringen. Er war ein gelehrter Weltkenner und Sternkundiger, vornehmlich aber ein kühner Seefahrer. Da die Portugiesen fast im ganzen fünfzehnten Jahrhunderte glückliche Seereisen an die afrikanischen Küsten anstellten, einen Theil davon und der in der Nähe liegenden Inseln kennen lernten und eroberten, so nahm Behaim daran nicht geringen Antheil. Er scheint selbst bey der Entdeckung der **azorischen Inseln** im atlantischen Meere, welche auch die **flandrischen** oder **flämischen** genannt wurden, weil Flandrer aus den Niederlanden sie bevölkerten, geschäfftig gewesen zu seyn. Außerdem beförderte er insonderheit den Gebrauch des **Astrolabiums** bey der Schifffahrt, durch welche Maschine, eine Art von Winkelmesser, auch ohne Hülfe der Magnetnadel im Compasse, von den Seefahrenden mitten auf dem Meere gefunden werden konnte, in welcher Gegend sie sich befänden. Behaim hinterließ auch eine von ihm gezeichnete und mit Farben

erleuchtete Erdkugel, die noch ein Denkmaal seiner weitläuftigen Einsichten in die Erdbeschreibung abgiebt. Wenige günstige Veranlassungen oder Spuren durften nur für ihn erscheinen, so würde er ohne Zweifel den Ruhm eines Colon erlangt haben. — Ein anderer Nürnberger, auch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Walther, ein reicher Bürger daselbst, brachte sogar eine sehr schöne Entdeckung in der Sternkunde zum Vorschein, nämlich die astronomische Refraction; das heißt, die Erfahrungswahrheit, daß die Lichtstrahlen von den Himmelskörpern nicht gerade, sondern durch krumme Linien gebrochen, auf uns fallen. Ueberhaupt blühten damals zu Nürnberg, mehr als in andern deutschen Städten, verschiedene künstliche Handarbeiten schon seit geraumer Zeit. Freyheit, starke Handelschaft, Nacheiferung und andere Vortheile reizten die Nürnberger, sich immer mehr darin hervorzuthun; sie wurden erfinderisch, und ihre zum Spiel oder zur Bequemlichkeit gearbeiteten Waaren gefielen durchgängig. Schon gegen das Jahr 1400. hatte der Nürnberger Rudolf das Dratziehen erfunden. Baumeister, Bildhauer, Maler und andere Künstler von solchen edlen Gattungen machten sich auch bereits zu Nürnberg durch ihre Werke berühmt; außerdem aber nur in sehr wenigen deutschen Städten, worunter vorzüglich Augsburg gehört. Doch hatten diese Künstler in Deutschland meistentheils nur noch das Lob des Fleisses, und mancher artiger oder auch gesuchter Zierrathen in ihren Werken; die höheren Schönheiten kannten sie zu wenig. — Deutschland bekam zwar in diesem fünfzehnten Jahrhunderte, außer den schon anderswo genannten, noch eine Anzahl neuer Universitäten. Sie wurden zu Würzburg in Franken, zu Rostock im Mecklenburgischen, zu Greifswald in Pommern, zu Freyburg im Brisgau, zu Ingolstadt in Bayern, zu Maynz, und zu Tübingen im Würtembergischen errichtet. Allein da die bessere Gelehrsamkeit sich auf allen deutschen hohen Schulen nur erst furchtsam zeigen durfte, und Freyheit für die Untersuchungen der Gelehrten zwar hin und wieder gewünscht, aber nirgends

noch nach Wunsch genossen wurde, so war der Fortgang so vieler Universitäten in den Wissenschaften beynahe unmerklich.

XXIV. Endlich gelangte Deutschland zu einer Hauptverbesserung, deren es seit vielen Jahrhunderten benöthigt war, und welche die Vorbereitung zu andern eben so wichtigen wurde. Maximilian der Erste, Friedrichs des Dritten Sohn, war noch nicht lange Kaiser geworden (*), als er, auf dringendes Verlangen der Reichsstände i. J. 1495. **den allgemeinen ewigen Landfrieden** bekannt machte. Durch dieses unschätzbare Gesetz wurden **alle Fehden und das gesammte Faustrecht auf immer aufgehoben.** Ein jeder, der künftig die öffentliche Ruhe und Sicherheit im deutschen Reiche durch Feindseligkeiten stören würde, sollte mit der Reichsacht belegt werden, das heißt, es sollten sein Leib und Gut der allgemeinen Mißhandlung preiß gegeben, seine bürgerlichen Rechte aufgehoben, und seine Lehen Andern ertheilt werden. Dagegen sollten Alle, welche rechtmäßige Klagen gegen einander zu haben glaubten, dieselben vor die Gerichte bringen. Unzähligmal waren bereits dergleichen Verordnungen in Deutschland gegeben worden, aber ohne daß man sich nach denselben gerichtet hätte.

Diesmal hingegen waren die Reichsstände hierüber mit dem Kaiser so einig, und so fest entschlossen, daß dieser Landfriede nicht ungestraft übertreten werden konnte. Sie hatten lange genug, und eben auch unter der vorigen Regierung, alles Uebel der innerlichen Verwirrung empfunden. Es war desto nothwendiger, daß diese aufhörte, da Deutschland auswärtige Kriege, unter andern mit den Türken, führen sollte. Die **Liebe zur Gelehrsamkeit**, welche sich unter den **deutschen Fürsten** seit einiger Zeit regte, flößte ihnen auch die friedfertigsten Gesinnungen ein; und da schon einzelne Schutzbündnisse unter den deutschen Städten und andern Reichs-

(*) Er reg. v. J. 1493 — 1519.

Reichsständen gezeigt hatten, was Deutschland vereinigt, und im Ganzen, zu seiner Beruhigung, Ehre und Glückseligkeit thun könne: so kam endlich dieses Friedenswerk unter einem Kaiser zu Stande, zu welchem man mit Recht viel Vertrauen gefaßt hatte. Damit aber die zwischen den Reichsständen entstehenden Streitigkeiten gar bald durch eine richterliche Gewalt vom höchsten Ansehen entschieden werden könnten, wurde in dem nämlichen Jahre 1495. zugleich das **Reichskammergericht** gestiftet. Es sollte nämlich in einer dazu bequemen Reichsstadt ein Gericht angelegt werden, dessen **Richter** ein geistlicher oder weltlicher Fürst, Graf oder Freyherr seyn, und sechszehn **Urtheiler** oder **Beysitzer** zur Seite haben sollte, wovon die eine Hälfte der Rechte kundig, die andere wenigstens aus einem ritterlichen Geschlechte herstammen müßte. Vor dieses Gericht sollten alle Beschwerden der Kurfürsten und Fürsten gegen einander gebracht werden; ausgenommen wenn sie **rechtliche Austräge** unter einander eingeführt, das heißt, sich verglichen hätten, ihre Zwistigkeiten durch gemeinschaftlich bestimmte Schiedsrichter ausmachen zu lassen. Von den übrigen Reichsständen aber sollten die Kurfürsten und Fürsten bey diesem Gerichte nicht eher verklagt werden, bis diese durch ihre eigenen Räthe versucht hätten, dem Kläger Recht zu verschaffen. Das Kammergericht ward schon den 31. Octob. desselben Jahres zu **Frankfurt am Maine** wirklich eröffnet, und seit dem in allen folgenden Reichsversammlungen an der Erhaltung und weitern Aufnahme dieses Tribunals gearbeitet. — Nächst diesen Anstalten wurden um gleiche Zeit noch einige andere im Namen des Kaisers und der Reichsstände getroffen, um jene zu handhaben, und alte Mißbräuche aus dem Grunde zu heben. So ward i. J. 1500. ein **Reichsregiment** errichtet, welches das Kammergericht und den Landfrieden unterstützen sollte, und die Eintheilung des Reichs in **sechs Kreise**, nämlich in **Franken, Bayern, Schwaben, Oberrhein, Niederrhein** oder **Westfalen**, und **Sachsen**, veranlaßte: wobey die Absicht war, daß nebst den kaiserlichen Erblanden Oestreich

und Burgund und den 6 Kurthümern, auch aus allen übrigen Reichslanden Personen zum Reichsregimente bestellt werden könnten. Im Jahr 1501. legte der Kaiser auch an seinem Hofe einen Hofrath und eine Hofkammer an; nach welchem Beyspiele die Reichsstände in der Folge gleichfalls Hofgerichte, Rentkammern und Regierungscollegien in ihrem Gebiete errichteten. Dies änderte bald den Gang der Geschäffte und die Verfassung der Justiz. Alles neigte sich nun in Deutschland zur Ruhe und Ordnung, zur allgemeinen Ehrerbietung gegen die Gesetze (*), und zur Eintracht zwischen den gesammten Mitgliedern des Reichs.

XXV. Ueberhaupt waren die Deutschen jetzt in einen so vortheilhaften Zustand versetzt worden, als sie ehedem noch niemals genossen hatten. Die öffentliche Sicherheit, die so glücklich unter ihnen befestigt worden war, gab den Grund zu jeder andern Art des Wohlstandes ab. Die Hanse stand am Ende dieses Zeitraums auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht und ihrer Reichthümer; und in einem großen Theil von Deutschland schien die Handlung nicht blühender werden zu können. Außer dem Fleiße und der Arbeitsamkeit wurden die Deutschen auch durch Bergwerke, welche man unter ihnen von Zeit zu Zeit entdeckte, immer reicher. Die wahre Gelehrsamkeit drang nicht allein allmählich zu ihnen durch; sondern versprach auch wegen der neuen kräftigen Beförderungsmittel, welche sie erlangt hatte, einen täglich größern Fortgang. Maximilians Regierung war den Wissenschaften und Künsten, den Gesetzen und jeder nützlichen Verbesserung überaus günstig. Indessen war eben noch kein Ueberfluß an helldenkenden Männern in jedem Fache. Lehrer der Religion, wie Thomas Hamerken, oder Hämmerchen, der gewöhnlich von seinem Geburtsorte, Kempen oder Kampen im Kölni-

(*) Das römische Gesetzbuch erlangte jetzt vorzügliches Ansehen und das völlige Uebergewicht.

Kölnischen, Thomas a Kempis genannt wird, und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, gehörten bey ihnen unter die größten Seltenheiten. Denn er führte die Christen durch seine Schriften, von dem Aberglauben und den gelehrtscheinenden Spitzfindigkeiten in Religionssachen, zu den Begriffen von Glauben und Gottseligkeit zurück, welche aus der heiligen Schrift vorzüglich geschöpft werden müssen. Die Sitten der Deutschen bedurften noch vieler Milderung; allein daß diese wirklich und bald erfolgen konnte, dazu war eben durch die friedfertigen Gesinnungen einer gesetzmäßigen Ruhe, welche sie seit Kurzem angenommen hatten, der Weg gebahnt worden. Wenn gleich die Kaiser und das deutsche Reich in Italien das Meiste von ihren ehemaligen Besitzungen und Rechten verloren hatten, von dem burgundischen Reiche ein ansehnlicher Theil an Frankreich gefallen war, und die Oberherrschaft des deutschen Reichs über die Schweiz nur noch wankend und ungewiß blieb: so hinderte doch dieses Alles nicht, daß jenes Reich, welches noch immer groß und mächtig war, auch täglich an Glückseligkeit zunehmen konnte, sogar alsdann ungestörter, wenn es in entfernten Gegenden seine Hoheit nicht mit den Waffen aufrecht erhalten durfte. So viele Vortheile und Kräfte also, welche den Deutschen um diese Zeit zu Diensten standen, erregten eine nicht geringe Erwartung, wie sie dieselben nützen würden.

Sechster Zeitraum.

Von der Einführung der öffentlichen gesetzmäßigen Ruhe durch den Landfrieden, und von der Reformation, bis auf den Westfälischen Frieden.

Nach Christi Geburt J. 1500. bis zum J. 1648. Ein Zeitraum von hundert und fünfzig Jahren.

I.

So vortheilhaft auch der Zustand der Deutschen im Anfange dieses Zeitraums war, wenn man ihn gegen die vorhergehenden Jahrhunderte hält; so entstanden doch jetzt so wichtige Veränderungen unter ihnen, daß man sie nicht anders als **unerwartet** nennen kann. Es war damals glaublich, daß die bürgerliche Einrichtung von Deutschland unter dem Schutze des Landfriedens immer mehr gewinnen, die Handelschaft noch mehr wachsen, und die Gelehrsamkeit einen noch merklichern Fortgang haben würde. Einiges davon geschah auch in der That, wiewohl nicht auf die gehoffte Art. Aber daß halb Deutschland, durch einen einzigen Mann verleitet, auf einmal in vielen Lehrsätzen von der Religion seiner Väter abweichen würde, das konnte mit keiner Wahrscheinlichkeit erwartet werden. Es ist unläugbar, daß die Kirche damals mit Mißbräuchen und Aberglauben ganz überschwemmt war. Die päbstlichen Ablaßkrämer, besonders Tetzel in Sachsen, trieben ihr Geschäfft mit der äußersten Unverschämtheit, und legten in ihren Reden dem Ablasse weit mehr Kraft bey, als er nach ächtkatholischen Grundsätzen haben kann. Gegen diese trat Dr. Martin

ein Luther, ein Augustiner, ein denkender, aber feuervoller Mann, i. J. 1517. auf, bestritt sie erst in Predigten, und dann in 95 Disputirsätzen, in welchen zwar manches Richtige, aber auch nicht wenig Irriges und Anstößiges vorkommt. Er hatte auch wegen des Unsinns der Ablaßprediger an verschiedene benachbarte Bischöffe, und an den Erzbischof zu Mainz, Kardinal Albert, geschrieben: jene riethen zum Frieden; dieser antwortete gar nicht. Luther ließ die Gründe seiner Sätze drucken, und sandte sie an den Pabst Leo den Zehnten mit einem Schreiben, worin man folgende Ausdrücke findet: „Dir, heiligster Vater, ergebe ich „mich mit Allem was ich bin und habe, hingeworfen „zu deinen Füßen. Belebe, tödte mich; billige, verwirf, „wie es dir gefällt. Immer werde ich deine Stimme „für die Stimme des in dir wohnenden und durch dich „redenden Christus erkennen. Sollte ich den Tod „verdient haben, so werde ich mich dessen nicht weigern.“ Leo legte wirklich dem Silvester Prierias, Magister sacri Palatii und Oberbücher censor zu Rom, der zu heftig gegen Luthern geschrieben hatte, Stillschweigen auf; allein der ingolstädtische Prokanzler Johann Eck und der Dominikaner Jakob Hoogstraten griffen ihn mit vieler Bitterkeit an. Luther blieb in einer solchen Art von Kampfe nichts schuldig; ward aber dafür nach Rom citirt. Der Kurfürst von Sachsen und die Universität Wittenberg verbaten dieses; und Luther erschien zu Augsburg vor dem Kardinal Cajetan, der in großem Rufe theologischer Gelehrsamkeit stand. Es kam zwischen Beyden zu einem Dispute, worin nichts entschieden werden konnte, weil Luther nur die h. Schrift zur Regel und zur Prüfung seiner Gründe annahm, der Kardinal aber sich auch auf das Ansehen des h. Thomas v. Aquino, der Kirchenväter und Theologen überhaupt, und auf die Aussprüche des kanonischen Rechts berief. Nach drey fruchtlosen Unterredungen drohete Cajetan Luthern mit dem Banne; wogegen der Letztere vor Notarien und Zeugen von dem übel unterrichteten Pabste an den besser zu unterrichtenden appellirte. Eine päbstliche

Bulle

bestätigte das Ansehen des Ablasses; und obschon darin nicht die Person, sondern nur die Sätze Luthers angegriffen wurden: so appellirte er doch sowohl wegen dieser Bulle als wegen seiner ganzen mißlichen Lage i. J. 1518. an eine allgemeine Kirchenversammlung, und ließ diese Appellation drucken. Zwar brachte es Karl von Miltitz, ein päbstlicher Kammerherr, dahin, daß der schon sehr erbitterte Mann dem Pabste Folgendes schrieb: „Das Einzige, heiligster Vater, „was ich in dieser Sache thun kann, ist, daß ich willig „verspreche, die Frage von dem Ablasse künftig nicht „mehr zu berühren und ganz zu schweigen, wenn nur „auch meine Gegner ihre leeren Luftblasen zurückhalten; „ja daß ich in öffentlichen Schriften den reinen Dienst „der römischen Kirche empfelen werde.“ Allein nach einer zu Leipzig mit Ecken gehaltenen Disputation gieng Luther immer weiter und griff eine Lehre der Kirche nach der andern an. Der Pabst verwarf i. J. 1520. ein und vierzig seiner Lehrsätze, verdammte seine Schriften zum Feuer, und bedrohete ihn mit dem Banne, sofern er nicht in 60 Tagen widerrufen würde. Statt dessen verbrannte er die päbstliche Bulle sammt dem kanonischen Gesetzbuche zu Wittenberg öffentlich, und nannte von nun an den Pabst einen Antichrist; dieser aber that den Verwägenen durch eine neue Bulle i. J. 1521. wirklich in den Bann, und foderte den Kaiser auf, seine Bannstralen mit dem weltlichen Schwerdte zu unterstützen. Luther ward auf den Reichstag zu Worms vorgeladen, und der kaiserliche Ladungsbrief gab ihm zugleich ein sicheres Geleite. Unerschrocken kam er dahin und in die Reichsversammlung. Der Trierische Official, Johann von Eck, fragte ihn: **Ob er die vorgelegten Bücher für die seinigen erkenne? und ob er widerrufen wolle?** Den ersten Theil der Frage bejahete er auf der Stelle; für den zweyten bat er sich Bedenkzeit aus. Man gestattete sie ihm bis auf den folgenden Tag, an welchem er wieder kam, und sich so erklärte: „Einige seiner Schrif„ten handelten von Glauben und Gottseligkeit; diese „könne er ohne Gottlosigkeit nicht widerrufen. In

„andern

„andern habe er des Pabstes Decrete, Mißbräuche „und Tyranney bestritten; auch diese könne er, da er „noch keines Irrthums überwiesen wäre, nicht zurück„nehmen. — Er bäte, daß man ihn aus der Schrift „eines Irrthums überführen möchte; dann wolle er nicht „nur widerrufen, sondern auch selbst seine Bücher ins „Feuer werfen.“ Der Official drang auf eine kategorische und entscheidende Antwort. Luther erwiederte: „Solange ich nicht aus der Schrift überwiesen werde, „kann und will ich nicht widerrufen. Gegen das Gewissen „zu handeln, ist so wenig sicher als aufrichtig. Hier „stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe „mir! Amen!“ Der Kaiser ließ die Reichsstände wissen, daß er Luthern zwar in die Acht erklären, aber ihm gleichwohl das versprochene sichere Geleite halten wolle. Mit diesem, das auf 21 Tage gegeben war, und in Begleitung eines kaiserlichen Herolds reisete Luther zurück; ward aber auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen unweit Eisenach von maskirten Edelleuten aufgehoben und zu seiner Sicherheit auf das Schloß Wartburg gesetzt. Hier, auf seinem Pathmos (*), wie er es nennt, hatte er Muse genug, der alten Religion täglich tiefere Wunden zu schlagen. Er übte sich auch daselbst in der hebräischen und griechischen Sprache, machte den Anfang der deutschen Bibelübersetzung, schrieb Predigten und Schutzschriften, und beförderte auf mancherley Art seine Reformation. Es ist gegen unsern Zweck, hier die ganze Geschichte derselben und ihre völlige Ausbildung darzustellen. Sie wurde, ehe sie noch von Luthern und seinen Gehülfen, vorzüglich von dem Melanchthon, vollendet, ausgebildet und in ein System gebracht war, nicht nur von halb Deutschland, sondern auch von den benachbarten Völkern, theils weil man bey dem Schwalle so vieler Mißbräuche, Aber-

(*) Welch stolzer Vergleich! aber auch welcher Contrast, wenn man den Engel des Apost. Johannes, und Luthers Engel, womit er sich auf seinem Pathmos unterhielt, miteinander vergleicht!

Aberglauben und Nebendinge das Wesen der Religion nicht mehr kannte, theils weil man ganz andere, gewiß nicht geistliche, Beweggründe dazu hatte, begierigst angenommen. So entstand eine neue christliche Gemeine, die von den Römischkatholischen nach ihrem Urheber und Hauptlehrer die Lutherische genannt wird; selbst aber die evangelische, oder wenigstens die protestantische (*) (von der Protestation der ihr zugethanen Reichsstände auf dem Reichstage zu Speyer 1529.) zu heißen wünscht.

II. Diese allerdings merkwürdige Unternehmung bekam den Namen der Reformation; und man kann nicht läugnen, daß auch zufälligerweise einige gute Folgen, besonders für die Aufnahme der Wissenschaften und Künste, aus ihr geflossen sind. Indessen äusserte sie auch sehr schädliche nicht nur für die Kirche überhaupt; sondern auch insbesondere für die Deutschen. Denn nachdem sie durch dieselbe in zwo große Gemeinen, in die römischkatholische, und in die protestantische, getheilt worden sind, hat diese Trennung Religionshaß, manche Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, bittere Streitigkeiten, selbst Blutvergießen, Religionskriege, nach sich gezogen.

III. Maximilian der Erste erlebte noch den Anfang dieser Reformation. Zwar nicht in Glaubenssachen, aber in Betreff der eingerissenen Mißbräuche in der Kirchenzucht empfand dieser gute Kaiser selbst die Nothwendigkeit einer Verbesserung. Während seiner Regierung waren so viele kirchliche Unordnungen, die aber auch auf den weltlichen Zustand der Länder wirkten, hauptsächlich durch die Ausschweifungen der Päbste,

(*) Unter diesem Namen werden auch die Anhänger des Zwingli und Calvin in Deutschland, die, wie Luther, in Helvetien und Frankreich reformirten, und nur in einigen Sätzen von Luthern abwichen, mitbegriffen.

Päbste, vorgefallen, daß nicht nur die deutschen Reichsstände mehrmals auf die Abstellung derselben drangen, sondern daß der Kaiser endlich selbst sich vornahm, an einer Kirchenverbesserung zu arbeiten. Er beschloß daher, wenn der damalige kriegerischungestüme Pabst Juliius der Zweyte gestorben seyn würde, das Kaiserthum niederzulegen, in den geistlichen Stand zu treten, und sich zum Nachfolger desselben wählen zu lassen, um alsdann jene erwünschte Verbesserung vornehmen zu können. Allein dieser Entwurf wurde bald vereitelt. Glücklicher gelang dem Kaiser die fernere Befestigung des Landfriedens, und die gute bürgerliche Einrichtung von Deutschland, die er gemeinschaftlich mit den Reichsständen traf. So besorgte das schon erwähnte **Reichsregiment**, das heißt, eine Versammlung von Kurfürsten und andern Reichsständen, unter dem Vorsitze des Kaisers die allgemeinen Reichsgeschäffte, weil damals nur zuweilen Reichstage gehalten wurden. Deutschland wurde in die noch gewöhnlichen **zehn Kreise** (*) abgetheilt. Doch blieben Länder im deutschen Reiche übrig, welche man zu keinem von diesen Kreisen gerechnet hatte, wie das Königreich **Böhmen**, das Herzogthum **Schlesien**, die Markgrafschaften **Mähren** und **Lausitz**, auch einige andere. Auf der andern Seite gehörte zu dem burgundischen Kreise anfänglich weit mehr, als in den neuern Zeiten. Denn dieser Kreis, der von den Besitzungen der ehemaligen Herzoge **von Burgund** den Namen bekam, begriff die gesammten Niederlande, das Herzogthum Lothringen, und die Grafschaft Burgund in sich. Der Kaiser stiftete überdies **einen besondern Hofrath** für seine österreichischen Erbländer; der aber auch bald als ein **Reichsgericht**, oder in den Streitigkeiten der Reichsstände unter einander, gebraucht

(*) Es kamen nämlich zu den 6 vorigen Kreisen ein Theil der kaiserlichen Erblande unter dem Namen des österreichischen und burgundischen Kreises, das Gebiet der 4 rheinischen Kurfürsten mit dem Namen kurrheinischer Kreis; Kursachsen, Brandenburg und mehrere andere Staaten, als der obersächsische Kreis.

gebraucht wurde, und nach und nach mit dem Reichskammergerichte ohngefähr einerley Bestimmung unter dem Namen des kaiserlichen und Reichshofraths erhielt. Außerdem hatte es auch schon in ältern Zeiten (wie schon an seinem Orte gemeldet worden) ein kaiserliches Hofgericht gegeben. Maximilian führte ferner die Posten i. J. 1516. zuerst in Deutschland ein, die aber bis in das siebenzehnte Jahrhundert eine Art von Vorrecht waren, welches der Kaiser allein ausübte.

IV. Mit dem deutschen Kriegswesen gieng zu seiner Zeit ebenfalls eine merkwürdige Veränderung vor. Man hatte bereits im vierzehnten Jahrhunderte hin und wieder angefangen, anstatt der Kriegsvölker, welche die Lehnsleute der Fürsten auf ihre Kosten stellen mußten, für Sold gedungene, oder recht eigentliche Soldaten, aufzubringen, weil man die letztern länger und freyer nützen konnte, als jene. In den spätern Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts wurde dieses in Deutschland immer gewöhnlicher. Die Kaiser und die Reichsfürsten verlangten von ihren Ständen und Lehnsleuten weniger persönliche Kriegsdienste, als Geld, um selbst Soldaten anzuwerben, die auch deswegen besser gebraucht werden konnten, weil sie sich zur Kriegszucht leichter angewöhnen ließen. Dadurch, und durch eine andere neue Anstalt um gleiche Zeit, daß nämlich die Fürsten auch in Friedenszeiten starke Haufen geübter Kriegsvölker beybehielten, wurden sie, zum Theil auch in Deutschland, nach und nach desto mächtiger. Der Adel, der bisher die Kriegsmacht eines Landes in den Händen gehabt hatte, verlor dieselbe nunmehr, und sie wurde allein von den Fürsten abhängig. Insonderheit aber waren es die Deutschen, welche das seit so langen Zeiten verachtete Fußvolk wieder emporbrachten, und sogar veranlaßten, daß in der Folge die vornehmste Stärke der Kriegsheere und Feldzüge auf dasselbe angekommen ist. Bisher war die vom Kopf bis auf die Füsse schwer gerüstete adeliche Reiterey (im Französischen Gens d'Armes, das heißt, vollstän-

vollständig bewaffnete Leute, genannt) in Schlachten, wie bey jeder andern Kriegsunternehmung, entscheidend gewesen. Das Fußvolk hingegen, welches neben derselben diente, übertraf sie zwar an Zahl; allein es war ohne Wahl zusammengerafft, wenig geübt, leicht bewaffnet, und nur zu einem unbedeutenden Angriffe bestimmt; auch diente der Adel niemals darunter. Jetzt aber setzten die **Schweizer zuerst** jener Reiterey, deren heftiger Anfall beynahe unwiderstehlich war, tapfere und wohlbedeckte Schaaren von Fußvolk entgegen, und überwanden dieselbe dadurch. Die übrigen Deutschen bildeten sich bald eben ein solches wohlgeübtes und muthiges Fußvolk. Man nannte es überhaupt **Knechte**, das heißt, **Dienstleistende**; besonders aber **Landsknechte**, weil sie dem Vaterlande dienten, auch **Lanzknechte**, von den **Lanzen**, welche sie führten. In Kurzem wurde dieses deutsche Fußvolk so berühmt, daß die Könige von Frankreich um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auch dergleichen anwarben, worunter hauptsächlich die **schwarzen Banden** oder **Haufen**, wie sie von ihrer schwarzen Rüstung genannt wurden, sich hervorthaten. Maximilian brachte einige Verbesserungen bey dem deutschen Kriegswesen an, wobey ihm sein trefflicher Feldherr, Georg von Fründsberg oder Freundsberg (der aber ordentlich Fronsberg genannt wird), Herr von Mindelheim in Schwaben, vornehmlich beystand. Das **schwere Geschütz** wurde vollkommener gemacht, und im Kriege geschickter angewandt. Auch wurden die Kriegsvölker zuerst in völlig **gleiche Regimenter** abgetheilt. Obgleich aber die Deutschen unter dieses Kaisers Anführung mit aller Unerschrockenheit fochten; so war er doch nirgends weniger glücklich, als in seinen Kriegen, die er in Italien und andern Ländern führte. Daran war sowohl der Geldmangel Schuld, den er sich durch ein verschwenderisches Betragen zuzog, als die Unbeständigkeit seiner Entwürfe und Handlungsarten. Er gehört sonst unter die ruhmwürdigsten Kaiser, besaß auch einige gelehrte Kenntnisse, munterte die Künste und Wissenschaften nach-

drücklich auf; ließ insonderheit die alte deutsche Geschichte, und die Stammtafeln der alten fürstlichen Häuser in Deutschland fleißig aufsuchen und beschreiben, ingleichem alte Urkunden und Nachrichten, welche die Rechte und Streitigkeiten des deutschen Reichs betreffen, sorgfältiger, als bisher geschehen war, verwahren. Man eignet ihm daher mit Recht die bessere Einrichtung der Archive oder Urkundenschätze in Deutschland zu. Während seiner Regierung sind auch die ersten Thaler geschlagen worden. Man entdeckte nämlich ein sehr ergiebiges Silberbergwerk zu Joachimsthal in Böhmen. Der Graf von Schlick, Besitzer desselben, ließ daraus, gerade mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, größere Silbermünzen von zwey Loth, dergleichen man noch nicht gehabt hatte, prägen. Sie wurden von dem gedachten Orte Thaler, nachmals Reichsthaler, gleichsam eine Reichsmünze von Joachimsthal, genannt.

V. Ein noch größeres Feld zu einer thätigen und heilsamen Regierung für die Deutschen fand Maximilians Enkel und kaiserlicher Nachfolger, Karl der Fünfte (v. J. 1519 — 1558.), der bereits König von Spanien, Herr der Niederlande, und verschiedener zum spanischen Reiche gehörenden Länder in und ausserhalb Europa war. Aber Karl sah, da er kaum auf den Thron gelangt war, dem völligen Ausbruche der Reformation, den, wie es schien, keine menschliche Macht mehr zurückhalten konnte, entgegen. Er sah Millionen Deutsche begierig nach derselben greifen; sie dabey zu schützen, oder daran zu hindern, das stand in seiner Gewalt, durfte aber nur ein Werk seiner Einsicht und Klugheit werden. Karl war mächtig genug, um in diesem Allem mit kräftigem Ansehen zu verfahren; wenngleich die Reiche, über welche er herrschte, größtentheils weit von einander entfernt waren. Und eben wegen seiner furchtbaren Macht, sorgten die deutschen Fürsten auf eine gewissermassen neue Art für die Erhaltung ihrer Rechte und Freyheiten, ja ihres Daseyns selbst. Denn obgleich schon mehrmals den

Kaisern

Kaisern bey ihrer Wahl Bedingungen waren vorgelegt worden, nach welchen sie regieren sollten; so war solches doch niemals so förmlich und umständlich geschehen, als jetzt, da der Kaiser eidlich versprechen mußte, daß er in allen wichtigen Reichsangelegenheiten mit Einwilligung der Kurfürsten verfahren, und nicht allein zum Besten und zur Ehre des Reichs regieren, sondern auch dabey überall Recht, nicht Gewalt, gebrauchen wolle. Man nannte daher dieses die erste Wahlcapitulation. Aehnliche Regierungsvorschriften, etwas verändert oder vermehrt, haben seitdem alle Kaiser beschworen. Karl war ungeachtet derselben immer noch im Stande, die gewaltige kirchliche Erschütterung, welche zu seiner Zeit ganz Deutschland traf, nachdrücklich zu leiten und zu nützen. Aber überhaupt waren doch Religion und Kirche nicht Gegenstände seiner herrschenden Absichten und Unternehmungen. Er wandte nur alsdann eine genauere Betrachtung auf dieselben, wenn sie mit seinen großen Staatsentwürfen, mit den Bündnissen, Kriegen, Ansprüchen auf gewisse Länder, oder Behauptung derselben, kurz mit der Hoheit seines Hauses und seiner Person, zusammenhiengen. Deswegen arbeitete er der Reformation in ihrem schnellen Laufe nicht so kräftig entgegen, als man von ihm erwartet hatte. Seine fast beständigen Kriege mit den Königen von Frankreich, wegen der Anforderungen, welche diese auf einige italischen Länder machten, beschäfftigten ihn am allermeisten. Die Deutschen folgten ihm in dieselben häufig nach; ob er gleich auch viele italische und spanische Kriegsvölker gebrauchte. Sie wurden dadurch noch kriegerischer, und halfen ihm beynahe immer siegen. Dagegen stritten sie unter einander über die Religion, und wurden selbst in innerliche Kriege verwickelt.

VI. Karl war der letzte Kaiser, der sich von den Päbsten krönen ließ. Von dieser an sich unschuldigen, aber aus dem Grunde präjudicirlichen Ceremonie, weil die Päbste mit derselben den irrigen Wahn verbunden hatten, als wenn ohne dieselbe kein Kaiser voll-

kommen alle seine Vorrechte besitze, sind die Kaiser, und die Deutschen überhaupt, nach jener Unterlassung gänzlich befreyet worden: und so ward der ungegründete Antheil, welchen die Päbste sonst an den Kaiserswahlen nahmen, völlig aufgehoben. Schon Karl und andere deutsche Fürsten, welche die Reformation nicht annahmen, konnten doch die ihnen gebührenden Rechte in Kirchensachen weit freyer, als ehemals, ausüben. Da es ohnedem zu den Staatsabsichten dieses Kaisers gehörte, die Päbste zu demüthigen, die seiner Oberherrschaft, besonders in Italien, stets Einhalt zu thun versuchten: so konnten ihm die Gesinnungen über die Päbste, welche sich damals in Deutschland ausbreiteten, desto mehr Muth dazu machen. Daher war er auch nach mehrern Jahrhunderten der erste Kaiser, der einen wichtigen Schritt zur Wiedereinnehmung seines kaiserlichen Sitzes, der Stadt Rom, that. Er hatte das Glück gehabt, durch seine Feldherren den König von Frankreich, Franz den Ersten, in einer Schlacht zum Gefangenen zu machen. Nach einiger Zeit gab er demselben auf harte Bedingungen seine Freyheit wieder; sogleich aber vereinigte sich der Pabst Clemens der Siebente mit diesem Könige wider den nun in Italien zu mächtig gewordenen Kaiser. Karl beschloß, den Pabst dafür zu züchtigen. Sein Kriegsheer eroberte i. J. 1527. Rom mit Sturm, und plünderte diese Stadt, welche damals eine der reichsten in der Welt war, unter mancherley mehr als türkischen Gräuelthaten mehrere Wochen nach einander aus, während daß der Pabst in der Festung von Rom, welche die Engelsburg heißt, ein Gefangener war, und sechs Monate blieb, bis er dem Kaiser viel Geld und andere Vortheile für seine Loslassung bewilligt hatte. Unter dem kaiserlichen Kriegsheere befanden sich auch mehr als zwölftausend Deutsche. Wie es damals gewöhnlich war, daß bey einem ausbrechenden Kriege ein berühmter und bey den Soldaten beliebter Feldherr ankündigte, er wolle ein Heer sammeln, welches auch bald durch den Zulauf der verabschiedeten Kriegsleute vollzählig wurde: so hatten sich auch jetzt, als

als Fronsberg eine solche Nachricht bekannt machte, viel tausend Deutsche gar bald unter seiner Fahne vereinigt, von welchen eine ziemliche Anzahl der Reformation ergeben war. Ungeachtet dieses letztern Umstandes aber, und ob sie gleich von dem Pabste bey ihrer Annäherung unter dem Namen als Lutheraner mit Bannflüchen belegt wurden, waren es doch die deutschen Soldaten, welche bey der Plünderung und Verwüstung Roms, der härtesten unter allen, welche diese Stadt noch ausgestanden hatte, die meiste Menschlichkeit, nach dem Zeugnisse der Italier dieser Zeit, bewiesen. Die Italier und Spanier unter dem kaiserlichen Heere, die doch für eifrige Römischkatholische angesehen wurden, begiengen aus Geldbegierde und Geiz nach Beute die abscheulichsten Grausamkeiten gegen die unbewaffneten Einwohner, mißhandelten die vornehmsten Geistlichen, und schonten der Kirchen selbst nicht. Die deutschen Soldaten hingegen eigneten sich zwar freylich einen Theil der Schätze zu. Allein sie begnügten sich mit einer mäßigen Beute, begegneten ihren Gefangenen leutselig, und versteckten sogar manche derselben, damit sie von den andern Nationen nicht Beschimpfungen und Martern dulden dürften. Und dieses Bezeigen der Deutschen, sagt ein vortrefflicher italischer Geschichtschreiber, kam gewiß davon her, weil sie eine gütigere und sanftere Gemüthsart hatten.

VII. Indessen war Karl niemals Willens gewesen Rom selbst zu behaupten, ob er es gleich mehrere Monate inne hatte, und sein benachbartes Königreich Neapel ihm jenen Besitz erleichterte. In den vorhergehenden Jahrhunderten war es für die Kaiser und die Deutschen eine Quelle von Unglück geworden, wenn sie ihre gerechten Ansprüche auf Rom ausführen wollten. Und Karl hatte ganz andere Absichten. Er stellte den Pabst wieder auf freyen Fuß, und drey Jahre darauf stand er schon wieder, um die Franzosen von Italien abzuwehren, mit demselben in einer genauen Verbindung. Und ob er gleich den Evangelischen erlaubte,

ihr Glaubensbekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg i. J. 1531. öffentlich abzulegen; so wollte er sie doch zugleich zur Wiedervereinigung mit der Kirche mit Ernst anhalten. Dieses veranlaßte die protestantischen Reichsstände, zur Vertheidigung ihrer und ihrer Unterthanen Gewissensfreyheit, i. J. 1541. ein Bündniß unter einander zu schließen, das von Schmalkalden, wo es errichtet wurde, der schmalkaldische Bund heißt. Nun stieg die Religionserbitterung zwischen beyden Theilen in Deutschland immer höher; die doch ganz hätte vermieden werden können, wenn die Deutschen einander ihre Religionsfreyheit, so wie es die ersten Christen thaten, gegönnt hätten. Bald kam es darüber unter ihnen zu Feindseligkeiten. Da auch die Bemühungen des Kaisers, diesen heftigen Streit durch friedfertige Unterredungen zu endigen, fruchtlos waren, und seine häufige Abwesenheit aus Deutschland seinem Ansehen daselbst nachtheilig zu werden anfieng, so glaubte Karl endlich i. J. 1546. — es sey für seine Würde nothwendig, die zu mächtig gewordenen schmalkaldischen Bundesgenossen anzugreifen. Sie waren ihm an Kriegsmacht weit überlegen; aber ihre Uneinigkeit, und seine ausnehmende Klugheit gaben ihm gar bald in der Schlacht bey Mühlberg i. J. 1547. den vollkommensten Sieg. Ihr Bund wurde zerstört; es schien, daß er nunmehr auch ihre Religionsübung unterdrücken würde. Allein es war ihm genug, seine kaiserliche Gewalt nicht blos hergestellt, sondern auch sehr erhöht zu haben. Er führte die ehemaligen Oberhäupter der Evangelischen, den Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, und den Landgrafen von Hessen, Philipp den Großmüthigen, gefangen mit sich herum, und handelte in Deutschland ziemlich eigenmächtig, ohne sich eben um die Reichsgesetze zu bekümmern. Daher überfiel ihn zuletzt der neue Kurfürst von Sachsen Moritz i. J. 1552. so plötzlich mit seinem Kriegsheere, daß Karl darein willigte, die Beschwerden der deutschen Fürsten abzustellen. Der Religionsfriede, der i. J. 1555. zu Augsburg gestiftet wurde (nachdem vorher schon ähnliche Vergleiche, die

aber

aber wenig beobachtet wurden, geschlossen waren), legte insonderheit die langen Zwistigkeiten der Römischkatholischen und Evangelischen bey. Es wurde durch denselben ausgemacht, daß die **Augsburgischen Confessionsverwandten** (so nannte man die Evangelischen von ihrem zu Augsburg übergebenen Bekenntnisse), ihren Glauben in ungestörter Ruhe ausüben, die geistlichen Güter, das heißt, die Bisthümer, Abbteyen, Kirchen und andere Stiftungen, Gebäude und Einkünfte der römischkatholischen Kirche, die sie bisher in ihren Ländern an sich gezogen hatten, auch ferner behalten, und von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöffe frey seyn sollten. Allein der Zusatz, der noch beygefügt wurde, daß jeder römischkatholischer Geistliche, der zur evangelischen Religion übertrete, sein Stift oder Amt sogleich verlieren sollte; dieser Zusatz hinderte den fernern Lauf der Reformation in Deutschland.

VIII. Der Religionsfriede war die vornehmste Wohlthat, welche den Deutschen unter Karls des Fünften Regierung zu Theil wurde. Nachdem sie über dreyßig Jahre lang einander die kirchliche Freyheit und Verträglichkeit in Religionssachen streitig gemacht hatten, fanden sie dennoch endlich, daß für sie nichts heilsamer und anständiger sey, als sich darüber zu vereinigen. Dieser Friede gehörte zwar nicht zu Karls Absichten; aber um Ruhe, Verbindung der Gemüther, und gemeinschaftliches Arbeiten zu immer besserm Wohlstande in Deutschland zu befördern, konnte in der That kein tüchtigeres Mittel gewählt werden. Die lange Regierung Karls war auch sonst nicht unfruchtbar an nützlichen Veranstaltungen für die Menschen; wenn gleich seine fast immerwährenden Kriege und der Aufenthalt, den er so oft in seinen auswärtigen Reichen und Ländern nehmen mußte, ihm nicht verstatteten, eine anhaltende Sorgfalt mit eigenen Augen auf alle Bedürfnisse von Deutschland zu wenden. Sein Bruder, der König Ferdinand, der meistentheils seine Stelle vertrat, und der Eifer der

deutschen Reichsstände, ersetzten solches. So wurde also der Landfriede noch mehr befestigt; dem Reichskammergericht ein noch besseres Verfahren vorgeschrieben, und unter andern solchen Reichsgesetzen auch die **peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt**, durch welche die Untersuchung und Bestrafung grober Verbrechen, wobey bisher so viele Mißbräuche vorgefallen waren, genauer bestimmt wurde. Dieses Gesetz, das noch viele Gültigkeit in Deutschland hat, ist zwar äußerst streng, und läßt noch genug in Ansehung der Richtigkeit der Begriffe von Missethaten, der Mittel, sie außer Streit zu setzen, und des Verhältnisses der Strafen gegen dieselben, übrig; war aber gleichwohl immer ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der peinlichen Rechte. Im Grunde thaten die Deutschen selbst unter dieser Regierung mehr als der Kaiser und ihre Fürsten, um sich von allen Seiten empor zu schwingen; aber doch hatten sie auch dem Schutze derselben viel zu danken.

IX. Der letzte Krieg, den Karl führte, war eigentlich auch der einzige, den er zum Besten des deutschen Reichs unternommen hat. Aber er war auch vorzüglich zu demselben verbunden. Denn als man ihn, nach der Ueberwindung der schmalkaldischen Bundesgenossen, beschuldigte, daß er zu hart und herrschsüchtig mit den deutschen Reichsständen verführe, und dabey vergaß, daß manche Stände durch ihr Betragen gegen ihn hieran Schuld wären, nahm sich zwar dieser der König von Frankreich, Heinrich der Zweyte, dem Scheine nach an, und rückte mit einem Kriegsheere in Deutschland ein. Aber eigentlich bediente er sich nur dieses Vorwandes, um sich der Bisthümer **Metz, Tull** und **Verdun** zu bemächtigen. Karl, der dieses Gebiet wieder an Deutschland bringen wollte, bekriegte ihn deswegen, aber mit einem unglücklichen Erfolge. Er, der sonst beynahe allemal Sieger gewesen war, hatte in seinen letzten Jahren mehr als einmal den Waffen solcher Fürsten, die seine Macht nicht besaßen, weichen müssen, und auch außerdem an seinem

Ansehen

Ansehen gelitten. Der Ueberdruß, den er hierüber empfand, sein lebhaftes Gefühl des Eitlen aller menschlichen Hoheit und seine kränkliche Leibesbeschaffenheit brachte ihn zu dem Entschlusse, die Regierung von Deutschland und allen seinen übrigen Ländern niederzulegen. Er begab sich darauf mit einem mäßigen Einkommen, welches er sich vorbehielt, in das spanische Kloster Yuste unweit Coacos, wo er zugleich einer wärmern gesunden Luft, und der Süßigkeiten eines niedern sorgenfreyen Lebens genießen, aber sich auch zu seinem heranahenden Tode vorbereiten wollte. Hier beschäfftigte er sich also theils mit Andachtsübungen und gottseligen Unterredungen, theils mit seinem Garten, worin er selbst pflanzte, auch mit allerhand künstlichen Arbeiten und Werkzeugen, die entweder er, oder Andere unter seiner Aufsicht, verfertigten. Darunter waren auch große und kleine Uhren. Indem er bemerkte, daß es nicht möglich sey, zwo derselben zu finden, die völlig gleich mit einander giengen, sagt man, daß er die eitle Bemühung seiner vorigen Jahre, Menschen vollkommen zu einerley Denkungsart über die Religionslehren zu leiten, bereuet habe. Aber nach einiger Zeit, da sein Körper merklich schwächer und elender wurde, sank auch sein großer Geist darnieder. Er ahmte das strengste Mönchsleben nach, und übte selbst durch Geisseln sehr schmerzhafte Büssungen an sich aus, in der Meynung, die göttliche Gnade damit zu verdienen. Endlich fiel er auf den sonderbarsten Einfall, sich mit dem nahen Tode bekannter zu machen. Die allermeisten Menschen verstehen diese große und nothwendige Kunst nicht, welche lediglich darin besteht, täglich mit einem guten und frohen Gewissen an den Tod zu denken und ihm ohne alle Furcht, mit sicherer Erwartung eines bessern Lebens, entgegen zu sehen. Sie entfernen vielmehr den Gedanken an denselben während ihres Lebens von sich, und finden ihn desto fürchterlicher, wenn sie einst schlechterdings an ihn denken müssen. Auch Karl scheint von diesem Fehler nicht ganz frey gewesen zu seyn. Er brauchte ein äußerliches frommes Gepränge von außerordentlicher Art, um sterben zu

lernen,

lernen, und feyerte sein eigenes Leichenbegängniß. In der Kappelle des Klosters wurde sein Grabmaal errichtet; da legte man ihn im Todtengewande in einen Sarg; um ihn standen seine Hausbedienten mit brennenden Fackeln; die Geistlichen sangen und beteten für die Ruhe seiner Seele; er betete unter vielen Thränen mit, und sein Sarg wurde zuletzt mit geweihtem Wasser besprengt. Aber er strengte sich durch diese seltsame Cärimonie so heftig an, daß er kurz darauf wirklich die Welt verließ. — Wenige Fürsten sind so große Kenner der Menschen, so geschickt in der Wahl derjenigen gewesen, die sie zu Geschäfften aller Art gebrauchten, als Karl. Er war von unermüdeter Thätigkeit, ein überaus staatskluger Herr und geübter Krieger. Aber die Mittel, welche er ergriff, um seine Absichten zu erreichen, vertrugen sich nicht immer mit Rechtschaffenheit und Treue: ein gewöhnlicher Fehler derer, die, wie er, von einer übermäßigen Herrschbegierde regiert werden.

X. Karls Bruder und Nachfolger auf dem Kaiserthrone, Ferdinand der Erste (reg. vom Jahr 1558 — 1564.), beobachtete viele Mäßigung in Religionssachen, und versuchte sogar die beyden getrennten Gemeinen in Deutschland, durch Milderungen von Seiten der Römischkatholischen, mit einander auszusöhnen (*). Noch sanfter dachte über solche Angelegenhei-

(*) Demungeachtet fehlte es nicht an Irrungen und Beschwerden, die unter den verschiedenen Religionsgenossen obwalteten; besonders seitdem die sogenannten Reformirten auch in Deutschland täglich zahlreicher wurden, besonders da der pfälzische Kurfürst, Friedrich der Dritte, zu ihrer Partey trat. Die ökumenische Synode zu Trient, die i. J. 1545. anfieng und i. J. 1563. geendigt ward, und der Jesuitenorden, dessen Stifter Ignatius (Don Inigo) von Lojola in eben dem Jahre, da Luther zu Worms erschien, verwundet war, setzten nun undurchdringliche Scheidemauern zwischen den Katholischen und Protestanten.

genheiten sein Sohn Maximilian der Zweyte, der nach ihm regierte (v. J. 1564 — 1576.). Allein diese beyden Kaiser herrschten nur achtzehn Jahre; und Maximilians Sohn hingegen, Rudolf der Zweyte, der weder ihre Gesinnungen, noch ihre Klugheit hatte, sechs und dreyßig (v. 1576 — 1612.) Zu seiner Zeit gerieth Deutschland in eine Verwirrung, die noch lange nach ihm die traurigsten Folgen gezeigt hat. Halb aus Unfähigkeit der Regierung, halb aus einer größern Neigung zu gewissen Künsten und Wissenschaften (besonders zur Scheidekunst, zur Sternkunde und zum Drechseln), ließ sich Rudolf ganz von seinen Staatsbedienten und Geistlichen, nach den Absichten des spanischen und päbstlichen Hofes, leiten. Die Evangelischen sahen also verschiedene seiner Handlungen und einige Aussprüche des kaiserlichen Reichshofrathes (der gleiche Gerichtsbarkeit mit dem Kammergerichte behauptete) für Kränkungen ihrer Rechte an, besonders da dieser die schwäbische Reichsstadt Donauwerth, wegen Stöhrung einer dortigen katholischen Procession, im Jahr 1606. in die Acht erklärt und dem Herzoge von Bayern die Execution aufgetragen hatte, der sie sodann in Besitz nahm. Das einzige Rettungsmittel, welches sie dagegen zu finden glaubten, war ein Bündniß, das die Meisten von ihnen i. J. 1610. mit einander schlossen, um sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ein in der That unglückliches Mittel, das in Kurzem einen innerlichen Krieg hervorbringen mußte; zumal da gleich darauf ein Gegenbündniß der Römischkatholischen zu Stande kam. Wirklich sah auch Rudolfs Bruder, der Kaiser Matthias (reg. v. J. 1612 — 1619.) diesen Krieg ausbrechen, ohne daß seine Klugheit solches verhindern konnte.

XI. Ueberhaupt also war der unnöthige und unwürdige Religionshaß, der aus der Trennung der deutschen Christen, von einander entstanden war, eins der vornehmsten Hindernisse, welches die Deutschen sich selbst auf dem Wege zu mehrerer Vollkommenheit legten.

Diesen

Diesen Haß nicht zu unterhalten, sondern immer zu entkräften, war die ehrenvolle Pflicht der Kaiser, der übrigen Fürsten, der Staatsbedienten und der Lehrer. Um sie auszuüben, gaben richtigere Einsichten, die man erlangt hatte, der Religionsfriede, auch die Betrachtung der allgemeinen Bedürfnisse und Vortheile, wichtige Erleichterungen. Aber beyde herrschende Religionsgesellschaften in Deutschland hatten sich mit solchen Merkmaalen der Erbitterung von einander abgesondert, daß ausnehmende Weisheit dazu gehörte, den eingewurzelten feindseligen Groll zwischen ihnen zu mildern. Die eine betrachtete die andere als einen von ihr abgefallenen ungetreuen Haufen, der auf jede Art wieder unter den vorigen Gehorsam der allgemeinen Kirche zurückgebracht werden müsse. Die andere hingegen, froh über die mit der äußersten Gefahr errungene Gewissensfreyheit, wandte alle ihre Kräfte an, um sich bey derselben zu behaupten. Daher führten nun die Lehrer und Schriftsteller von beyden Seiten die hitzigsten Religionsstreitigkeiten, wodurch die Gemüther, wo möglich, noch mehr von einander entfernt wurden. Die Evangelischen selbst, stritten unter sich viele Jahre über die bestimmte Erklärung ihrer Religionslehren; wie es in einer Gemeine, die sich kaum zu bilden anfängt, fast unvermeidlich war. Noch hitziger widersetzten sie sich den Reformirten, das heißt, den Anhängern der schweizerischen Reformation, die neben ihnen und nach und nach an ihrer Stelle, sich in Deutschland festsetzten. Diese bittern Religionshändel waren in der Hauptsache, wegen der sie begleitenden Handlungen und Folgen, ein bleibender Verlust für die Deutschen. Ihr kriegerischer Geist, der diese neue Nahrung bekam, kehrte auch noch bisweilen zu dem unterdrückten Faustrechte zurück. So ließ unter andern ein fränkischer Edelmann, Wilhelm von Grumbach, den Bischof Melchior von Würzburg, von dem er sich beleidigt glaubte, erschiessen, überfiel Würzburg mit einem bewaffneten Haufen, preßte dem Domkapitel einen harten Vergleich ab, wurde ungeachtet dieser Gewaltthätigkeiten von dem Herzoge Johann

Fried-

Friedrich von Sachsengotha geschützt, und gab zu einem sehr traurigen Kriege Gelegenheit. Es fehlte auch sonst nicht an innern Feindseligkeiten in Deutschland, durch welche besonders einige Städte ihre bisherige Freyheit verloren.

XII. Gleichwohl waren alle diese Uebel nur noch gering gegen denjenigen Krieg zu nennen, der sich am Ende der Regierung des Kaisers Matthias entflammte, und **dreyßig Jahre** lang (v. J. 1618 — 1648.) Deutschland verzehrte. Vor demselben hinderten sie sich nur noch in ihrem weitern Fortgange; durch diesen Krieg aber wurden sie **gewissermassen** wieder in die Zeiten der **alten Barbarey** zurück gesetzt. Auch dabey kam alle Reizung von einem übelverstandenen Religionseifer her. Die evangelischen Böhmen glaubten wegen der Ausübung ihrer Religion gekränkt zu seyn. Als sie darüber sich vergebens am kaiserlichen Hofe beschwerten, schritten sie zur **Selbstrache**, warfen zween Herren von der königlichen Regierung zu Prag, aus den Fenstern des dortigen Schlosses herab, ergriffen die Waffen, und weigerten sich, den neuen Kaiser Ferdinand den Zweyten (reg. v. 1619 — 1637.) für ihren König zu erkennen. Darauf nahm zwar Friedrich der Fünfte, Kurfürst von der Pfalz, das Königreich Böhmen an, welches sie ihm antrugen, wurde aber bald darauf im Jahr 1620. auf dem weißen Berge bey Prag durch Hülfe der Bayern von dem Kaiser überwunden, aller seiner Länder, auch selbst seiner Kurwürde, von demselben beraubt; und diese Würde bekam der **Herzog von Bayern**. Diejenigen Reichsstände, welche sich des unglücklichen Kurfürsten annahmen, und zuletzt auch der König von Dänemark, richteten eben so wenig wider den Kaiser aus. Er nahm dafür **evangelischen Fürsten ganze Länder**, befahl durch das **Restitutionsedict** i. J. 1629. den Reichsständen von dieser Religion, **eine große Menge geistlicher Güter in ihrem Gebiete**, die ehemals den Römischkatholischen gehört hatten, an diese **zurückzugeben**, und ließ diesen Befehl sogleich durch

seine

seine zahlreichen Soldaten, die er in Deutschland vertheilt hatte, vollstrecken. In dieser Lage kam den Evangelischen der König von Schweden, Gustav Adolf, der ohnehin verschiedene Beschwerden gegen den Kaiser hatte, i. J. 1630 mit einem Kriegsheere zu Hülfe. Er trieb die kaiserlichen Kriegsvölker von der Ostsee bis in die österreichischen Erbländer zurück, und eroberte in zwey Jahren mehr als die Hälfte von Deutschland. Sein Tod, der nach dieser Zeit i. J. 1632. in der Schlacht bey **Lützen** erfolgte, schien neue Hoffnungen eines allgemeinen Friedens zu erwecken; allein man kam über die Bedingungen desselben nicht völlig überein, ob sich gleich die meisten evangelischen Fürsten mit dem Kaiser verglichen. Bald darauf i. J. 1635. vereinigten sich auch die **Franzosen** mit den Schweden wider den Kaiser, und der Krieg wurde noch so viele Jahre fortgeführt, bis die schwedischfranzösische Partey durch ihr anhaltendes Glück in den Stand gesetzt war, den Frieden vorzuschreiben. Dieser Krieg kostete Deutschland **viele hundert tausend Menschen** (*), die durch Schwerdt, Feuer, Hunger und vielfaches andres Elend das Leben verlohren. Große Landesstriche wurden Wüsten, wo man kein angebautes Feld, und keine Dörfer, und in den selten gewordenen Städten kaum einige Einwohner erblickte. Die **Deutschen** hatten überhaupt noch nicht genug gelernt, selbst im Kriege die Rechte der Menschlichkeit zu ehren. Die Feldherren ließen oft diejenigen Gegenden auf das grausamste verheeren, aus denen sie für ihre Soldaten den Unterhalt hätten ziehen sollen; man verbrannte und mordete ohne Widerstand zu finden, blos von der Wuth gegen feindliche Länder angefeuert. Da überdies, zur

Schande

(*) Die blutigsten Schlachten in diesem mörderischen Kriege waren bey Leipzig i. J. 1631. bey Lützen i. J. 1632. bey Nördlingen i. J. 1634. die härteste Niederlage der Schweden in diesem Kriege, bey Wittstock i. J. 1636. bey Rheinfelden i. J. 1638. bey Leipzig i. J. 1642. bey Düttlingen zum Nachtheile der Franzosen im Jahr 1643.

Schande der Deutschen, in ihrem Vaterlande viele tausend Ausländer von beyden Seiten diesen Krieg hauptsächlich fortsetzten, und zugleich Deutsche gegen einander anführten, blos weil sich diese selbst über ihre kirchliche und bürgerliche Rechte nicht mit einander vereinigen konnten, indem es ihnen sonst sehr leicht gewesen seyn würde, allen ausländischen Kriegsheeren das Eindringen in ihr Vaterland zu verwehren; so war es eben nicht zu verwundern, daß Deutschland von Fremden keineswegs geschont wurde. Noch kam der Religionshaß hinzu, der sich so gern alle Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen gegen diejenigen erlaubt, welche er für Feinde des wahren Glaubens hält. Die Deutschen glaubten größtentheils einen Religionskrieg zu führen; nach und nach aber wurde mehr darüber gefochten, welche von beyden Parteyen mächtiger oder erniedrigt werden sollte.

XIII. Aus diesem zerstörenden unglücksvollen Kriege floß jedoch zuletzt, geleitet von der göttlichen Vorsehung, welche immer einzelne Uebel zum allgemeinen Besten wendet, eine unschätzbare Wohlthat für die Deutschen. Sie standen in Gefahr, durch denselben ihre ganze Verfassung auf immer zu verlieren, ja sogar unter die Herrschaft ausländischer Nationen zu gerathen. Allein der Friede, welcher in zwo westfälischen Städten, zu Osnabrück und Münster i. J. 1648. geschlossen wurde, und deswegen der westfälische heißt, befestigte vielmehr und verbesserte noch die Staats- und Religionsverfassung der Deutschen; er legte einen neuen dauerhaftern Grund zu ihrem Wohlstande bis auf unsere Zeiten. Die auswärtigen Nationen, welche den Krieg auf Deutschlands Kosten geführt hatten, die Franzosen und Schweden, bewirkten auch diesen erwünschten Frieden am meisten, und der damalige Kaiser, Ferdinand der Dritte, der seinem Vater, Ferdinand dem Zweyten, nachgefolgt war (reg. v. 1637 — 1657.), befand sich sehr weit von dem Ziele der großen Absichten desselben entfernt. Es wurde also der Religionsfriede, der seinem Umsturz so nahe

gewesen war, auf das kräftigste bestätigt. Die Reformirten, welche bisher schon in Deutschland desselben genossen hatten, weil sie das augsburgische Glaubensbekenntniß annahmen, wurden nunmehr namentlich zur Theilnehmung an demselben aufgenommen. Die beyden Gemeinen, welche durch die Reformation entstanden waren, hießen seitdem gemeinschaftlich die Evangelischen, und wurden in gleiche Rechte mit der römischkatholischen versetzt. Daß dieser neue Religionsfriede desto fester fortdauern konnte, dafür wurde auch dadurch gesorgt, daß verschiedene evangelische Reichsstände an Ländern und Macht einen ansehnlichen Zuwachs erlangten, indem eine Anzahl Erzbisthümer, Bisthümer und Abbteyen, in Herzogthümer und Fürstenthümer verwandelt, an sie überlassen wurden (*), um ihnen den erlittenen Schaden zu ersetzen. Aber zugleich wurden den deutschen Reichsständen insgesammt ihre landesherrlichen Rechte in dem vollkommensten Umfange bekräftigt; die Verbindung zwischen dem Kaiser und ihnen wurde genau bestimmt, und vielerley Beschwerden wurden aufgehoben. Das pfälzische Haus gelangte wieder zur Kurwürde; nur mit dem Unterschiede, daß es, anstatt der ehemaligen fünften Stelle unter den Kurfürsten, jetzt die achte bekam. Zwar erklärte eben dieser Friedensschluß die schweizerische Eidgenossenschaft für einen Freystaat; allein sie hatte ohnedies schon lange aufgehört, vom deutschen Reiche abhängig zu seyn. Und wenn gleich auch einige deutsche Länder an Schweden und Frankreich kamen, so gewannen doch die Deutschen durch diesen Frieden soviel, daß sie einen solchen Verlust leicht vergessen konnten.

XIV.

(*) So bekam Schweden Bremen und Verden, die jetzt dem Kurhause Braunschweig gehören; Brandenburg die Erz- und Hochstifter Magdeburg, Halberstadt, Minden, Kamin; Hessen die Abbtey Hirschfeld, u. s. w.

XIV. Erst jetzt also, am Ende dieses Zeitraums, wurden die Deutschen wieder in den Stand gesetzt, auf demjenigen Wege fortzuarbeiten, den sie sich zu Anfange desselben gebahnt hatten. Unterdessen war doch bereits in den ersten fünfzig Jahren sehr viel durch sie geschehen, und auch in den letztern hundert regte sich von Zeit zu Zeit der zu edeln Versuchen gerüstete, aber den unglücklichen Zeiten oft unterliegende Geist. Zween große Deutsche erleuchteten schon den Eingang des sechszehnten Jahrhunderts. Der eine, Johann Reuchlin, aus Pforzheim in der Markgrafschaft Baden gebürtig, nachmals ein Rechtsgelehrter im Würtembergischen, beförderte die Einführung der wahren Gelehrsamkeit in Deutschland durch seinen Eifer, sein Beyspiel und seine Schriften ausnehmend. Ihm sind die Deutschen insonderheit Neigung zur griechischen und hebräischen Sprachwissenschaft schuldig; er schrieb sogar die erste hebräische Sprachlehre. Solche Kenntnisse waren gleichsam ein Verbrechen bey einigen unwissenden und boshaften Mönchen. Sie brachten ihn in große Noth; allein der mainzische Domdechant, Lorenz von Truchses, ein großer Freund wahrer und nützlicher Gelehrten, rettete ihn. Der Andere, ein Niederländer, Erasmus, zu Rotterdam in Holland gebohren, der aber großentheils zu Basel, entfernt von Aemtern, und blos den Wissenschaften ergeben, lebte, trat nicht nur in Reuchlins Fußtapfen, sondern erlangte noch einen ausgebreitetern Ruhm, als dieser. Nicht nur durch Anweisungen, sondern auch durch ausnehmend vortreffliche Schriften zeigte er, wie viel zu einem wahrhaft christlichen, und doch zugleich freymüthigen, gründlich gelehrten, und gemeinnützlichen Lehrer der Religion erfordert werde. Er lehrte auch überhaupt feinern Geschmack, das heißt, richtige und fertige Empfindung und Beurtheilung des Wahren, Schönen und Nutzbaren aller Art in den Wissenschaften, aus den alten Griechen und Römern schöpfen. Dabey besaß er ungemein viel sinnreichen Witz, und die angenehmste Gabe zu satirisiren; aber nicht sowohl auf eine beleidigende Art

über Personen, als über unzählige Mißbräuche, Fehler und Thorheiten, die von den sogenannten Gelehrten, und besonders im Namen der von so manchen ihrer eigenen Lehrer schlecht gekannten Religion, begangen wurden. Nie war ein gelehrterer und nützlicherer Mann unter den Deutschen aufgestanden. Kein Wunder also, daß er von Neidern, Dummköpfen und Aftertheologen grimmig angebellt; dagegen aber von allen Päbsten, Gelehrten und verständigen Großen seines Zeitalters nach Verdienst geschätzt wurde. Luthern bestritt er in siegreichen Schriften vom freyen Willen. Seine eben so zahl-, als geistreichen und fruchtbaren Werke sind ewige Denkmäler seines Ruhmes. Er starb i. J. 1536. Andere Deutsche, ebenfalls im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, fiengen auch an, wie diese beyden großen Männer, und ihre gemeinschaftlichen Vorgänger, die Griechen in Italien, nach besserer Gelehrsamkeit und ungezwungener Denkungsart zu streben.

XV. Insbesondere kann man den Urhebern der traurigen Kirchenspaltung ihre Verdienste nicht absprechen. Luthern selbst hat vorzüglich die deutsche Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst sehr Vieles zu danken: und Philipp Melanchthon, eigentlich Schwarzerd, aus Bretten in der Pfalz am Rhein gebürtig, Luthers Amtsgenosse auf der Universität Wittenberg, den er auch an weitläuftiger Gelehrsamkeit, feiner, klassischer Sprachkunde und sanfter nachgebender Gemüthsart übertraf, wurde eben darum der gemeinschaftliche Lehrer von Deutschland genannt, weil er vielen tausend Deutschen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht in mehrern Wissenschaften und Künsten unbeschreiblichen Nutzen verschaffte. Insonderheit machte er sie mit der Sprache und ganzen Gelehrsamkeit des griechischen und römischen Alterthums mehr, als sonst Jemand, bekannt; — lehrte eine Philosophie, die mit dem Gebrauche von Allem, was scharfsinnige Köpfe über Natur und Ursachen der Dinge gesagt hatten, eigenes Nachdenken, und eine stäts gemein-

gemeinnützige Anwendung auf die Wissenschaften verbinden sollte; — verbesserte die Geschichtskunde, und ertheilte sichere Anleitungen zur Geschichtbeschreibung selbst; — war ein glücklicher Nachahmer der römischen Beredsamkeit und Dichtkunst, und wurde besonders auch durch helle Begriffe, Genauigkeit und strengern Zusammenhang im Denken und im Vortrage, ein lehrreiches Muster. Auch Ulrich Zwingli verbreitete Neigung zur Kenntniß der Alten, womit er seinen Geist genährt hatte: seine Schreibart war körnig, lebhaft und eindringend.

XVI. Die Anzahl der Universitäten in Deutschland ward in diesem Zeitraume um ein Merkliches vergrößert. So ward die zu Wittenberg von Friedrich dem Weisen, Kurfürsten zu Sachsen, die zu Marburg von dem Landgrafen von Hessen, Philipp dem Großmüthigen; eine andere zu Jena von den Söhnen des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich; die Straßburgische von dem Rathe dieser Stadt; die Helmstädtische von dem Herzoge Julius von Braunschweig; die Altorfische von dem Rathe der Reichsstadt Nürnberg; und noch andere in den Niederlanden und in Preußen, alle im sechszehnten Jahrhunderte gestiftet. In der ersten Hälfte des siebzehnten kamen die Universitäten zu Gießen, Rinteln und andere noch hinzu. Mit dem Anfange eben dieses Jahrhunderts war die unbeschränkte Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben, die von jeher so viel Schaden gestiftet hat, auf protestantischen Universitäten aus sehr weisen Gründen wieder eingeschränkt.

XVII. Unter den vorzüglichen Bemühungen, die die deutschen Gelehrten (*), wegen der entstehenden Glaubens-

(*) Da wir hier, nach unserm Zwecke, viele berühmte Theologen nicht anführen können; so wollen wir dadurch ihren Verdiensten nichts benehmen.

Glaubensstreitigkeiten, der Religionswissenschaft widmeten, vergassen sie der übrigen auch nicht. Gegen das Ende dieses Zeitraums machte ein Deutscher einen wichtigen Anfang zur Verbesserung der Philosophie. Hugo de Groot, oder Grotius, zu Delft in Holland gebohren, zuletzt schwedischer Gesandter am französischen Hofe, dem Keiner unter allen Protestanten an durchdringendem, Alles umfassendem Geiste gleich gekommen ist, der zugleich Kenner des Alterthums, Schriftausleger, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrter, Staatsmann, Dichter und Redner, Alles in einer gewissen Vollkommenheit war, ist auch der Erste gewesen, der das **allgemeine Völkerrecht**, in Verbindung mit dem Naturrechte, richtiger entwickelt und bestimmt hat. Grotius sah mit vielem Mißvergnügen, wie leichtsinnig Kriege unternommen, und mit welcher wilden Wuth sie geführet würden. Er untersuchte daher die Rechte der Fürsten und Völker gegen einander im Frieden und im Kriege; gieng dabey auf die ersten Ansprüche zurück, welche jeder Mensch von Natur an den Andern hat; zeigte, daß die **vernünftige Erhaltung der menschlichen Gesellschaft der höchste Grundsatz des Naturrechts sey**, und zog daraus viele Folgerungen zur Aufklärung dieses Rechts. Das Völkerrecht insonderheit leitete er aus der langen Uebereinstimmung ganzer Völker, aus dem Urtheil weiser Männer, und aus den allgemeinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit her. **Sein Werk, welches er darüber schrieb**, eins der vortrefflichsten philosophischen der neuern Zeiten, ist auch eins der gelehrtesten, beredtesten und allgemein geschätzten. Den Deutschen machte es zwar ungemeine Ehre; aber es währte lange, bis es bey ihnen Eingang fand.

XVIII. Früher kam bey ihnen eine **verbesserte Welt- und Himmelskenntniß** auf. Man war seit vielen Jahrhunderten dem betrügerischen Scheine der Augen darin gefolgt, daß man glaubte, **die Erde stehe unbeweglich im Mittelpunkte des Weltgebäudes, und die übrigen Planeten oder Sterne, welche**

ihre

ihre Lage verändern, drehten sich nebst der Sonne binnen vier und zwanzig Stunden um die Erde herum. Allein Nicolaus Copernicus, aus Thorn in Preußen gebürtig, Canonicus zu Frauenburg in eben diesem Lande, lehrte den richtigern Begriff vom Weltgebäude, auf den schon alte griechische Philosophen gefallen waren; den sie aber nicht so überzeugend, wie er, hatten beweisen können. Er zeigte nämlich, daß sich vielmehr die Erde alle vier und zwanzig Stunden einmal um ihre Axe, binnen einem Jahre aber um die Sonne bewege; daß diese letztere ungefähr im Mittelpunkte der Planeten stehe, und sich blos um ihre eigene Axe, nicht um die Erde, drehe, um welche sich nur der Mond bewege. Vielen schien diese Meynung blos deswegen verwerflich zu seyn, weil die heilige Schrift selbst von dem Laufe der Sonne rede. Nach und nach aber sah man ein, daß dieses ehrwürdige Buch, weil es nicht in der Naturkunde, sondern über die Religion Unterricht zu ertheilen bestimmt ist, sich auch der gewöhnlichen Redensarten der Menschen über natürliche Dinge habe bedienen können, wenn gleich dieselben nicht fehlerfrey sind; und man lernte auch durch Gründe und Erfahrungen, wie wahr diese Meynung sey. Als sie zuerst bekannt wurde, legte ein Lehrer der Mathematik zu Wittenberg, Johann Rhäticus, d. i. aus Rhätien oder Graubünden großmüthig seine Stelle nieder, und reiste zum Copernicus, um sich von demselben genauer in der Sternkunde unterrichten zu lassen. Nach diesem schönen Anfange in der Kenntniß der allgemeinen Natur und ihrer Körper, hatten zwar die Deutschen keinen geschwinden Fortgang in derselben, weil sie noch gern willkührlichen Meynungen und Muthmaßungen folgten, zu wenig die Natur selbst befragten, und nur eine kleine Anzahl von Werkzeugen der Beobachtung vorhanden war. Doch bearbeiteten sie auch die Meßkunst glücklich, und brachten einige wichtige Entdeckungen zum Vorschein, zumal nachdem in Holland und Italien die Ferngläser erfunden waren. Simon Marius, ein Mathematiker aus dem Ansbachischen, sah zuerst im Jahr 1609.

einige Nebenplaneten des Jupiters. Zwey Jahre darauf bemerkten zween Deutsche, Johann Fabricius, ein Friesländer, der zu Wittenberg lebte, und Christof Scheiner, ein Schwabe, Jesuit zu Ingolstadt, fast zu gleicher Zeit, zuerst die Sonnenflecken. Gegen diese Zeit hatte auch Johann Prätorius, Professor zu Altorf, den Meßtisch erfunden, welcher daher noch von ihm den Namen führt. Ein hessischer Arzt, Helwig Dietrich, war sogar in eben dieser ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schon auf die Spur von dem Kreislaufe des Bluts im menschlichen Körper gekommen, der bald nach ihm außer allen Streit gesetzt wurde. Alle aber übertraf Johann Kepler, ein Würtemberger, der zwar eine Zeit lang kaiserlicher Mathematiker war, aber überhaupt in ziemlicher Dürftigkeit gelebt hat. Er entdeckte zuerst die Gesetze, nach welchen sich die Planeten bewegen; die wahre Gestalt der Bahn, welche sie durchlaufen; die sicherste Art, Sonnenfinsternisse zu berechnen, und andere große Lehren und Vorschriften der Sternkunde. Durch seine Rudolfinische Tafeln, wie er sie dem damaligen Kaiser zu Ehren nannte, gab er dieser Wissenschaft eine neue glänzende Stärke. Ausländer haben bald darauf seine Entdeckungen als ihre eigene vorgetragen, in der Folge aber eine noch höhere Vollkommenheit der Sternkunde darauf gebaut.

XIX. Indem aber die Deutschen immer mehr Bekanntschaft mit der Natur oder den Werken der Schöpfung erlangten, zwar noch wenig mit den allgemeinen Naturgesetzen und Eigenschaften der Körper überhaupt, aber doch durch besondere Untersuchungen der natürlichen Körper, beförderten sie auch ihrer Seits die neue Aufnahme der Arzneywissenschaft. Sie befand sich im Anfange dieses Zeitraums bey ihnen, wie bey allen übrigen Europäern, in einem desto schlechtern Zustande, da sie noch gewohnt waren, den menschlichen Körper selbst, und die Kräfte der natürlichen Dinge zu studieren, sondern noch blos nach ungewissen Regeln und Hypothesen verfuhren, mit

denen

denen der Gebrauch von Arzneymitteln, die seit Jahrhunderten eingeführet waren, verbunden blieb. Jetzt aber fieng man an, sich jener Hülfsmittel, und der Schriften der großen griechischen Aerzte des Alterthums mit dem sichtbarsten Nutzen zu bedienen. Andreas Vesalius, oder von Wesel, aus Brüssel gebürtig, Leibarzt Karls des Fünften, war der erste große Anatomiker oder Zergliederer von menschlichen Leichnamen. Um seine Lernbegierde in diesem Stücke zu befriedigen, die so viele Hindernisse fand, hatte er von Kirchhöfen und von Galgen selbst Leichname geholt. Die Anatomie, oder Zergliederungskunst, nahm von seinen Zeiten erst ihren glücklichen Anfang. Konrad Gesner, ein Lehrer und Arzt zu Zürich, von einer so weitläuftigen Wissenschaft, daß man ihn den Plinius von Deutschland genannt hat, untersuchte Thiere, Pflanzen, Bäder, Gesundbrunnen und andere Theile der Naturgeschichte mit scharfsinnigem Fleiße, bereicherte mit diesen Kenntnissen die Arzneywissenschaft, und verbesserte die Heilkunde selbst. Ein anderer Schweizer, Theophrastus Paracelsus, eigentlich Hähener genannt, erwarb sich das Verdienst durch die Scheidekunst oder Chemie, welche die Bestandtheile der Körper auf das schärfste erforschen lehrt, viele kräftige Arzneymittel, besonders aus dem Mineralreiche, hervorzubringen, die er auch überaus glücklich, wiewohl mit einem prahlenden Geräusche, anwandte. Die Kräuterkunde oder Botanik, wurde insonderheit von Jakob Theodor Tabernämontanus, wie er von seiner Vaterstadt, Bergzabern im Zweybrückischen, hieß, Stadtarzt zu Worms, geschickt bearbeitet. Sein mühsam gesammeltes Kräuterbuch fand großen Beyfall; er machte auch nützliche Entdeckungen über deutsche Sauerbrunnen. Die Beobachtungen, Leichenöffnungen und Krankengeschichten wurden immer häufiger und genauer. Verschiedene deutsche Aerzte versuchten es, ihren eigenen Weg zu gehen, indem sie das Gute aller Zeiten nützten, und selbst vermehrten. Ein solcher Mann war Daniel Sennert, Lehrer zu Wittenberg, gegen

das Ende dieses Zeitraums. Die **Wundarzneykunst** bekam auch ein neues Leben, und vornehmlich war der schweizerische Gelehrte, Wilhelm Fabricius von Hilden oder Hildanus, Erfinder in derselben. Mit der **peinlichen Halsgerichtsordnung**, die Karl der Fünfte vorgeschrieben hatte, fieng sich auch die **gerichtliche Arzneykunde** an. Die Aerzte wurden nun erst **gesetzliche Beystände der Gerichte.**

XX. Die Deutschen hatten, bey der Erneuerung und vollkommenern Bearbeitung aller dieser Wissenschaften, den **Schriften der Griechen und Römer** ungemein viel zu danken. Es war daher nicht blos Bewunderung und Dankbarkeit gegen dieselben, sondern auch ein zuverläßiges Mittel, den guten Geschmack im Denken, Studieren, Lehren und Schreiben beständig zu erhalten, und in der Gelehrsamkeit immer weiter zu kommen, daß sie sich mit jenen Schriftstellern ausnehmend viel in diesem Zeitraume beschäfftigten. Man begreift also auch leicht, warum sie es für ein **gewisses Merkmaal eines gelehrten Mannes** angesehen haben, wenn man die **griechische und lateinische Sprache wohl verstand**; die letztere auch rein und zierlich schrieb, und mit den Werken der Alten, die in beyden abgefaßt sind, einen vertrauten Umgang gepflogen hatte. Denn sie sahen dabey **nicht blos auf die Kenntniß jener gelehrten Sprachen**, oder allerhand Gebräuche und Nachrichten aus dem Alterthum, die durch Hülfe derselben erlangt werden, sondern auf den **Zugang**, den die gedachten Sprachen zu so vielen **Quellen des Wahren, Schönen und Nützlichen in allen Künsten und Wissenschaften** eröffnen. So geschah es denn, daß die Deutschen im Herausgeben, Lesen, Erklären, Nachahmen und Uebersetzen der griechischen und römischen Schriftsteller unermüdet waren. Es zeigte sich auch der unausbleibliche und mannichfaltige Nutzen dieses Eifers in der gesammten Gelehrsamkeit, die Religionswissenschaft selbst nicht abgerechnet. Joachim Camerarius, aus Bamberg, Lehrer auf der Universität Leipzig, gab das nachahmungswürdigste

würdigste Muster von diesem allen. Ihm sind Georg Fabricius, aus Chemnitz, Rector zu Meißen; Hieronymus Wolf, aus Oettingen, Rector zu Augsburg; Johann Sturm, aus dem Kölnischen, Lehrer der Universität Straßburg; Friedrich Sylburg, ein Hesse; Justus Lipsius, aus Brabant gebürtig, der zuletzt zu Löwen gelehrt hat; Lorenz Rhodomann, aus dem Stollbergischen, Lehrer zu Wittenberg; Johann Caselius, ein Göttinger, Lehrer zu Helmstädt, und andere mehr im sechszehenten Jahrhunderte; — in der ersten Hälfte des siebzehnten aber Caspar Barth, ein Edelmann aus der Neumark; Caspar Scioppius, ein Pfälzer und unmäßiger Kritiker; Daniel Heinsius, zu Gent gebohren, Lehrer zu Leyden; Gerhard Johann Voß, aus Heidelberg, Lehrer zu Amsterdam; mit nicht wenigen Andern im eigentlichen Deutschlande und in den Niederlanden gleich oder nahe gekommen. Die Werke der vornehmsten griechischen und römischen Schriftsteller wurden schon in diesen Zeiten, und manche derselben, nach damaliger Beschaffenheit der deutschen Sprache, nicht ungeschickt in dieselbe übersetzt. Lateinische Gedichte zu schreiben, war nicht nur etwas sehr Gewöhnliches unter den gelehrten Deutschen; es fanden sich auch darunter einige, welche die Kunst der alten römischen Dichter beynahe erreichten: wie Peter Lotich, aus dem Hanauischen, ein Arzt zu Heidelberg; und Johann Stigel, aus Gotha, Lehrer der Beredsamkeit zu Jena. Mit nicht geringerm Fortgange wurde auch die **altrömische Beredsamkeit** von vielen Deutschen getrieben.

XXI. Eben die wahre Beredsamkeit, welche die Deutschen von den Alten lernten, und die großen Vorbilder der Geschichtbeschreibung, welche sie unter denselben fanden, lehrten auch sie endlich **die Geschichte auf eine würdige Art erforschen und beschreiben.** Durch freye und ächte Kritik wurden sie in den Stand gesetzt, falsche oder verunstaltete Erzählungen wegzuwerfen, nur merkwürdige Begebenheiten zu wählen,

und

und dieselben unparteyisch, oder doch mit Einsicht und Mäßigung, zu beurtheilen. Sie zogen auch die besten Quellen der Geschichte, Schriftsteller, Urkunden und Denkmäler, ans Licht. Außer verschiedenen gelehrten und nützlichen Sammlern zur Geschichtkunde, hatten sie besonders an Johann Aventin, oder eigentlich Thurnmaier, einem Bayern, an Johann Sleidanus, aus Sleida in der Grafschaft Manderscheid gebürtig, der Lehrer der Rechte zu Straßburg war, und an Marcus Welsern, Rathsherrn zu Augsburg, edlere Geschichtschreiber, von denen hauptsächlich der Zweyte werth war, wenigstens in der historischen Schreibart mit den Alten verglichen zu werden. Gegen ihre historische Treue und Unparteylichkeit aber dürfte noch Manches eingewendet werden. Grotius wurde der Tacitus der Deutschen; Alle aber schrieben lateinisch. Abraham Ortel, aus Antwerpen, und Philipp Cluver, ein Danziger, klärten die Erdbeschreibung, sonderlich die ältere, auf. Ein Cantor zu Leipzig, aber in Thüringen gebohren, Seth Calvis, war der erste Deutsche, der die Zeitrechnung mit einer vorzüglichen Geschicklichkeit bearbeitete. — Durch diese bessere Gestalt der Geschichtskunde, und durch andere der schon beschriebenen Hülfsmittel, wurde auch für die Verbesserung der Rechtsgelehrsamkeit unter den Deutschen gesorgt. Zwar traf dieses meistentheils nur die bürgerlichrömische; weit weniger gewannen noch das Staats- und Kirchenrecht, auch selbst die deutschen Rechte; doch war der Grund dazu gelegt, um in allen diesen Gattungen fortbauen zu können. Ulrich Zasius, aus Kostniz, Lehrer auf der Universität Freyburg, zeigte zuerst in Deutschland, wie das herrschende römische Recht durch seine wahren Hülfsmittel erklärt werden müsse. Franz Balduin, zu Arras in den Niederlanden gebohren, der auf deutschen und ausländischen Universitäten gelehrt hat; Conrad Rittershausen, ein Braunschweiger, Lehrer auf der Universität Altorf; Johann Löwenklau oder Leunclavius, ein Westfälinger, Lehrer zu Heidelberg, brachten noch mehr Gelehrsamkeit

keit und Scharfſinn zu dieſer Auslegung. Aber ſchon am Ende dieſes Zeitraums fieng Hermann Conring an, neue Wege für die Rechtsgelehrſamkeit zu bahnen.

XXII. So wurde die Gelehrſamkeit des römiſchen und griechiſchen Alterthums zum neuern Dienſte der Wiſſenſchaften von den Deutſchen angewandt, und durch ihre eigenen Kräfte vermehrt. Allein nicht in gleichem Maaße erhob ſich ihre Sprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit. Dieſe Sprache, gleichſam freyheitliebend wie ſie ſelbſt, die, durch keine ausländiſche verfälſcht, ihre alte Reinigkeit noch beſaß, zwar ziemlich hart und rauh, aber doch zugleich ſtark und reich an mannigfaltigem Ausdrucke war, konnte, nachdem Luther eine ſo unerwartet große Stärke in derſelben gezeigt hatte, ein ſchnelles Wachsthum zur Vollkommenheit erlangen. Da der Geiſt der Deutſchen von dieſer Zeit an einen ſo neuen auſſerordentlichen Schwung nahm, ſo war es ohnedem zu erwarten, daß auch ihre Sprache, die ſo viel Wichtiges und Ungewöhnliches, ſolche Wirkungen der feurigſten Begeiſterung zu bezeichnen hatte, nicht zurück bleiben würde. Einiges von dieſer Hoffnung gieng auch in den frühern Zeiten des ſechszehnten Jahrhunderts in Erfüllung, als mehrere deutſche Männer ihre Sprache zum Werkzeuge ihrer hohen Empfindungen und Entwürfe machten. Allein man blieb bald bey dieſem Anfange ſtehen. Die deutſchen Gelehrten legten ſich faſt alle mehr auf die lateiniſche und griechiſche Sprache, als auf die deutſche, und ſie ſchrieben auch nur in der erſtern. Sie fanden freylich an derſelben eine trefflich gebildete Sprache vor ſich, welche die ihrige noch nicht war; und ſie hatten an der Wiederherſtellung der eigentlichen Gelehrſamkeit ſo viel zu thun, daß ſie an ihre Sprache deſto weniger denken konnten. Sie bekamen auch an der lateiniſchen eine allgemeine Sprache der Gelehrten, durch welche ſie vielen andern Nationen verſtändlich wurden. Die gelehrten Streitigkeiten erforderten ebenfalls, ſo wie man ſie in dieſen Zeiten führte, den Gebrauch des

Lateins.

Lateins. Fürsten und andere ansehnliche Personen in Deutschland begünstigten eben den Anbau der deutschen Sprache nicht; ihr Ausdruck war auch nicht artiger, als bey der übrigen Nation; und die kriegerischen Unruhen versprachen noch weniger für die Künste des deutschen Witzes. Gleichwohl trugen diese von Zeit zu Zeit einige Früchte. Erfindung, Leben und artige Spöttereyen fehlten ihnen nicht, wohl aber eine geschmeidigere Sprache, feiner Geschmack und Wohllaut. Die häufigen **Uebersetzungen von Schriften der Alten in die deutsche Sprache**, waren, obschon sie, wie leicht zu denken, meistens sehr unrichtig und mangelhaft ausfielen, dennoch für diese eine Wohlthat und Bereicherung. Johann Agricola, aus Eisleben gebürtig, Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, erwieß ihr einen andern nicht geringen Dienst durch seine **Sammlung deutscher Sprüchwörter**. Um eben dieselbe Zeit kamen bereits **deutsche Wörterbücher** zum Vorschein. Fischart, ein Rechtsgelehrter zu Straßburg, suchte das **griechische Sylbenmaaß in die deutsche Dichtkunst** einzuführen; er schrieb, wie verschiedene Andere mehr, bald sinnreich, bald poßirlich. **Deutsche Schauspiele** gab es in diesem Zeitraume genug; aber aus witzigen und pöbelhaften Einfällen oder Vorstellungen zusammengesetzt, und dabey sehr häufig aus der **biblischen Geschichte** gezogen. Der Trieb, **geistliche Lieder** zu dichten, pflanzte sich unter den Evangelischen im ganzen sechszehnten Jahrhunderte fort. Paul Eber, Justus Jonas, Lazarus Spengler, Paul Speratus, und eine Reihe Anderer, verfertigten solche Gesänge, die noch zum Theil wegen ihrer herzlich christlichen und rührend ausgedrückten Empfindungen beym Gottesdienste gebraucht werden. Auch Hanns Sachse, ein Schuhmacher zu Nürnberg, der berühmteste unter allen **Meistersängern**, gehört darunter.

XXIII. Eine günstigere Veränderung schien der deutschen Dichtkunst bevorzustehen, als Martin Opitz,

Opitz, ein Schlesier, den der Kaiser in den Adelstand erhob, und der als Geschichtschreiber des Königs von Polen starb, auftrat. Er kannte die Reinigkeit und das Kräftige der deutschen Sprache, und eben sowohl die Natur und den Menschen. Da er auch viele Gelehrsamkeit besaß, und zugleich ein lateinischer Dichter war, so wußte er alle Vorzüge der Alten zum Besten der vaterländischen Dichtkunst vortrefflich zu nützen. Obgleich seine Gedichte nicht alle von gleichem Werthe sind, und keinen hohen poetischen Schwung nehmen; so haben sie doch überhaupt das Unterscheidende einer edlen, leichten und fließenden Sprache, eines Reichthums an Gedanken, und eines sinnreichen Witzes. Er übersetzte mehrere Lieder der heiligen Schrift, ausserdem aber Vieles aus griechischen, alten und neuern lateinischen, italischen, französischen, und holländischen Dichtern. Seine Sinngedichte, die Gedichte auf den Vesuvius, vom Landleben, und einige andere machen ihm am meisten Ehre. Kein Dichter in einer neuern europäischen Sprache schrieb damals, wenn man die Italier ausnimmt, so rein, gedrungen und angenehm, als Opitz in der seinigen. Wenn ihm die Erfindung in seinen Gedichten selten zugehört; so waren es doch fremde Schätze, die er den Deutschen eigen machte, denen er auch in einer besondern Schrift Anweisung zu ihrer Dichtkunst ertheilte. Opitz, dieser Vater der deutschen Dichtkunst, in den neuern Zeiten (st. 1639.) hatte bald mehrere unter seinen Landsleuten zu nicht unglücklichen Nachahmern; wie überhaupt im siebenzehnten Jahrhunderte die Schlesier, vermuthlich durch sein Beyspiel aufgemuntert, vor andern Deutschen sich in der vaterländischen Dichtkunst hervorthaten. Drey derselben, Andreas Tscherning, Friedrich von Logau und Andreas Gryphius, kamen Opitzen, vornehmlich in Sinngedichten und in der verfeinerten Sprache, am nächsten; doch darf man sie nicht als Muster im poetischen Fache ansehen. Johann Herrmann, auch ein Schlesier, und Paul Flemming, aus dem Meißnischen, beyde am Ende dieses Zeitraums, schrieben

geist-

geistliche Gesänge, welche noch gefallen. Aber auch in andern deutschen Ländern regte sich, mitten unter dem damaligen schrecklichen Kriege, bisweilen der dichterische Geist. Es hatte sogar das Ansehen, daß die deutschen Fürsten selbst sich der Verschönerung ihrer Sprache nachdrücklich annehmen würden. Schon in den ersten Zeiten des siebenzehnten Jahrhunderts (i. J. 1617.) wurde zu Weimar, die fruchtbringende Gesellschaft, oder der Palmorden, wie man sie auch nannte, von Kaspar von Teutleben, Hofmeister am dortigen Hofe, gestiftet, welche gegen siebenzig Jahre gedauert hat. Ihre Hauptabsicht war die Erhaltung deutscher Treue und deutscher Heldensprache. Außer ihren fürstlichen Oberhäuptern, unter welchen Ludwig, Fürst von Anhalt-Köthen, der Erste war, bekam sie mehrere Fürsten, auch Kurfürsten, einige hundert Edelleute, und die berühmtesten deutschen Schriftsteller, besonders Dichter dieser Zeit, nach und nach zu Mitgliedern. Diese aus so lobenswürdigen Neigungen entstandene Verbindung wirkte auch immer viel Gutes. Sie erhielt ein gutes Vernehmen zwischen einer Menge deutscher Großen, näherte ihnen die Gelehrten mehr, als es sonst geschehen war, wurde dadurch den Sitten und Bemühungen der Letztern, und den Kenntnissen der Erstern vortheilhaft, hatte auch auf die deutsche Sprache und Dichtkunst einigen nicht zu verachtenden und bleibenden Einfluß. Aber die Mitglieder dieser Gesellschaft hatten größtentheils mehr Liebe zu den witzigen Künsten, als sichern Geschmack; manche darunter, welche Schriftsteller waren, verließen offenbar die einfaltsvolle Natur, um Schwulst und Künsteleyen nachzugehen; überhaupt aber mangelte es derselben an Kunstrichtern, welche die von Opitzen zuerst geebnete Bahn noch mehr erweitert und befestigt hätten.

XXIV. Auch die zeichnenden und bildenden Künste, die Malerey, Baukunst, Bildhauerkunst, die Kunst des Kupferstechens, und andere mehr, nahmen in diesem Zeitraume einen glücklichern Anfang

bey

bey den Deutschen; wurden aber ebenfalls durch Kriege und andere herrschende Neigungen der Nation in ihrem fernern Laufe zurückgehalten. Drey große deutsche Maler lebten zugleich in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts, Lukas Cranach zu Wittenberg, vortrefflich in der Geschichtmalerey und in den Bildnissen berühmter Männer, verschönerte insonderheit durch seine Kunstwerke die Schloßkirche zu Wittenberg, in welcher sie bis auf unsere Zeiten bewundert wurden, da ein deutsches Kriegsheer i. J. 1760. diese Kirche verbrannte. Er war ein eben so redlicher Mann als hochgeschätzter Künstler, und hatte einen Sohn gleiches Namens, der in seine Fußtapfen trat. Albrecht Dürer, ein Nürnberger, übertraf ihn noch gewissermaßen in einigen Vorzügen ihrer gemeinschaftlichen Kunst, mit welcher er auch die Baukunst und Bildhauerkunst verband. Er war insonderheit der Erste in Deutschland, der über die Zeichnungskunst sehr richtige Vorschriften in einem eigenen Buche gegeben, und die Maler mit der Perspectiv bekannt gemacht hat, das heißt mit der Wissenschaft, die Veränderungen in den zu zeichnenden Gegenständen, die von der Lage des Auges herrühren, genau zu bestimmen (starb 1527.). Der jüngere Holbein, zu Augsburg gebohren, malte insonderheit zu Basel und in Aengland. In diesem Reiche ließ der König Heinrich der Achte seinen Gaben alle Gerechtigkeit wiederfahren, und antwortete einst einem Grafen, der sich über den Künstler bey ihm beklagte: er könne aus den Geringsten seiner Unterthanen so viel Grafen machen, als ihm beliebe; aber keinen einzigen Holbein. Nürnberg und Augsburg hatten überhaupt in diesem Zeitraume die meisten vorzüglichen Künstler aufzuweisen, unter denen am Ende desselben der berühmteste Kupferstecher Matthäus Merian, aus Basel gebürtig, sich um die Geschichte und Erdbeschreibung durch seine Abbildungen sehr verdient gemacht hat. In den Niederlanden zeigte sich diesen ganzen Zeitraum hindurch eine noch zahlreichere Reihe trefflicher Maler. Daselbst war, wie man ordentlich glaubt, schon im fünfzehnten Jahr-

von Johann von Eyck die Oelmalerey erfunden worden; in der ersten Hälfte des siebzehnten aber war Peter Paul Rubens zu Antwerpen der berühmteste Maler dieser sogenannten niederländischen Schule. Sie brachten es insonderheit in der Nachahmung der Natur ungemein weit; aber mehrere deutsche Künstler zogen auch aus der Betrachtung der griechischrömischen Kunstwerke in Italien die wichtigsten Vortheile.

XXV. Zu dieser Aufnahme der feinern Künste unter den Deutschen trugen nicht allein das Vergnügen und die Prachtliebe der Fürsten und anderer begüterten Personen, sondern auch die Handelschaft, nicht wenig bey. Diese nützte die Künste, und verbreitete die Werke der Künstler; sie verschaffte Reichthümer, um dieselben aufmuntern und belohnen zu können. So lebten im Anfange dieses Zeitraums zu Augsburg die Fugger, Kaufleute, die ein unermeßliches Vermögen erworben hatten, und sich desselben auf die edelste Art bedienten. Maximilian der Erste erhob sie in den Adelstand, und Karl der Fünfte machte sie zu Freyherren und Grafen; aber daß sie Gönner und Freunde der Gelehrten und Künstler waren, und auf ihr Geld nur den Werth eines großmüthigen Gebrauchs setzten, das ist ihr eigentlicher Ruhm in der Geschichte. Zwar nahm bereits im sechszehnten Jahrhunderte das große deutsche Handlungsbündniß, die Hanse, nach und nach ein Ende; doch schadete dieses nicht sowohl der Handlung der Deutschen überhaupt, als einzelnen Städten derselben. Viele Ursachen waren zusammengetreten, um jenem berühmten Bündnisse den Untergang zuzuziehen. Die mächtigen und reichen Städte, welche dasselbe ausmachten, hatten den ansehnlichsten Reichen und ihren Fürsten so oft gebieterisch begegnet, daß sich diese von ihnen nunmehr desto lieber unabhängig machten. Die Aengländer, Schweden, Dänen, und andere Nationen, deren Handel bisher die hanseatischen Städte beynahe ganz an sich gezogen hatten, lernten ihren Nutzen und ihre Handlungsvortheile besser kennen: sie entzogen daher diesen Städten ihre ehemaligen

maligen Handlungsfreyheiten, und die großen Niederlagen derselben fielen. Auch stieg die Macht der deutschen Fürsten immer höher; manche Städte, die in der Hanse gewesen waren, mußten sich ihnen daher unterwerfen; und andere verließen dieses Bündniß selbst, da, nach aufgehobenem Faustrechte, die vornehmste Absicht einer solchen Verbindung aufhörte, auch jeder Fürst die öffentliche Sicherheit selbst schützen konnte. Anstatt der ausschließenden Handlung, welche die Hanse trieb, suchten jetzt die Fürsten die Handelschaft in ihre Länder zu ziehen. Das that insbesondere Karl der Fünfte in Ansehung der Niederlande; er erniedrigte die Hanse, um die flandrischen und brabantischen Waaren empor zu bringen, und Antwerpen trat in einer weit blühendern Gestalt an die Stelle der Niederlage zu Brügge. Endlich blieben von der gesammten Hanse im Jahr 1630. nur noch die drey Städte Lübeck, Hamburg und Bremen übrig. Sie führen noch die Namen der Hanseatischen, genießen unter diesem Namen einiger Vorrechte bey auswärtigen Nationen, und haben einen ansehnlichen Land- und Seehandel beybehalten. Dagegen nahm nunmehr die Handelschaft einiger Städte im innern Deutschlande desto mehr zu. Unter andern wurden die Messen der beyden Städte Frankfurt am Mayn und Leipzig beträchtlicher, als sie jemals gewesen waren. Freylich zernichtete der dreyßigjährige Krieg nicht nur Vieles von diesen Vortheilen (*); sondern führte auch eine gewisse Verwilderung

(*) Die Städte überhaupt hatten den größten Nachtheil von diesem unseligen Kriege. Viele derselben haben sich von ihrer durch ihn erlittenen Entvölkerung und Verwüstung entweder noch gar nicht, oder nicht völlig erholen können. Selbst ihre allgemeinste Nahrung vom Bierbrauen gerieth nach und nach durch den täglich häufigern Gebrauch des Branntweins und ausländischer hitzigen Getränke in unersetzlichen Abgang. Die neuen Handlungszweige mit Thee, Kaffe und Zucker wurden zwar sehr ergiebig; allein sie brachten auch unermeßliche Geldsummen, ohne alle Rückkehr, aus Deutschland.

wilderung in den Sitten der Deutschen überhaupt herbey. Ihre alte eigenthümliche Gemüths- und Denkungsart hatte sich im Grunde noch nicht sehr verändert. Sie waren noch wegen ihrer Arbeitsamkeit, ihres kriegerischen Muthes, ihrer Ehrlichkeit, Treue und Standhaftigkeit bekannt. Allein man tadelte auch gewisse Fehler an ihnen, die ihre Vorfahren stets gehabt hatten, besonders **Neigung zu blutigen Händeln und Trunkenheit**; wovon die letztere so leicht die erstere erregen konnte. Vergebens wurde die Unmäßigkeit im Trinken selbst durch Schlüsse der Reichstäge im sechszehnten Jahrhunderte verboten, und Karl der Fünfte ermahnte die Fürsten, ihren Unterthanen hierin ein nachahmungswerthes Beyspiel zu geben. Die Herrschaft dieses Lasters in allen Ständen konnte nicht getilgt werden. Unsere Sprache ist noch voll von Redensarten und Anspielungen auf die alte Liebe zum Trunke bey unserer Nation. So nennt man ein Geschenk für geleistete Dienste ein **Trinkgeld**; gleichsam als wenn das Bedürfniß zu trinken immer dringend und das allernöthigste wäre. Die **großen Weinbecher** oder **Gesundheitsgläser**, die **ungeheuren Weinfässer**, die hin und wieder den Häusern gleich erbauet wurden, und andere solche Denkmäler, wie z. B. das **Heidelberger Faß**, bestätigen eben dieses. Aber der lange Krieg am Ende dieses Zeitraums wurde noch ein allgemeineres Unglück für die Deutschen, denen er die große Wohlthat des Landfriedens beynahe unnütz machte.

Siebenter Zeitraum.

Vom westfälischen Frieden, oder von der neuen Beruhigung, Anbauung und Verfeinerung Deutschlands an, bis auf unsere Zeiten.

Nach Christi Geburt J. 1648. bis zum Jahr 1794. Ein Zeitraum von hundert sechs und vierzig Jahren.

I.

Als endlich der Friede zu den Deutschen zurückgekehrt war, wurde es ihre erste Beschäfftigung, so viele wüsten Plätze ihres Vaterlandes wieder anzubauen und zu bevölkern; zugleich aber die durch den Frieden befestigte Verfassung zu einem neuen Fortgange auf allen Seiten zu nützen. Ferdinand der Dritte saß damals noch auf dem Kaiserthrone. Zehn Jahre darauf bestieg denselben sein Sohn Leopold, der fast fünfzig Jahre (nämlich v. 1657 — 1705.) die Regierung geführt hat. Sie war mit Streitigkeiten unter den deutschen Reichsfürsten, mit innerlichen und auswärtigen Kriegen erfüllt; doch giengen während derselben auch manche **merkwürdige**, und zum Theil sehr **vortheilhafte Veränderungen** bey den Deutschen vor. Die Kriege mit den Türken, worin die deutschen Reichsstände dem Kaiser desto mehr Beystand leisteten, weil die Türken ihre Besitzungen in Ungarn bis gegen die Gränzen von Oesterreich zu ausgedehnt hatten; diese Kriege gaben zu dem **beständigen Reichstage zu Regensburg** Gelegenheit. Sonst waren die Reichstage, wenn wichtige Angelegenheiten dieselben nothwendig machten, bald in diese Reichsstadt, bald in eine andere, ausgeschrieben, von dem Kaiser und den Reichsständen

meistentheils persönlich besucht, und nach gefaßten Schlüssen wieder aufgehoben worden. Jetzt aber (seit dem Jahre 1663.), da man es weit dienlicher befand, so viele heilsame Berathschlagungen, zu denen täglich Veranlassungen entstanden, unaufhörlich fortzusetzen, blieb die Reichsversammlung beysammen; nur mit dem Unterschiede, daß sowohl der Kaiser als die Reichsstände blos ihre Gesandten nach Regensburg schickten, um in ihrem Namen die allgemeinen Reichsgeschäffte abzuhandeln. Dem Anscheine nach stiftete dieses eine noch engere Verbindung zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, und beförderte die Geschwindigkeit ihrer Entschließungen in Allem, was den gemeinen Wohlstand von Deutschland betraf. Aber Beydes erfolgte noch weniger als ehemals, oder doch nur selten. Schweden und Frankreich, welche nunmehr an dem Zustande des deutschen Reichs so starken Antheil nahmen, und sogar durch den westfälischen Friedensschluß versprochen hatten, denselben aufrecht zu erhalten, suchten, in Verbindung mit mehrern Reichsfürsten, das von neuem zunehmende Ansehen (*) des kaiserlichösterreichischen Hauses einzuschränken. Die Reichsfürsten, welche mächtiger geworden waren, und unter welchen Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, vor allen andern an Klugheit und Thätigkeit hervorragte, waren auch desto wachsamer, ihre erlangten Vortheile zu behaupten und zu vergrößern. Sie bedienten sich daher auch häufiger ihres Rechts, mit auswärtigen Fürsten Bünd-

(*) Es ist fast unbegreiflich, wie Reichsstände nicht nur keine zunehmende Macht, sondern nicht einmal zunehmendes Ansehen an dem Kaiserhause dulden wollten, sondern sich vielmehr mit Frankreich verbanden, mit dieser hinterlistigen und treulosen Macht, die sich schon auf Kosten des d. Reichs so sehr vergrößert hatte, und, wäre sie nicht durch Oestreichs Kräfte und mannichfaltige Aufopferungen in Schranken gehalten worden, nach aller Wahrscheinlichkeit das unter sich uneinige und daher kraftlose deutsche Reich erobert, und aus seinen Ständen noch weniger, als aus den französischen, gemacht haben würde.

Bündnisse zu schließen; die Vornehmsten unter ihnen führten nun die Posten in ihren Ländern ein, welche bisher die Kaiser großentheils allein hatten verwalten lassen: und bemühten sich überhaupt, ihre Länder so blühend zu machen, daß sie ihre Größe und Stärke sich selbst noch mehr, als den Reichsgesetzen, schuldig seyn möchten. Solchergestalt brachten Eifersucht, Mißtrauen, und die besondern Absichten eines jeden Theils, nicht allein Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, sondern auch unter diesen selbst, welche an Macht einander so sehr ähnlich sind, hervor. Die verschiedenen Religionsgesinnungen der deutschen Reichsstände (die freylich oft nur zum Deckmantel anderer Absichten dienen mußten!) verursachten und nährten auch noch manche Mißhelligkeit. Obgleich also auf den deutschen Reichstägen viele nützliche Einrichtungen für das gemeinschaftliche Vaterland getroffen worden sind; so haben doch eben so viele, und zum Theil noch nothwendigere, bis auf unsere Zeiten, wegen des Mangels an Eintracht, nicht zu Stande gebracht werden können; und eben darum sind, auch die Berathschlagungen dieser so ansehnlichen Versammlung immer nur langsam betrieben worden. In der That erlaubte die Verfassung des deutschen Reichs, welche sonst nirgends ihres Gleichen hat, kaum eine gewisse vollkommene und anhaltende Einigkeit. Es ist also ein Glück für die Deutschen, daß sie auch ohne dieselbe dennoch unter dem Schutze der Reichs- und der besondern Landesgesetze, der Kaiser und der Reichsstände, ihrer bürgerlichen und Religionsfreyheiten genießen können, und bis auf die neuesten Zeiten größtentheils genossen haben.

II. Aber der gefährlichste Feind für Deutschlands Ruhe war um diese Zeit der französische König, Ludwig der Vierzehnte. Frankreich hatte im dreyßigjährigen Kriege, und auch durch den darauf erfolgten Frieden dazu geholfen, das Haus Oesterreich zu entkräften, welches ihm desto furchtbarer war, da ein Zweig desselben über Spanien und einen großen

Theil der Niederlande herrschte. Jetzt suchte es hauptsächlich zu verhindern, daß das wieder beruhigte Deutschland nicht alle seine Kräfte mit jenem regierenden kaiserlichen Hause vereinigen möchte; in welchem Falle ihm Frankreich gar nicht gewachsen war. Ludwig also, der sich das Ansehen gab, als wenn er stets bereit wäre, **die Freyheiten der deutschen Reichsstände gegen das Haus Oesterreich zu beschützen**, war eigentlich darauf bedacht, dieses Haus und das deutsche Reich selbst, immer mehr zu schwächen. Das geschah am leichtesten und unmerklichsten **durch Uneinigkeit, welche er in Deutschland unterhielt.** Sie begünstigte seine Eroberungssucht in der Nachbarschaft dieses Reichs, und gar bald gegen dieses selbst. Als er daher den Freystaat der vereinigten Niederlande i. J. 1672. beynahe überwältigte, welches der Ehre und den Vortheilen des deutschen Reichs so sehr zuwider lief, wußte er solche Verbindungen in diesem zu treffen, daß es kaum durch den Kurfürsten von Brandenburg bewogen werden konnte, sich des halb unterdrückten Freystaats anzunehmen. Aber auch dieser Krieg, den der Kaiser und das deutsche Reich Frankreich erklärten, wurde mit so weniger Uebereinstimmung und Standhaftigkeit geführt, daß er sich zuletzt in einem für Deutschland unrühmlichen Frieden, der **zu Nimwegen** i. J. 1679. durch den Kaiser geschlossen ward, endigte. Seitdem sprach Ludwig dem deutschen Reiche ungescheut Hohn, weil er die innern Zwistigkeiten und die Schwäche desselben kannte. Nicht nur eignete er sich die **vereinigten Reichsstädte im Elsaß**, und **die Oberhoheit über das ganze Land zu**; sondern entriß auch dem Reiche, mitten im Frieden, unter dem nichtigsten Vorwande, nach dem Ausspruche seiner sogenannten **Reunionskammern**, ganze Ländereyen und Städte, insonderheit die **Reichsstadt Straßburg**, welche darauf, aus einer Gränzfestung von Deutschland gegen Frankreich, für dieses von dem berühmten Vauban aufs stärkste befestiget, zu einem offenen Eingange in das deutsche Reich mit seinen Kriegsheeren wurde. Im Jahr 1688. wurden die deutschen Länder am Rhein aufs

neue

neue von dem französischen Könige angegriffen, weil er einige Beschwerden gegen den Kaiser, und wegen der Herzoginn von Orleans, einer pfälzischen Prinzessinn, einen Anspruch auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des Kurfürsten von der Pfalz, zu haben vorgab. Die ganze Pfalz am Rhein, nebst den Reichsstädten Worms und Speyer, und andern Oertern, wurde auf seinen Befehl, den sein unmenschlicher Kriegsminister Louvois erwirkt hatte, i. J. 1689. durch Verbrennung aller ihrer Städte und Dörfer zu einer Einöde gemacht: eine Grausamkeit, die unter christlichen Völkern schon seit einiger Zeit aufgehört hatte; die aber Ludwig dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er den feindlichen Soldaten ihren Unterhalt entziehen müsse. Zwar wurde der daraus entstandene Reichskrieg mit Frankreich nach und nach mit einigem Glücke fortgeführt, und Maynz nach vielem Blutvergießen wieder erobert. Aber doch erhielt Deutschland endlich für so viele Verwüstungen nichts als den Frieden, der zu Ryßwick in Holland i. J. 1697. zu Stande kam, kraft dessen Frankreich alles im Elsaß Reunirte mit Straßburg behielt; die übrigen reunirten Orte diesseit des Rheins zwar herausgab, aber mit der Bedingung oder Clausel: „daß die römischkatholische Religion in „den zurückgegebenen Orten in ihrem jetzigen Zustande „verbleiben solle.“ (*)

III. Diese unglücklichen Kriege der Deutschen konnten es beym ersten Anblick zweifelhaft machen, ob ihre Tapferkeit nicht etwas verringert worden sey, da sie ihr Vaterland gegen Nachbarn, die ihnen weder an Zahl, noch an Leibesstärke, noch an Fertigkeit,

(*) Dieser Krieg hätte wahrscheinlich einen bessern Erfolg gehabt, wenn Oestreich nicht mit den Türken, die im Jahr 1683. Wien fast eingenommen hätten, zu gleicher Zeit hätte kämpfen müssen. Der Friede zu Karlowitz i. J. 1699. endigte auch diesen Krieg. Oestreich behielt Siebenbürgen, Sklavonien und die Landschaft Batska; die Pforte aber Temeswar.

keit, die Beschwerlichkeiten eines Kriegs zu ertragen, gleich kamen, dennoch nicht hinlänglich zu beschützen vermochten. Aber außer der beständigen Uneinigkeit der Deutschen, ihrer Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, wodurch der Ausgang dieser Kriege allein schon begreiflich wird, gab es noch andere ihnen nachtheiligen Umstände. Sie waren bisweilen zugleich in einen Krieg mit den Türken verwickelt (wie so eben in Rücksicht auf den letztern französischen Krieg erinnert worden), da sie sich den Franzosen widersetzen mußten, welche auch jene Nation reizten, gegen Deutschland die Waffen zu ergreifen. Ludwig unterhielt auch nach geschlossenem Frieden eine Menge von Kriegsvölkern, mit welchen er sogleich wieder in Deutschland eindringen konnte, wo man großentheils erst Soldaten anwerben mußte. Er regierte unumschränkt in seinem Reiche, und konnte daher seine Anstalten auf das Schnellste treffen; da hingegen in Deutschland nicht der Wille eines Einzigen, sondern die oft mit vielen Schwierigkeiten bewirkte Vereinigung von sehr vielen die kriegerischen Maaßregeln bestimmte. Endlich hatte er auch durch **die verbesserte Kriegskunst**, die sich zum Dienste seiner Eroberungen durch seine Feldherren bildete, eine nicht geringe **Ueberlegenheit** gegen die Deutschen. Unterdessen hatte Alles dieses für die Letztern einige sehr merkwürdige Folgen. Der **Kaiser** und **die größern deutschen Fürsten** fiengen nun ebenfalls an, beträchtlichere **stehende Kriegsheere in Friedenszeiten** zu halten. Sie **ahmten die neue Vollkommenheit des französischen Kriegswesens** nach; und daher kommt es, daß so viele **französische Namen der Kriegsbedienten, des Geschützes und anderer Waffen, der Befestigungskunst** und dergl. mehr, von den Deutschen angenommen worden sind. Einige Beyspiele davon sind die Namen **Lieutenant, Capitaine, Bayonette, Ingenieur**, und andere mehr. Die deutschen Reichsstände vereinigten sich auch nun genauer mit dem kaiserlich-österreichischen Hause und zu dessen Vertheidigung, da sie merkten, wie sehr Frankreich die Trennung, welche beyde Theile manchmal beförderten,

zu

zu ihrem Schaden nütze (*). Sonst konnte freylich unter dem Geräusche dieser Kriege nicht viel Wichtiges und Dauerhaftes zum allgemeinen Wohlstande von Deutschland vorgenommen werden; und es waren gleichwohl Mißbräuche genug zu heben, oder Wünsche zu erfüllen. Einer davon, die gute **Einförmigkeit des Münzwesens** in Deutschland, konnte, so dringend er auch war, doch nicht befriedigt werden. Daher traten zuweilen nur einige deutsche Häuser, wie Sachsen, Braudenburg und Braunschweig-Lüneburg, zusammen, und verglichen sich über einen gewissen **Münzfuß**, nach welchem sie prägen lassen wollten. Die Römischkatholischen und Evangelischen in Deutschland hatten **nicht einmal einerley Kalender** bis zum Jahre 1700. da endlich die Letztern den **verbesserten Kalender**, den die Erstern schon **über hundert Jahre früher** auf Veranstaltung und Vorschrift des Pabstes Gregors des Dreyzehnten, von dem er auch den Namen des **Gregorianischen** hat, angenommen hatten, noch vollkommener berechnet, nach dem Vorschlage Erhard Weigels, eines erfindungsreichen Mathematikers zu Jena, auch unter sich einführten. Bey dem **Reichskammergerichte** waren große Mängel abzustellen; allein man mußte sich daran begnügen, nur für die Sicherheit dieses höchsten Reichsgerichts zu sorgen, indem man es aus der von den Franzosen verbrannten Reichsstadt **Speyer** nach **Wetzlar** versetzte.

IV. Was aber im Ganzen für Deutschland nicht ausgerichtet werden konnte, das suchten wenigstens einige deutsche Fürsten für ihre Länder, und viele einzelne Deutsche durch Anstrengung ihres Geistes in **Wissenschaften** und **Künsten**, zu leisten. Auch in dieser zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kamen **wichtige**

(*) Das hätten sie bey ihrer Einsicht und nach so vielfältiger Erfahrung eher merken müssen. Wie viele fast unwiederbringliche Nachtheile für das Reich wären dadurch verhütet worden!

wichtige Erfindungen der Deutschen in der Naturlehre und Mathematik zum Vorschein. Gleich im Anfange dieses Zeitraums brachte Otto von Guerike, Bürgermeister zu Magdeburg (st. 1654.), durch die Luftpumpe ein neues Licht in die Kenntniß der Luft. Die Schwere und die Elasticität, oder Schnellkraft der Luft, das heißt, diejenige Kraft derselben, vermöge welcher sie ihre Gestalt, die durch eine gewisse Gewalt verändert worden, von selbst wieder annehmen kann; diese beyden Eigenschaften waren schon in den frühern Zeiten des siebenzehnten Jahrhunderts in Italien entdeckt und genützt worden. Aber die von Guerike erbaute Luftpumpe bewies dieselben noch überzeugender, und half viele andere nützliche Erfahrungen über diesen flüssigen Körper, die Luft, machen. Den gewaltigen Druck der Luft zeigte Guerike zuerst an ein Paar hohlen metallenen Halbkugeln, deren Durchmesser eine Elle betrug, und die er an ihren breiten polirten, mit einer fetten Materie überzogenen Rändern so dicht zusammengefügt hatte, daß keine Luft in dieselben eindringen konnte. Nachdeme er hierauf die darin vorhandene Luft durch eine kleine Oeffnung ausgepumpt, und diese mit einem Hahn fest verschlossen hatte, waren zwölf Pferde, die er an einer Seite anspannen ließ, nicht im Stande, diese Halbkugeln aus einander zu reißen; so groß war der Druck der äußern Luft auf dieselben. Nachmals setzte er ein Thier unter eine gläserne Glocke auf den Teller dieses Werkzeugs, zog die Luft aus derselben heraus, und das Thier fieng folglich an, alle seine Lebenskraft zu verlieren. Ein angezündetes Licht im luftleeren Raume verlosch; eine hohle gläserne Kugel, aus der die Luft gezogen war, wog weit weniger, als nachdem sie wieder mit derselben angefüllt war. — Andere Entdeckungen oder Erfindungen der Deutschen waren nicht weniger schön. Johann Hevelke, oder Hevelius, ein Rathsherr zu Danzig (st. 1687.), war der Erste, der die Natur des Mondes richtiger erklärte. Johann Samuel Dörfel, Superintendent zu Weyda in Obersachsen, lehrte zuerst im Jahr 1681. in welchen Laufbahnen sich die Kometen bewe-

bewegen, und half dadurch den damals noch herrschenden an sich uralten Wahn der Unwissenheit und des Aberglaubens bestreiten, als wenn die Erscheinung dieser Gestirne Unglück, oder außerordentlich fürchterliche Begebenheiten verkündigte. — Die **Pendeluhren**, deren ungemeine Genauigkeit für die Beobachtung der Sternkundigen so unentbehrlich geworden ist, hat zuerst Christian Huygens in Holland verfertiget. — Ein sächsischer Edelmann, Ehrenfried Walther von Tschirnhausen, philosophirte mit Scharfsinn, und erfand, außer mehreren Entdeckungen im Mineralreiche, die **großen Brennspiegel**, die an bewunderswerther Wirkung alle vorigen übertrafen. Alle Arten Holz, auch feuchtes, wurden dadurch in einem Augenblicke in Brand gebracht; Wasser wurde in ein Paar Sekunden kochend; Gold und andere Metalle schmelzten in einigen Sekunden.

V. In andern Wissenschaften rückten die Deutschen ebenfalls weiter, wiewohl in manchen nicht ohne viele Hindernisse. So fuhr zwar Samuel Freyherr von Pufendorf, im kursächsischen Erzgebirge geboren, zuletzt kurbrandenburgischer geheimer Rath (starb 1694), glücklich nach dem Beyspiele des Grotius fort, an der Verbesserung der Philosophie zu arbeiten. Er entwickelte noch vollständiger und zusammenhängender, als sein Vorgänger, die Grundsätze des **natürlichen und Völkerrechts**; baute jenes auf die **Geselligkeit**, zu welcher sich der Trieb bey allen Menschen findet; und erleichterte überhaupt eine freyere und scharfsinnigere Untersuchung der vernünftigen Sittenlehre. Allein diese Freyheit zu philosophiren war noch so unbekannt und verdächtig, daß man ihn vielmehr als einen der gröbsten Irrlehrer angriff und verfolgte. Unter den **protestantischen** Theologen gab es so, wie unter den **katholischen**, viele gelehrte und nützliche Männer; die aber meistens zu heftige Polemiker, oft auch zu eifrige Anhänger der Meynungen berühmter Lehrer waren. Martin Geier, kursächsischer Oberhofprediger, machte sich bey vieler Wissenschaft durch sanftere

Gaben

Gaben ehrwürdig. In einem noch höhern Grade war dieses einer von seinen Nachfolgern im Amte, Philipp Jakob Spener, einer der frömmsten und friedfertigsten Lehrer (st. 1705.). Da er jedoch die theologische Denk- und Lehrart, die den Predigten seiner Zeit eigenen Fehler, die Sitten der Lehrer und Zuhörer, nebst andern damit verbundenen Dingen, rügte und verbessern wollte, und deswegen einige neue Vorschläge und Anstalten mittheilte: gab er dadurch Anlaß zu sehr langen Händeln. Man hat diese die pietistischen genannt, weil man jene, welche sich nach seiner Anleitung auch im äußerlichen Betragen einer strengern Frömmigkeit beflissen, spottweise Pietisten, gleichsam Frömmlinge, nannte. Und dennoch zeigte es sich bald, daß sie weit erbaulicher predigten, als die hitzigen Kämpfer, von welchen sie verachtet wurden. Auch hatten seine meisten Rathschläge zur Verbesserung der Theologie recht heilsame Folgen.

VI. Die meisten Geschichtbücher, die um diese Zeit in Deutschland geschrieben wurden, waren nur mühsam gelehrte Sammlungen von Begebenheiten, Umständen und Stellen aus den Schriften Anderer; die Freyheit aber im Forschen und Urtheilen blieb ziemlich eingeschränkt. Doch wurde der brauchbare Stoff zur Geschichtbeschreibung immer geschickter zubereitet. Pufendorf gehört unter die Ersten, welche einen nicht mißlungenen Versuch machten, in deutscher Sprache historische Werke von einer feinern Gattung zu schreiben; aber auch seine lateinischen Schriften dieses Inhalts haben viele Vorzüge. Der fränkische Freyherr, Veit Ludwig von Seckendorf, einer der gelehrtesten deutschen Edelleute dieser Zeit, beförderte gleichfalls durch seine, wenn gleich lateinisch geschriebenen Werke, den bessern Geschmack in der Geschichtkunde. Gottfried Arnold, aus Annaberg, zuletzt Prediger in der Kurmark, war dreister als alle vorhergehende. Er rügte in einem weitläuftigen deutschen Werke die Fehler, welche man bisher unter den Evangelischen im Vortrage der Kirchengeschichte begangen

gen

gen hatte, besonders die zu harte Beurtheilung der Irrgläubigen oder Ketzer; sagte viele Wahrheiten; verfehlte aber doch selbst die unparteyische Mittelstraße und Mäßigung. Mit besonderer Schärfe rügte er das ganze Betragen der protestantischen Geistlichkeit, die abwechselnde Einrichtung des theologischen Vortrags, gewisse in seiner Kirche herrschende Meynungen, die er abergläubige Vorurtheile nannte. Daniel Georg Morhof, aus Wismar, Lehrer zu Kiel, zeigte zuerst den Nutzen der allgemeinen gelehrten Geschichte für jeden Gelehrten, zur Erlangung einer gründlichen Wissenschaft. Die alte Erdbeschreibung klärte Christof Cellarius, aus Schmalkalden gebürtig, zuerst auf; ein um die Schulen, auch um die gute historische Lehrart, sehr verdienter Mann, zuletzt Lehrer zu Halle. Lorenz Beger aus Heidelberg, Ezechiel Freyherr von Spanheim, aus Genf, beyde in kurbrandenburgischen Diensten, und Andere mehr, leisteten der alten Münzwissenschaft, und überhaupt der Alterthumskunde, treffliche Dienste. Die Wissenschaft, Urkunden zu beurtheilen, zu erklären und zu nützen, wurde besonders von Hermann Conring gegründet, er starb 1681. — Aber eben dieser große Gelehrte, aus Ostfriesland gebürtig, Lehrer der Arzneywissenschaft und des Staatsrechts zu Helmstädt, in den meisten Theilen der Gelehrsamkeit wohl geübt, und glücklich in der Entdeckung neuer Wege oder Aussichten zu ihrer Erweiterung, that dieses unter andern bey der Rechtsgelehrsamkeit. Er war der Erste, der das öffentliche oder Staatsrecht des deutschen Reichs als eine besondere Wissenschaft behandelte, und aus den reinsten historischen Quellen herleitete; so wie er auch die Deutschen auf den Ursprung und die Veränderungen ihrer alten bürgerlichen Rechte aufmerksamer machte. Johann Schilter, aus dem Meißnischen, ein Rechtsgelehrter zu Straßburg, folgte Conringen hierin mit ausnehmender Einsicht nach; und Kaspar Ziegler, ein Leipziger, Rechtsgelehrter zu Wittenberg, that sich nicht allein durch eine seltene Gelehrsamkeit, sondern auch hauptsächlich dadurch hervor, daß er die alte Kirchengeschichte

zur

zur Erläuterung des Kirchenrechts wohl anzuwenden wußte. — Noch blühte auch unter den Deutschen die eifrigste Beschäfftigung mit den Schriften der Griechen und Römer. Sie lasen, erklärten, nützten und ahmten dieselben nach, zum Besten mancherley Wissenschaften. Unter vielen Andern, welche sich dadurch Ruhm erwarben, wovon auch Conring, Cellarius und mehrere schon genannt worden, sind besonders Johann Friedrich Gronov, aus Hamburg, und Johann Georg Grav, aus Naumburg gebürtig, die aber beyde in Holland gelehrt haben, zu nennen.

VII. Zwar blieb es immer nur noch ein Wunsch bey den Deutschen, daß diese ihre vertraute Bekanntschaft mit den vortrefflichsten Schriftstellern des Alterthums einen kräftigen Einfluß auf die Bereicherung und Verfeinerung ihrer Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst äußern möchte. Scheint es euch nicht, meine jungen Leser, beynahe unbegreiflich zu seyn, wie es zugegangen sey, daß eben diejenigen, welche täglich das Schönste lasen, auslegten, und bewunderten, was in den beyden Sprachen, die vollkommener bearbeitet worden sind, als alle übrigen, von den größten Geistern geschrieben worden ist, dennoch in ihrer eigenen Sprache einen ungelenken, ungeschmeidigen Ausdruck, ohne alle Anmuth und Zierlichkeit, beybehielten? Allein wir dürfen darum nicht verächtlich, und also gewiß ungerecht und undankbar, gegen ihr Andenken handeln. Es war sehr nützlich, daß stets eine Anzahl von Gelehrten sich ganz und gar der Kenntniß jener Sprachen, und zugleich durch Hülfe derselben so mannigfaltigen Wissenschaften und Künsten, davon die Alten Muster hinterlassen haben, widmete, weil dieses das sicherste Verwahrungsmittel gegen eine von neuem zu besorgende Verfälschung der wahren Gelehrsamkeit abgab. Das erforderte aber so viel Fleiß, Zeit und Hülfsmittel, daß die vaterländische Sprache darüber zurückstehen mußte. Diese brauchte ohnedem noch sehr

gefeilt

gefeilt zu werden, wenn ſie der witzigen Künſte und der erhabenſten, tiefſinnigſten Wiſſenſchaften empfänglich und würdig ſeyn ſollte. Die Fürſten und andere Großen von Deutſchland wandten ihr keine vorzügliche Liebe und Aufmunterung zu; ſie ſchätzten mehr die ausländiſchen Sprachen; und die deutſchen Gelehrten, wenn ſie auch für dieſelben in der ihrigen ſchreiben wollten, lebten zu weit von ihnen abgeſondert, und zu gering geachtet, als daß ſich ein Stand dem andern an Geſchmack und patriotiſchem Vergnügen merklich hätte nähern können. Die deutſche Sprache war ſogar, beſonders bey Gelegenheit des dreyßigjährigen Krieges, da ſo viele tauſend Ausländer nach Deutſchland kamen, mit einer Menge fremder Wörter überſchwemmt worden. Sie davon zu reinigen, gaben ſich im Anfange dieſes Zeitraums mehrere Deutſche viele Mühe; ſie übertrieben aber auch zum Theil ihre Sorgfalt, indem ſie ohne Noth neue deutſche Wörter erſannen, anſtatt ihren alten vergeſſenen Reichthum hervorzuſuchen. Mit mehr Nutzen und Beurtheilung unterſuchten Andere die Abſtammung und die Grundſätze der deutſchen Sprache. Juſt Georg Schottel zu Wolfenbüttel, Johann Bödicker zu Berlin, und Kaſpar Stiler zu Nürnberg, der mehr unter dem Namen des Spaten bekannt iſt, welchen er in der fruchtbringenden Geſellſchaft führte, übertrafen hierin die meiſten Andern. Die Deutſchen ſind inſonderheit den beyden Letztern die erſten wohl überdachten Sprachlehren, und dem dritten einen Sprachſchatz, oder ein Wörterbuch ihrer Sprache, ſchuldig, das einen hellen Kopf verräth.

VIII. Es gab alſo bereits Schriftſteller in deutſcher Sprache, welche ſich rein, richtig und kraftvoll ausdrückten; auch zuweilen einige, die den falſchen Geſchmack und die unzeitig angebrachte Gelehrſamkeit oder Pedanterey ihrer ſchreibenden Mitbürger, die herrſchenden Vorurtheile oder Ausſchweifungen, mit lebhaft ſinnreichem Spotte angriffen, wie Johann Balthaſar Schupp, aus Gießen, Prediger zu

Hamburg. Allein zu leicht wurden Manche durch ihren Witz und ihre Einbildungskraft irre geführt, weil sie der Natur und den Alten nicht folgten. So ergieng es vornehmlich den beyden schlesischen Dichtern, Johann Christian von Hofmannswaldau, und Daniel Kaspar von Lohenstein. Sie glaubten erhaben, prächtig und ausserordentlich schön zu schreiben; verloren sich aber ins Gezwungene, Hochtrabende und Schwülstige; viele Bilder, wenig Gedanken, gelehrte Anspielungen ohne Wahl, aber Mangel an Menschenkenntniß und feiner Empfindung, waren ihre Hauptfehler. Und dennoch hat der eben gedachte Lohenstein, wenn er in ungebundener Rede schrieb, nicht selten eine höhere Beredsamkeit erreicht, die durch Wahrheit und bündige Kürze einnimmt. Mit einem richtigern poetischen Gefühl und ächtem Witz begabt, dichtete gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Friedrich Rudolf Freyherr von Canitz, geheimer Staatsrath des Kurfürsten von Brandenburg, starb i. J. 1699. Seine Spottgedichte oder Satyren, worin er sich zuerst unter den Deutschen als einen glücklichen Nachahmer der römischen Dichter von dieser Gattung gezeigt hat, haben noch ihren Werth; so treffend sind darin menschliche Leidenschaften und Fehler in einer leichtfließenden Schreibart gezeichnet. Mehr Härte, und selbst Sprachfehler, finden sich in den Sinngedichten und andern dichterischen Werken des Christian Wernicke, eines gebornen Preußen, der zu Hamburg lebte. Allein er ersetzt dieses durch seine scharfsinnige Denkungsart und einen gedrungenen Ausdruck. Eine Dichtungsart aber, die geistliche, wurde besonders fleißig von den Deutschen geübt; und sie können sich den Ruhm sicher zueignen, daß keine Nation noch Religionsgesellschaft jemals in Liedern der Andacht so fruchtbar gewesen sey, so viel Edles und Gemeinnütziges in dieselben gebracht habe, als der evangelische Theil von Deutschland drittehalb hundert Jahre nach einander. In der zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts verfertigten Simon Dach, Professor zu Königsberg, Johann Rist, mecklen-

mecklenburgischer Kirchenrath, und außer andern mehr hauptsächlich Paul Gerhard, Prediger zu Lübben in der Lausitz, eine große Menge solcher Lieder. Die herrlichsten Regungen der christlichen Gottseligkeit leben gleichsam in vielen derselben, wie schon in manchen Gesängen ihrer Vorgänger; man sieht, daß die Religion selbst die Verfasser begeistert, und die sanfte rührende Sprache habe reden lassen, die offenbar aus dem Herzen entspringt. Darüber vergißt, oder merkt man weniger die rauhen und gemeinen Ausdrücke, das fehlerhafte Sylbenmaaß, den spielenden Witz, und die Verge hungen gegen den Wohlstand unserer Zeiten, die man zuweilen darin antrifft. So viele andere Versmacher dieses Jahrhunderts schrieben unnatürlich, um zu gefallen; die geistlichen Liederdichter sangen mehr, was sie empfanden, und die dankbare Nachkommenschaft empfindet noch mit ihnen.

IX. Aber in den letzten zwanzig Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts ereignete sich bey den Deutschen eine Veränderung, die auch auf ihre Dichtkunst wirkte. Die Sprache, die Schriften, die Trachten, Gebräuche und Sitten der Franzosen wurden unter ihnen bekannter und beliebter; nach und nach verdrängten sie einen großen Theil von demjenigen, was die Deutschen gleichsam erblich von ihren Vorfahren besaßen. Daß die Deutschen gerade diejenige Nation auf einmal so sehr nachgeahmt haben, welche ihnen oder doch ihrem Reiche bisher am feindseligsten begegnet hatte, das läßt sich aus den damaligen Begebenheiten nicht schwer erklären. Der französische Hof stand bereits seit dem westfälischen Frieden in gewissen Verbindungen mit deutschen Höfen; selbst alsdann, wann der größte Theil des deutschen Reichs ihm den Krieg ankündigte. Er wurde von den Deutschen desto häufiger besucht, da er gar bald der artigste und prächtigste in ganz Europa geworden war, dessen Glanz man nicht allein bewunderte, sondern auch einigermaßen zu erreichen suchte. Die Macht, die Siege, und so viele andere merkwürdige Handlungen Ludwigs des Vierzehn-

ten zogen auch unzählige deutsche Zuschauer seiner Größe in sein Reich. Zu gleicher Zeit war die französische Sprache so glücklich verfeinert worden, und hatte sich besonders zu den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Umgangs so sehr gebildet, daß die Deutschen, welche in der ihrigen keine so reizende Wendungen, keine so einschmeichelnde Höflichkeit fanden, dieselbe mit Vergnügen zu sprechen anfiengen. Sie lernten dieselbe auch desto fleißiger, da die Franzosen ihnen seit der Mitte dieses Jahrhunderts, zwar nicht in der eigentlichen Gelehrsamkeit, aber doch an trefflichen Schriftstellern in ihrer Sprache, vorzüglich an Dichtern und Rednern, sehr überlegen wurden; ja selbst über gelehrte Untersuchungen aller Art mit Hülfe ihrer Sprache einnehmend schrieben, und sich das Ansehen der Neuheit gaben. Sehr viele einzelne Franzosen hatten sich allmählig in Deutschland niedergelassen: theils aus Trieb, die Welt zu sehen, und auf Abentheuer auszugehen; theils um die Begierde zu befriedigen, welche die Deutschen bezeigten, ihre Sprache und Sitten zu kennen. Plötzlich aber wanderten, besonders nach dem Jahre 1685. da das den sogenannten Hugenotten günstige Edict von Nantes widerrufen ward, viele tausend Franzosen zugleich nach Deutschland, die, von ihrem Könige wegen der protestantischen Religion verfolgt, aus Eifer für ihre Religion, selbst mit Lebensgefahr ihr Vaterland verließen. Unter diesen Flüchtlingen, von denen sich die größte Anzahl in den kurbrandenburgischen Ländern, wo sie am Günstigsten aufgenommen wurden, niederließ, waren Personen von allen Ständen, erfahrne und tapfere Kriegsbediente, Edelleute von der gefälligsten Aufführung, gelehrte Prediger und Schriftsteller, geschickte Kaufleute und Künstler. Ueberhaupt war ihr Betragen lebhaft, ihre Sprache wohlklingend; und sie hatten ziemlich allgemein aus den vielen angenehmen Büchern, die in derselben geschrieben waren, Kenntnisse geschöpft, die in Deutschland außer den Gelehrten wenige haben konnten. Desto mehr Eingang fanden sie an den Höfen und bey den Vornehmen in Deutschland;

land; und da sie auch vielen erfinderischen Fleiß mitbrachten, so sah man sie nicht blos als Leute von artigen Sitten, sondern noch überdieß als nützliche Unterthanen an. Nachdem die Großen erst das Beyspiel gegeben hatten, der Sprache, den Kleidungsarten und Sitten dieser Ankömmlinge einen Vorzug zu ertheilen, so folgte die Nation allmählich nach.

X. Daraus entstanden ohne Zweifel einige beträchtliche Vortheile für die Deutschen. Ihre Sprache bekam an der französischen und den vielen Werken des Geistes, welche diese hervorgebracht hatte, Muster, nach welchen sie sich schneller auszubilden anfieng. Man übersetzte Viel aus dem Französischen; Ausdrücke, Redensarten und Einfälle dieser Sprache wurden völlig in die deutsche übertragen, und diese letztere wurde bald fließender, anmuthiger und gewissermaßen auch reicher. Die Schriftsteller im Deutschen hüteten sich nun weit sorgfältiger vor Sprachunrichtigkeiten, befleißigten sich des Wohllauts, der edlen Bilder, der Gabe, allgemein verständlich und brauchbar zu reden; ihre Arbeiten wurden Abdrücke einer feinern Aufführung. Der gesellschaftliche Umgang der Deutschen gewann auch etwas (*): nicht als wenn sie die Annehmlichkeiten desselben bisher nicht gekannt hätten, oder darin unnatürlich gewesen wären; sie waren vielmehr auf die geradeste, natürlichste Weise mit einander umgegangen, die im Grunde die beste ist. Allein von den Franzosen lernten sie die nicht unbedeutende Kunst, auch unangenehme, aber nothwendig gewordene Worte und Dinge auf eine Art zu sagen und zu thun, daß sie nicht ganz mißfielen. Die Materie ihrer Unterredungen wurde vervielfältigt, und die verschiedenen Stände wurden gegen einander geselliger und vertrauter. Wenn die Franzosen weiter nichts

Gutes

(*) Aber leider! ward nun auch der Saame der französischen Ueppigkeit und Falschheit unter den Deutschen ausgestreut, der in der Folge so giftige Früchte trug.

Gutes in Deutschland bewirkt hätten, als daß durch sie einiger Anfang gemacht worden ist, den steifen Stolz vieler Vornehmen und Reichen zu mildern, die, aufgebläht von ihrem adelichen Herkommen, oder von ihren Titulaturen und Würden, sich zu erniedrigen glaubten, sobald sie mit Personen von bürgerlicher Herkunft und Lebensart einen Umgang ohne Zurückhaltung pflogen, so wäre dieses schon kein geringer Dienst. Sie haben sogar Anlaß gegeben, daß die bisher unter den Deutschen so herrschende Liebe zum Trunke damals (*) an verschiedenen Orten merklich abgenommen hat. Denn sie vertrug sich gar nicht mit dem feinern Wohlstande, mit der Nettigkeit im Anzuge, noch mit der häufigen Gegenwart des Frauenzimmers in Gesellschaften; welches Alles nunmehr üblich wurde. Die Mäßigkeit im Trinken ward wenigstens bey Vielen Mode, wenn gleich nicht Tugend: und das Laster dem sie Einhalt that, mußte behutsamer werden. Gewisse Bequemlichkeiten des Lebens, einige künstliche und feinere Waaren, kamen auch durch die Franzosen nach Deutschland; und wenn sie daselbst nicht alle zuerst bekannt wurden, so geschah es doch in größerer Vollkommenheit. Manche Seiden-, Gold- und Silberarbeiten, oder Manufacturen, die Castorhüte, die gewebten Strümpfe, die Sonnen- und Regenschirme, und viele andere Gemächlichkeiten, sind darunter zu rechnen. Die Schriftsteller ihrer Nation haben zwar diesen Gewinnst für Deutschland äußerst übertrieben, als wenn in diesem Lande vor der Ankunft der reformirten Flüchtlinge wenig Handlung und Kunstarbeiten gewesen wären, da doch die Deutschen in beyden die Franzosen seit vielen Jahrhunderten übertrafen. Aber daß sie durch dieselben jetzt einigen Zuwachs darin erhalten haben, ist eben so gewiß.

(*) Denn jetzt sind die sonst so ausgearteten Enkel deutscher Franken hierin allein ihren Urvätern gleich, wo nicht überlegen.

XI. Doch, da man Verschiedenes an den Franzosen nachahmungswürdig gefunden, und von ihnen dankbar angenommen hatte, gerieth man über dem schon an sich übertriebenen Wohlgefallen, das diese Veränderungen erregten, sogar darauf, Alles für schön und nützlich zu halten, was über den Rhein nach Deutschland kam. Man stürzte sich in die Nachahmung desselben hinein, uneingedenk des Charakters und der Bedürfnisse der Deutschen, die zwar von diesen ihren Nachbarn, so wie auch von den Italiern, nicht wenig lernen konnten; aber doch für ihre Ehre und ihr Bestes sehr schlecht besorgt waren, wenn sie bloße Copien auswärtiger Nationen wurden. Der überhand nehmende französische Geschmack in Deutschland stieg nach und nach, besonders im achtzehnten Jahrhunderte, von den Fürsten und andern Großen bis in den Bürgerstand herab. Das Französische wurde die Sprache der Höfe, und der sogenannten großen und feinen Welt. Anstatt den Anbau der deutschen Sprache nunmehr weit eifriger zu befördern, weil solches leichter, aber auch nöthiger und rühmlicher geworden war, zog man ihr, blos aus Bequemlichkeit und übereilter Bewunderung ausländischer Reizungen, die mehr ausgebildete französische vor. Viele Vornehme schämten sich beynahe Deutsche zu seyn, das heißt, von einer Nation abzustammen, welche die größten Männer aller Art gezeugt, und die wichtigsten Thaten verrichtet hat; sie bildeten sich mit einer fast unbegreiflichen Seltsamkeit (*) etwas darauf ein, besser französisch als deutsch zu reden und zu schreiben! Diese Abwürdigung ihrer Sprache entstand sogar aus einer groben Unwissenheit. Sie wußten es nicht, daß ihre Sprache nicht, wie die französische, durch Ausartung und Vermischung mehrerer andern entstanden, sondern eine ursprüngliche, für sich bestehende, recht eigentlich für sie gemachte, und ihrer

(*) Dies ist wohl der gelindeste Name, den man einer solchen Undeutschheit geben kann.

ihrer Bearbeitung höchst würdige Sprache sey, die mehr Reichthum und Nachdruck besitze, als alle neuere; die zwar einige eigenthümliche Härte habe, aber doch biegsam genug werden könne, um sich für alle Gegenstände und Absichten zu schicken; daß endlich eben dieselbe der Dichtkunst weit angenehmer sey, als die französische, die fast auf jeden Schritt in Gedichten die Gesetze des Sylbenmaaßes übertritt. Genug, das beschimpfende Vorurtheil, welches Deutsche selbst gegen ihre Sprache annahmen, hielt diese, und mit derselben die vaterländische Beredsamkeit und Dichtkunst noch etwas länger von ihrer Reife zurück. Man gieng so weit, daß die gewöhnlichsten deutschen Wörter im gemeinen Leben ohne allen Grund mit französischen vertauscht wurden, gleichsam als wenn diese letztern edler und kräftiger wären. Die ehrlichen deutschen Namen Frau und Jungfrau, die sonst fürstliche Frauenzimmer zu führen gewohnt waren, schienen nicht so erhaben zu seyn, als Madame und Mademoiselle, die nicht allein im Geringsten nicht mehr als jene bedeuten, sondern im Grunde nur verdorbene lateinische Wörter sind. Man hütet sich noch, von einem strohfarbenen Kleide zu reden; aber Paille klingt in den Ohren der Meisten weit anständiger. Deutsche Aeltern legten ihren Kindern oft französische Namen bey. Die Ueberschriften deutscher Briefe wurden französisch abgefaßt; man kleidete die weitläuftige Titelsucht der Deutschen in die französische Sprache ein, die doch auf eine nachahmenswürdige Art sehr kurz in Titeln ist; und die deutsche Sprache wurde selbst in Büchern so bunt, und mit französischen Wörtern so sehr überladen, daß ihre Feinde zu ihrer Verfälschung nicht mehr hätten thun können. Alle diese Schwachheiten, unter welchen auch manche Lächerlichkeiten waren, mußten den Deutschen in den Augen der Ausländer, und vornehmlich der Franzosen, ein sonderbares Ansehen geben; für sie selbst aber waren sie desto schädlicher.

XII. In ihren Sitten und in ihrer ganzen Gemüthsart zeigten sich auch manche nachtheilige Folgen dieser

dieser Veränderung. Viele Deutsche wollten nun aufhören **plump** und **unhöflich** zu seyn; gewöhnten sich aber unmerklicher Weise daran, mehr oder weniger zu sagen, als sie dachten, blos um ja Niemanden zu beleidigen; tändelten bisweilen, wo sie mit Ueberlegung handeln sollten, und betrugen sich bey Kleinigkeiten wie bey Sachen von der höchsten Wichtigkeit. Mit den feinen Redensarten, mit den unglücklichen Wörtern, **Compliment, Politesse, Galanterie** und dergleichen mehr, kamen viel leere Geschwätzigkeit, Verstellungskunst, und eine gewisse Fertigkeit, mit Tugenden und Ausschweifungen, mit Allem in der Welt zu spielen und zu scherzen, unter die Deutschen. Der **unterthänigsten** und **gehorsamsten Diener** giebt es seitdem überall die Menge bey ihnen; die Umarmungen, die geläufigsten Versicherungen von Freundschaft und Dienstbegierde, sind unter Personen, die sich zum erstenmal sehen, ganz gewöhnlich. Aber die **alte deutsche Offenherzigkeit** und **redliche Treue**, welche sich nicht durch tiefe Verneigungen und einen Schwall von Worten, sondern durch eine freye ungekünstelte Ansprache und Händeschütteln anmeldete, diese muß in der feinen Welt erst aufgesucht werden, weil sie die Unhöflichkeit nicht begehen darf, so völlig ohne Lebensart hervorzuplatzen. Die ehemalige Art des **Umgangs** wurde für **steif** gehalten; die neue verbesserte ward nicht selten **schal**, und ein **bloßer Tausch** oder **Wettstreit von artigen Worten**, **bey denen man nichts empfindet.** Um diese Fertigkeit in ausländischen Wörtern und Manieren der deutschen Jugend sehr frühzeitig beyzubringen, ist oft ihre Erziehung Ausländern anvertrauet worden, die den Kindern keine deutschen Sitten und Gesinnungen beybringen konnten noch sollten, weil diese in einem vornehmen Stande sich nicht ohne einen starken Anstrich zeigen dürfen — Die **Kleidertracht** und der **Putz**, den die Deutschen von den Franzosen entlehnt haben, sind auch eine Quelle von vielem Unheil, das sich jetzt mit all seinen unseligen Wirkungen zeigt, geworden. Es ist wahr, daß in demselben manche artige Erfindungen, Leichtigkeit, und die

Kunst, sich immer ein frisches und junges Ansehen (*) zu geben, angebracht sind. Allein die alte deutsche Kleidung, wiewohl es ihr an diesen Annehmlichkeiten fehlte, war doch mehr für die kältere deutsche Witterung, und für die Gesundheit der Deutschen eingerichtet; ihr Körper selbst bewegte sich in den weiten und langen Röcken, Pelzen und Mänteln freyer. Der auf französisch gekleidete Deutsche hingegen, der fast überall zusammen gepreßt, und doch mit überflüßigen Zierrathen behängt, einherzugehen angefangen hat, für den die Veränderlichkeit der Mode ein Gesetz geworden ist, wenn diese auch seinem Stande und Alter nicht gemäß seyn sollte, dem die Kunst des Haarkräuslers zuweilen nothwendiger geworden ist, als Pflichten und Geschäffte, dieser hat gewissermaßen aufgehört ein Deutscher zu seyn. Das deutsche Frauenzimmer ist noch bedauernswürdiger geworden. Es hat sich, um nicht von seines Gleichen verhöhnt und gemieden zu werden, der tyrannischen Herrschaft der Moden, oder vielmehr den gewinnsüchtigen Einfällen einiger Putzerfinderinnen, Krämerinnen, und ähnlicher Personen in Frankreichs Hauptstadt, noch strenger unterwerfen müssen, hat die unnatürlichste, verunstaltendste Befestigung hoher Gebäude auf ihren Köpfen (die theils aus Drat, Bändern, und unzähligen andern geringhaltigen schimmernden Waaren, theils aus fremden Haaren, Fett, Mehl und Nadeln zusammengesetzt sind), und andere, fast täglich abwechselnde, oft abentheuerliche oder kindische Kopfaufsätze, als ein Mittel zu gefallen, angenommen. Nicht neue Bequemlichkeiten, oder neue, bescheidene, von Ueppigkeit entfernte Verschönerungen durch Anzug und Putz (denn eins von beyden sollte eigentlich jede neue Mode leisten); sondern bloße Neuheit, wenn sie auch Gesicht oder Körper lächerlich verunstalten sollte, ist die einzige Empfehlung der Moden geworden. Die wahre Schönheit, welche

(*) Also freylich auch die Kunst, hierin die Leute zu betrügen!

welche sich nur durch eine bescheidene Hülfe, die der Natur geleistet wird, zeigen kann, ist durch diese und andere Künsteleyen bey sehr Vielen aus dem deutschen Frauenzimmer ganz verdunkelt worden. Sollten auch die Kosten des Aufwands, welche Deutschland bisher für alle diese Modethorheiten an Frankreich gezahlt hat, nicht fürchterlich groß scheinen; so müßte doch der Verlust der Zeit, welche zu dem Gebrauche derselben erfordert wird, immer unersetzlich heißen. Die **Bequemlichkeiten** überhaupt, welche die Franzosen den Deutschen bekannt gemacht haben, sind Vielen unter diesen eine **Nahrung der Weichlichkeit und Ueppigkeit** geworden. Unterdessen ist diese gesammte Nachahmungssucht in manche Länder von Deutschland nicht so geschwind und tief eingedrungen. Deutsche Sprache und Sitten haben unter andern in vielen Reichsstädten sich länger unverändert erhalten; und es giebt noch Gegenden, wo eine Jungfrau von ansehnlichem Stande sich nicht beschimpft hält, wenn sie mit diesem altdeutschen Ehrennamen genennt wird.

XIII. Auf eine würdigere Art zeigte um gleiche Zeit ein deutscher Mann von weitsehendem und kühnem Geiste, Christian Thomasius, aus Leipzig gebürtig, was seine Nation zu thun fähig und schuldig sey. Während daß derselbe eine ausländische bewunderte und nachahmte, empfohl er eine **ausgebreitetere Freyheit des Verstandes**, und gab selbst das Beyspiel ihrer Erwerbung. Zwar bezeigte er keineswegs eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen das neue Licht, welches die Deutschen damals den Franzosen verdankten; so wie hundert und fünfzig Jahre früher die Hauptverbesserung der Gelehrsamkeit von den Deutschen nach Frankreich übergegangen war. Thomasius lehrte in einer besonderen Schrift, wie man die Franzosen **im gemeinen Leben nachahmen müsse**. Er that es selbst, indem er **über die Wissenschaften deutsch** schrieb, und sogar in eben dieser Sprache **auf der Universität Unterricht gab**. Bis dahin hatte man solches niemals anders als in der lateinischen Sprache versucht;

versucht; aber eben dieselbe war, in Verbindung mit der damals noch regierenden düstern und streitsüchtigen Philosophie, halb barbarisch geworden. Er führte also den Gebrauch der deutschen Sprache in akademischen Vorlesungen neben der lateinischen ein, damit die deutschen Studirenden bey Zeiten lernen möchten, sich in derselben künftig für Jedermann verständlich und einnehmend auszudrücken. Dadurch beförderte er zugleich die mehrere Aufnahme dieser Sprache; aber es erfolgte auch daraus, daß die Kenntniß der lateinischen nach und nach in Deutschland etwas zu sinken (*) anfieng. Ueberdies griff Thomasius die erstgenannte Philosophie, und mit derselben auch die zu eingeschränkte abhängige Denkungsart der Deutschen an: beydes mit allem erwünschten Fortgange. Denn er entriß nicht allein der aristotelischscholastischen Philosophie ihre Herrschaft über die deutschen Protestanten; sondern behauptete auch für sie von neuem diejenige Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben, die sie sich selbst ehedem schon genommen und besessen hatten. Dieses Unternehmen führte er so dreist, mit so beißenden Spöttereyen auf die unnütze Disputirsucht, auf die knechtische Anhänglichkeit an gewisse Meynungen, und auf andere der anstößigsten Fehler, welche viele Gelehrten seiner Zeit begiengen, aus, (hauptsächlich in der ersten deutschen Monatsschrift, worin er Schriftsteller und Bücher beurtheilte), daß er sich von Leipzig wegflüchten mußte. Allein dieses Unglück erleichterte vielmehr seine Absichten. Es gab Gelegenheit zur Stiftung der Universität Halle i. J. 1692. die vor allen andern hohen Schulen ihren Lehrern den Vorzug einer anständigen Freyheit einräumte. Von daher theilte sie sich dem übrigen protestantischen Deutschlande mit, und nahm von dieser Zeit immer mehr zu; schweifte aber auch an mehrern Orten aus den gehörigen Schranken. Thomasius, der

(*) Sie ist seitdem in manchen Gegenden so tief gesunken, daß sie ihrem gänzlichen Verfalle nahe ist.

der auch auf derselben lehrte, hatte sich nicht daran begnügt, die schlechte Philosophie zu stürzen; er suchte auch eine bessere an die Stelle derselben zu setzen, und nannte dieselbe die **Hofphilosophie**. Eine noch in Deutschland fast unerkannte Wahrheit lag in dieser Benennung verborgen; daß nämlich die Philosophie nicht blos zum gelehrten Gebrauche auf Universitäten dienen, sondern so gemeinnützig seyn müsse, daß man sie **bey Hofe** und **im täglichen Leben** eben so gut anwenden könne. Er fuhr fort, die verschiedenen Theile der Philosophie, auch die **Rechtsgelehrsamkeit**, zu verbessern, that Vorschläge zur richtigern Bearbeitung der **Geschichtskunde**, riß überhaupt viele baufällige Meynungen nieder, und nützte das Schätzbarste von dem Neuen und Guten, das in Holland, Aengland und Frankreich vor Kurzem vorgetragen worden war.

XIV. Aber nicht nur den Gelehrten, sondern den Deutschen überhaupt, leistete Thomasius die wichtigsten Dienste. Selbst der protestantische Theil von ihnen hieng noch vielen abergläubischen Meynungen, das heißt, von Menschen ersonnenen ungereimten Religionsbegriffen, nach, welche ängstliche Furcht und unschickliche oder ungerechte Handlungen hervorbrachten. Denn es gab solcher Vorstellungsarten aus ältern Jahrhunderten so viele, daß es überaus schwer geworden war, ihnen dieselben zu entreißen, zumal da das **Seltsame** und **Wunderbare**, welches mit diesen Sagen und Aussprüchen der Vorfahren verbunden war, sie ihren Nachkommen desto ehrwürdiger machte. Thomasius wagte sich an die Bestreitung einiger der **Unwürdigsten** und Schädlichsten. Eine solche war die in ganz Deutschland herrschende Meynung von der **Zauberey** und **ihrem ungeheuern Wirkungskreise**, und **von dem Bündnisse mit den bösen Geistern**. Man zweifelte nicht daran, daß **der Teufel beständig sehr vielen Menschen** beyderley Geschlechts sichtbar erscheine, um sie in seine Gewalt zu ziehen; daß sie sich ihm wirklich auf gewisse versprochene Vortheile ganz ergeben, mit ihm umgiengen und sich belustigten, wie

unter

unter andern auf dem großen Berge in Niedersachsen, dem Brocken, welchen man den Blocksberg genannt hat; und daß der Teufel solche ihm eigen gewordene Menschen, welche Zauberer und Hexen hießen, unter andern dazu gebrauche, den Menschen und dem Viehe auf eine verborgene Art Schaden zuzufügen. Dergleichen Einbildungen waren aus leicht geglaubten Erzählungen, Träumen und schwermüthigen Köpfen, aus Gauckeleyen und Betrügereyen, und andern solchen Quellen geflossen. Sie hatten aber auch die allertraurigsten Folgen gehabt. Unzählige Menschen waren in Deutschland, wie in ganz Europa, bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auf Anklage oder auf Argwohn, daß sie dergestalt mit dem Teufel verbunden wären, gemartert, und nach einem durch die Marter ausgepreßten Bekenntnisse verbrannt worden. Die abscheulichen Hexenprocesse, in welchen so viel Widersinniges geglaubt und bestraft wurde, zogen insonderheit vielen alten Frauen nicht nur aus dem gemeinen Haufen, sondern zuweilen auch edlen und vornehmen Personen, den Tod zu. Vergebens hatte schon vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts der deutsche Jesuit Friedrich Spee mehr Vorsichtigkeit bey diesem gerichtlichen Verfahren angerathen. Zu den Zeiten des Thomasius widersetzte sich ein Prediger in Holland, Balthasar Becker, nicht allein dieser, sondern auch andern Meynungen der Christen von den bösen Geistern mit vielem Eifer; fand aber heftigen Widerspruch, weil er auch wahre Lehrsätze zu läugnen schien. Thomasius hingegen suchte nur die beschriebenen Ausschweifungen umzustürzen: und es gelang ihm. Man schämte sich bald so vieler grausamen Thorheiten, die über vermeynte Zauberer und Hexen gedacht und begangen worden waren; die protestantischen Fürsten in Deutschland untersagten die gerichtlichen Untersuchungen dieser Art; allmählig geschah eben dieses im katholischen Deutschlande; und doch sind es erst fünf und vierzig Jahre, daß zu Würzburg die letzte sogenannte Hexe, die unglückliche Nonne, Maria Renata, verbrannt worden ist.

XV. Eben so machte auch Thomasius einen guten Anfang, die Deutschen von der abergläubischen Geister- und Gespensterfurcht zu befreyen, mit welcher sie auf eine fast lächerliche Weise geplaget wurden. Die Einbildung, daß an sehr vielen Orten Geister und Gespenster spuckten, und die Meynung, daß Geister und abgeschiedene Seelen den Leuten oft erschienen, war bey den Protestanten fast eben so herrschend, als bey den Katholiken. Viele Waghälse und Schurken (bisweilen auch lose Spaßvögel) bedienten sich dieses gemeinen Wahns zur Ausführung ihrer Absichten. Sie stellten nächtliche Poltergeister vor, rasselten, in weiße Tücher eingehüllt, oder sonst fürchterlich vermummt, um Mitternacht mit langen Ketten, welche sie fortschleppten, und erregten anderes Geräusch, das nicht allein Kindern, sondern auch Erwachsenen Angst einjagte; und während daß Alles vor ihnen flüchtete, verrichteten sie Handlungen, die nebst ihren Urhebern das Licht scheueten. Es gab daher eine große Menge Häuser und andere Gebäude, die wegen einer solchen Beunruhigung durch eingebildete Gespenster nicht bewohnt wurden. Thomasius war einer der Ersten, der diese schimpfliche und nachtheilige Furcht zerstören half. Er zeigte den geraden Weg dazu, die freye Untersuchung geglaubter Erscheinungen in ihrem Augenblicke selbst. Daher wurden die Gespenster immer seltener, zumal bey den Protestanten; obgleich auch unter ihnen diese Gattung des Aberglaubens noch nicht ganz erloschen ist. — Zwar wurde Thomasius selbst, indem er solche Blendwerke des Irrthums bekämpfte, oft zu einer ungestümen Hitze fortgerissen; oder gerieth selbst auf sonderbare, auch wohl falsche Meynungen. Dem ohngeachtet aber gebührt ihm der Ruhm eines Deutschen von der edelsten Freymüthigkeit, der für sein Vaterland mit außerordentlichem Nutzen gearbeitet hat; er starb i. J. 1728.

XVI. Mit der Freyheit zu denken, die er vornehmlich angefeuert hatte, und mit neuen Einsichten oder Erfahrungen bereichert, traten die Deutschen in das acht-

achtzehnte Jahrhundert; entschlossen, so weit sie diese Vorzüge angenommen hatten, sich derselben zu bedienen, und ihre Kräfte mehr als jemals zu nützen. Ein neuer Krieg beschäfftigte sie zwar zum Theil gegen vierzehn Jahre (v. 1701 — 1714), aber ohne sie daran zu hindern. Es zeigte sich vielmehr in diesem Kriege, daß die Deutschen, hinlänglich geübt, und von geschickten Feldherren angeführt, stets die glücklichsten Früchte ihrer Tapferkeit, auch gegen Nationen, die sehr berühmt in der Kriegskunst waren, hoffen konnten. Der größte Theil der deutschen Reichsstände vereinigte sich in diesem Kriege mit dem Kaiser Leopold dem Ersten, Aengland und andern ausländischen Fürsten und Staaten, um dem österreichischen Hause den Besitz des spanischen Reichs und aller dazu gehörigen Länder zu verschaffen, woran es nach dem Aussterben des in Spanien regierenden Zweigs von diesem Hause, Karls des Zweyten, Anspruch machte; den ihm aber Frankreich zu entreißen suchte. Der Prinz Eugenius von Savoyen insonderheit machte die Deutschen über die Franzosen fast immer sieghaft; nach den ersten fünf Jahren dieses Kriegs sahen sie diese Feinde ihres Vaterlandes nicht mehr in demselben, und fochten nur in Italien und in den Niederlanden unter gleichem Erfolge mit ihnen. Mittlerweile (i. J. 1705.) gieng der Kaiser Leopold der Erste aus der Welt, wo er den Ruhm eines gutgesinnten auch die Gelehrsamkeit liebenden Fürsten hinterließ; der aber nur selten in Regierungsgeschäfften mit eigenen Augen gesehen hat. Sein Sohn und Nachfolger, Joseph der Erste (reg. vom Jahr 1705 — 1711.), war desto thätiger und unternehmender. Er wollte sogar die alten Rechte der Kaiser und des deutschen Reichs auf Rom und den Kirchenstaat, den er mit seinen Kriegsvölkern besetzte, erneuern. Allein er starb in der Blüthe seiner Jahre; und hierauf beschloß sein Bruder Karl der Sechste (reg. v. J. 1711 — 1740.) die Reihe der Kaiser aus dem österreichischen Hause, welche dreyhundert Jahre lang fortgedauert hatte. In dem Frieden zu Rastadt und

Baden

Baden i. J. 1714. durch welchen er den vorhergedachten Krieg endigte, wurden ihm mehrere, sonst spanische Länder zugestanden; die Deutschen überhaupt aber gewannen durch denselben eine neue vollkommenere Ruhe. Ob sich gleich in den ersten Zeiten des jetzigen Jahrhunderts manche bürgerliche und Religionsmißhelligkeiten in ihrem Reiche erhoben: so blieb doch der allgemeine Zustand desselben in der Hauptsache unverändert. Eine neue kurfürstliche Würde war für einen Fürsten aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg oder Hannover mit dem Titel eines Erzschatzmeisters des h. R. Reichs i. J. 1692. errichtet worden; auch hatten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts drey Kurfürsten den königlichen Namen und Reiche mit demselben erhalten. Die Macht derselben äußerte schon zum Theil einigen neuen Einfluß auf Deutschland; doch diente sie glücklicherweise dazu, ansehnliche Bündnisse zu schließen, und Kriege, welche auszubrechen drohten, zu verhüten.

XVII. Aber um das Jahr 1730. ereignete sich eine ungewöhnliche Begebenheit, die für die Deutschen warnend und lehrreich war. Ihre alte Religionsfeindschaft unter einander hatte sich noch viel zu wenig gelegt; ob sie gleich selbst durch ihre gemeinschaftlichen Vortheile in der bürgerlichen Gesellschaft aufgefordert wurden, dieselbe zu unterdrücken. Schmähsüchtig beleidigende Schriften, gestörte Religionsübung, und andere Beweise davon kamen öfters zum Vorschein, und nöthigten wohl gar den einen Religionstheil, Gegengewaltthätigkeiten oder sogenannte Repressalien zu gebrauchen, damit nur seinen Glaubensgenossen in andern Ländern Gerechtigkeit widerführe. Unter andern hatten sehr viele Einwohner des Erzbisthums Salzburg schon im sechszehnten Jahrhunderte den protestantischen Glauben angenommen; ihre Nachkommen vermehrten sich, und diese Gesinnungen breiteten sich immer weiter daselbst aus. Man hatte sich eine Zeit lang daran begnügt, ihnen alle Freyheit ihrer Religionsübung zu

entziehen; nun sollten sie auch gezwungen werden, römischkatholische Gebräuche zu beobachten, und ihrem Glauben völlig zu entsagen. Als sie dagegen Hülfe suchten, wurden sie als Verbrecher behandelt und gestraft. Doch die weise Veranstaltung des westfälischen Friedens und die Standhaftigkeit der evangelischen Reichsfürsten kamen ihnen endlich zu Statten. Es wurde ihnen vergönnt, ihr Vaterland mit ihren Habseligkeiten zu verlassen. Sie wanderten wirklich aus demselben, fast 30000 an der Zahl, meistentheils arbeitsame Landleute, und ließen sich in protestantischen Ländern in und außerhalb Deutschland nieder, welche sie noch fleißiger anbaueten; eine Anzahl von ihnen hat dieses selbst in den änglischen Pflanzungen von Nordamerika gethan. Seitdem sind zwar öfters kleinere Auswanderungen der Deutschen in mäßigen Haufen erfolgt, die sich in andere europäische Länder, oder in auswärtige Welttheile, gewandt haben. Aber wenn gleich auch diese bisweilen Religionsbedrückungen zum Grunde gehabt haben; so ist doch nach und nach in den letzten vierzig bis sechzig Jahren die Religionsverträglichkeit zwischen den beyden herrschenden Kirchen in Deutschland immer höher gestiegen. Die Menschenliebe und Klugheit der Fürsten verhütet den Ausbruch des Verfolgungsgeistes auch da, wo er noch tief eingewurzelt ist. Den Römischkatholischen ist selbst in manchen evangelischen Ländern, so wie den Protestanten in den katholischen, mehr Freyheit ihrer Religionsübung eingeräumt worden, als sie nach den allgemeinen Reichsgesetzen fordern konnten. Es nähert sich vielleicht die Zeit, da beyde Religionsgesellschaften einander blos nach den Gesetzen des Christenthums und der patriotischen Verbrüderung betrachten werden.

XVIII. Ein kurzer vorübergehender Krieg, der bald nach jener großen Auswanderung von dem Kaiser und dem deutschen Reiche gegen Frankreich vom Jahr 1733 — 1735. geführt wurde, als dieses aus Rache wegen eines mißlungenen Entwurfs den Kaiser

angriff.

angriff, war nichts weniger als glücklich, weil die Kriegsverfassung und die Staatseinkünfte des Kaisers sich im Verfall befanden. Aber nach dem Tode dieses Fürsten, Karls des Sechsten, der viele Gutherzigkeit und Liebe zu den schönen Künsten besaß, entstand abermal ein Krieg, da Deutsche gegen Deutsche, und noch überdies mit der Hülfe vieler tausend Ausländer, fochten. Viele deutsche und ausländische Fürsten machten Ansprüche an die Erbländer des verstorbenen Kaisers, obschon diese durch die i. J. 1713. von Karln errichtete und von mehrern Mächten nachmals garantirte pragmatische Sanction gesichert schienen. Acht Jahre lang währte der Krieg, am längsten in Italien und in den Niederlanden, bis der Friede zu Aachen ihn endigte, nachdem bereits vorher die Friedensschlüsse zu Breßlau i. J. 1742. und Dresden i. J. 1745. dem Könige von Preußen, Friedrich dem Zweyten, den Besitz des allergrößten Theils von Schlesien versichert hatten. Es hatte nämlich dieser tapfere und mächtige Fürst wegen seines Anspruches an einige schlesische Fürstenthümer die von allen Seiten bedrängte Kais. u. König. Maria Theresia mit einem zahlreichen und trefflich geübten Heere angegriffen, und war in einigen wichtigen Schlachten sowohl durch Tapferkeit als besonderes Kriegsglück Sieger gewesen. Unterdessen war die Kaiserkrone dem Kurfürsten von Bayern zu Theil geworden, der, mit derselben geschmückt, Karl der Siebente hieß. Aber seine Regierung, die mitten in den erstgedachten Krieg fiel, war so unruhig, daß seine edelsten Entwürfe für Deutschland fruchtlos abliefen. Ihm folgte v. J. 1745 — 1765. Franz der Erste, gebohrner Herzog von Lothringen, Großherzog von Toscana oder Florenz, auf dem kaiserlichen Throne, auf welchen er Friedfertigkeit und Gerechtigkeitsliebe brachte.

XIX. Jetzt, um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, und seit dem Aachner Frieden i. J. 1748., war die Zeit einer allgemeinen eifrigen Betriebsam-

keit in Deutschland gekommen. Die Fürsten arbeiteten daran, in ihren Ländern die Bevölkerung, Fleiß, Künste, Handelschaft und Gewerbe, Gesetze, Wissenschaften und Kriegswesen entweder zu verbessern, oder in Aufnahme zu bringen; und jeder Stand strebte nach mehr Vollkommenheit. Angenehmere Verbindungen zwischen den verschiedenen deutschen Nationen und Religionsparteyen wurden nun erst geschlossen. Man fieng an, durch Verstand, Witz, Erfindungskraft, thätige Vaterlandsliebe und ähnliche Eigenschaften mit einander zu wetteifern; endlich hatten alle Wissenschaften und Künste ihre trefflichen Männer. Mitten auf dieser schönen Laufbahn überfiel zwar die Deutschen ein siebenjähriger Krieg, v. 1756 — 1763. einer der merkwürdigsten in der ganzen Geschichte. Die Kaiserinn und Königinn von Ungarn und Böheim, Maria Theresia, vereinigt mit dem größten Theile der deutschen Reichsstände, die aber keine große und hinlänglich geübte Armee aufstellten, mit Rußland, Frankreich und Schweden, führte diesen Krieg gegen Friedrich den Zweyten, König von Preußen, dessen Bundesgenossen nebst Großbritannien wenige, aber sehr mächtige Reichsfürsten waren. Deutschlands gesammte gewaltige Macht, und viele tausend ausländische Kriegsvölker aus den meisten Ländern von Europa, traten in demselben auf. Aber so blühend war Deutschland zu dieser Zeit, daß weit mehr als eine halbe Million Menschen in den Waffen, die einander so viele Jahre hindurch aufzureiben suchten, Deutschland weder aushungerte, noch sehr merklich entkräftete. Niemals erwarben sich die Deutschen so viel Ruhm im Kriege, als eben damals, wenn gleich meistentheils auf ihre eigene Kosten; aber in der That erkannten die Ausländer eben von dieser Zeit an Deutschland als die große Kriegsschule von Europa. Insonderheit prägten sie seitdem den Franzosen eine gewisse Hochachtung gegen sich ein, die vorher sich als die geschicktesten Krieger in der Welt angesehen, und den Deutschen, ohne sie wirklich zu kennen, oft mit

Gering-

Geringschätzung begegnet waren. Der **Hubertsburger Friede** i. J. 1763. endigte diesen Krieg (*), der nur die Folge hatte, daß die Deutschen ihre Kräfte, Rechte, und Vortheile noch besser, als zuvor, kennen lernten. Bald darauf starb der Kaiser **Franz**, und sein Sohn **Joseph der Zweyte** kam zur Regierung des deutschen Reichs, die er v. J. 1765—1790. führte. Mehr als irgend ein anderer Kaiser der neuern Jahrhunderte schätzte dieser Fürst den Werth deutscher Sitten, Künste und Wissenschaften, auch der deutschen Sprache selbst; trachtete unermüdet nach neuen Einsichten, und untersuchte Alles mit eignen Kräften. Während seiner Regierung ist, durch die **Untersuchung** und **Verbesserung** des Zustandes vom **Reichskammergerichte**, ein beträchtlicher Schritt zur mehrern Vollkommenheit der deutschen Reichsverfassung geschehen. Zwar brach im Jahr 1778. ein **neuer Krieg** zwischen der **Kaiserinn Königinn** und dem **Könige von Preußen**, mit welchem der Kurfürst von Sachsen verbunden war, **über die Erbländer des Kurfürsten von Bayern**, der ohne Nachkommenschaft gestorben war, aus. Allein er nahm nach einigen Scharmützeln und unbedeutenden Vorfällen schon im folgenden Jahre 1779. durch den zu **Teschen** gestifteten Frieden ein Ende; und die Mutter des Kaisers hatte das Glück und den Ruhm, im Frieden zu sterben, i. J. 1780. Nun sorgte **Joseph** mit dem thätigsten Eifer für die **innere Stärke** seiner **Lande** und für **bessere Cultur** seiner **Unterthanen**; allein er wählte, bey den bestgemeynten Absichten und Planen, nicht immer die schicklichsten und zweckmäßigsten Mittel

(*) Die wichtigsten Begebenheiten in demselben sind die Ergebung des sächsischen Heeres bey Pirna an die Preußen i. J. 1756.; die Schlachten bey Prag, bey Chotzemitz oder Kollin, bey Hastenbeck und bey Leuthen oder Lissa i. J. 1757.; bey Hochkirchen i. J. 1758.; bey Minden, bey Kunnersdorf, und bey Maxen i. J. 1759.; bey Landshut und bey Torgau i. J. 1760. und einige andere.

Mittel zu ihrer Ausführung, und schien in manchen Stücken zu rasch und zu willkührlich zu verfahren. Dadurch brachte er einen großen Theil seiner Unterthanen gegen sich auf. Als Bundsgenoß der russischen Monarchinn kündigte er i. J. 1788. der osmanischen Pforte den Krieg an, und bot den größten Theil seiner Macht gegen sie auf. Nach einem ziemlich ungünstigen Anfange war der Erfolg des Krieges dennoch glorreich. Joseph starb i. J. 1790. mitten im Laufe seiner Siege; die ihm aber durch die Empörung der zu sehr gereizten Niederländer verbittert wurden. Sein Bruder und Nachfolger Leopold der Zweyte setzte den Türkenkrieg fort; ward aber durch die bewaffnete Drohung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Zweyten, durch die fast allgemeine Gährung in seinen Erblanden, und durch die das Reich schon bedrohende unselige Revolution in Frankreich genöthiget, kraft des Reichenbacher Vertrags v. J. 1790. alle mit so vielem Aufwande und Blut errungene türkische Eroberungen in dem Friedensschlusse zu Szistowe i. J. 1791. wieder abzutreten. Seinem Sohn und Nachfolger Franz dem Zweyten kündigte der französische Nationalconvent i. J. 1792. den Krieg an. Hierin leistete der König von Preußen dem Kaiser vermöge des Pillnitzer Bündnisses v. J. 1791 nachdrücklichen Beystand. Die vereinigten Heere drangen bis in Champagne vor. Aber ein anhaltender Regen, dadurch gehemmte Zufuhr an Lebensmitteln, einreißende Krankheiten und andere Unfälle vereitelten den so glücklichen Anfang: die verbundenen Heere mußten sich, um nicht ganz aufgerieben zu werden, zurückziehen. Ein kleines Corps Ungarn und Mainzer ward zu Speyer von den Franzosen überwunden und gefangen, und Mainz in ihre Gewalt geliefert; diese so wichtige Festung konnte erst nach einer langen und harten Belagerung, so wie die verlornen Niederlande durch blutige Schlachten im Jahr 1793. wieder erobert werden. Auch das Ende des Feldzuges am Oberrhein war, nach so glänzenden Vortheilen, unglücklich, und

jene

jene schöne Gegenden ein Raub der neufränkischen Barbarn. Bis jetzt (Jun. 1794.) haben die verbündeten Armeen, ohngeachtet vieler blutigen Siege und einiger Eroberungen, noch keine entscheidenden Vortheile erfochten; obschon ihre Feinde mit einigen der mächtigsten Nationen Europens zu gleicher Zeit Krieg führend

XX. Der Fortgang der Deutschen in den Wissenschaften und Künsten war in diesem Jahrhunderte größer als in allen vorhergehenden; aber sie hatten auch lange Vorbereitungen dazu angestellt, und langdauernde Hindernisse überwinden müssen. Im Anfange des Jahrhunderts suchte sich eben noch die Freyheit zu denken, lehren und schreiben bey den Protestanten von den Fesseln loszureißen, von welchen sie bisher gedrückt war. Die Wirkung davon spürte man zuerst bey der Philosophie. Jeder nachdenkende Kopf unterstand sich nun selbst zu philosophiren, ohne an die Vorschriften und das Lehrgebäude einer Partey gebunden zu seyn; und doch mit dankbarem Gebrauch von Allem, was auf dieser Bahn in alten und neuern Zeiten erworben worden war. Man hätte auf die Meynung fallen können, daß der Philosoph nur ein scharfsinniger Denker seyn dürfe, der Alles aus sich selbst ziehen könne. Allein der Freyherr Gottfried Wilhelm von Leibnitz, ein gebohrner Leipziger (starb i. J. 1716.), lehrte durch seine weitläuftige Gelehrsamkeit, die Erfindungskraft, den Witz, die durchdringende Beurtheilung und die Beredsamkeit, welche ihm zu Gebote standen, wie viel zu einem Philosophen gehöre, der die Natur der Dinge und ihre Gründe erforschen soll. Er war zugleich Kenner des Alterthums, Rechtsgelehrter, Geschichtforscher, Mathematiker, Dichter und selbst mit der Religionswissenschaft bekannt; untersuchte die Grundsätze der philosophischen Erkenntniß, streute über die meisten Theile derselben die lehrreichsten Anmerkungen aus, und wandte die Philosophie sinnreich und erhaben zum Dienste der Religion an. In seine

Fußtapfen trat Christian Freyherr von Wolf, aus Breßlau gebürtig (st. i. J. 1754.); erwarb sich aber auch eigene Verdienste. Er gab Leibnitzens Lehrsätzen eine ausnehmende Fruchtbarkeit, vermehrte sie mit vielen neuen trefflichen Betrachtungen über die Philosophie, brachte Alles in den schärfsten Zusammenhang, und war der Allererste, der aus den gesammten Theilen der Philosophie ein genau verbundenes Lehrgebäude errichtete. Nicht weniger ist er der Erste gewesen, der nicht allein über alle philosophische Materien rein, deutlich und genau in deutscher Sprache schrieb, sondern ihr auch dadurch einen Grad der Richtigkeit und Bestimmtheit schenkte, welchen die folgenden deutschen Schriftsteller wohl zu nützen wußten. Da er unterdessen außer seiner physikalischen und mathematischen Wissenschaft keine solche Gelehrsamkeit, wie Leibnitz, noch die feinern Gaben desselben besaß, auch in der Entwicklung und in den Beweisen seiner Lehren die höchste Ausführlichkeit beobachtete: so fehlte wenig daran, daß nicht durch seine zu hitzigen Verehrer die Gewohnheit eingeführt worden wäre, die wahre Gelehrsamkeit mit einer philosophischen Schwarzhaftigkeit zu vertauschen. Diese beyden großen Männer erregten im protestantischen Deutschlande einen philosophischen oder Untersuchungsgeist, der durch die immer wachsende Freyheit des Verstandes gestärkt, sowohl in der Philosophie, als in allen andern Wissenschaften und Künsten bis auf den Grund nachforscht, und nichts auf bloßes Ansehen glaubt. Zwar hatte sich eine Anzahl Deutscher so strenge nach Wolfens Denkungsart gebildet, daß sie davon den Namen der Wolfianer bekamen. Aber jeder Parteyname unter den Gelehrten wurde endlich als unphilosophisch und unwürdig befunden. Man gewöhnte sich daran, seinen Führer zu ehren, und, wo möglich, noch weiter, als er, zu gehen. Georg Bernhard Bülfinger zu Tübingen, Johann Gustav Reinbeck zu Berlin, Hermann Samuel Reimarus zu Hamburg, Johann Heinrich Lambert zu

Berlin,

Berlin, und andere mehr, philosophirten nicht allein in solchen Gesinnungen, sondern auch zum Theile auf neuen Wegen, welche sie sich bahnten. Noch in den neuesten Jahren hat Johann Georg Sulzer, ein Schweizer, der zu Berlin gelehrt hat, die Ehre der Philosophie durch seinen scharfsichtigen Geist, vielfache Gelehrsamkeit und feinen Geschmack, auch besonders durch ihre Anwendung auf die schönen Wissenschaften, vorzüglich behauptet. Niemand aber hat in der Philosophie mehr Aufsehen erregt, als der noch lebende Professor zu Königsberg, Immanuel Kant. Er hat verschiedene Hauptsätze, die man für erwiesen und ausgemacht ansah, umzustoßen oder zweifelhaft zu machen gesucht, und manche ganz unerwartete Dinge gesagt; sich dabey auch einer eigenen Terminologie, die jetzt schon Commentare nöthig hat, bedient. Viele, die auch Denker seyn wollen, haben ihm Beyfall gegeben; nicht Wenige haben ihm blindlings nachgebetet, ohne ihn richtig zu verstehen, blos damit man sie auch als scharfsinnige und helldenkende Köpfe ansehen möchte; Andere, Philosophen von erprobter Denkkraft, haben mehrere seiner aufgestellten Sätze oder Gegensätze als paradoxe, gefährliche, schädliche Neuerungen bestritten. Allein Kant ist seiner Sache so gewiß, daß er selbst öffentlich erklärte, er könne wohl mißverstanden, aber nicht widerlegt werden (*). Auch die Römisch-katholischen in Deutschland haben hin und wieder, seit der Mitte dieses Jahrhunderts, einen glücklichen Anfang gemacht auf eine bescheiden freye und gemeinnützliche Art zu philosophiren.

XXI.

(*) Das ist doch ein wenig zu Viel! Ein großer Philosoph des Alterthums bekannte mit philosophischer Bescheidenheit, „er wisse nichts, als nur dieses, daß er „Nichts wisse;“ und Kant, dessen Behauptungen das menschliche Wissen so unsicher machen, will allein untrüglich, unwiderleglich seyn! —

XXI. Der ächten und frugalen Philosophie bedienten sich, nebst andern Mitteln, sowohl protestantische als katholische Theologen zur richtigern Exegese und zum bessern Vortrage der Religionswissenschaft. Man fieng an, der gelehrten Beschäftigung mit der heil. Schrift den ersten Platz in der theologischen Gelehrsamkeit einzuräumen; das Lehrgebäude der Religion von entbehrlichen Spitzfindigkeiten und unnützen Fragen zu reinigen; ungestüme Streitigkeiten in sanftere Untersuchungen oder bescheidene Zweifel zu verwandeln; gegen unschädliche neue Meynungen oder Erklärungen gelehrter und wahrheitliebender Männer nicht nur Duldung, sondern auch Aufmerksamkeit zu bezeigen, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten; im öffentlichen Vortrage der Religion Faßlichkeit mit steter Anwendung auf Leben und Sitten zu vereinbaren. Einige der vornehmsten protestantischen Lehrer und Schriftsteller von solchem Werthe, die zugleich alle gelehrte Hülfsmittel der theologischen Wissenschaft empfolen, gebrauchten und schärften, die ungemein viel Licht in Schrifterklärung und Theologie gebracht haben, sind Salomo Deyling, Samuel Werenfels und Johann Alfons Turretin in der Schweiz, Johann Lorenz von Mosheim, Christoph Matthäus Pfaff, Siegmund Jakob Baumgarten, Albrecht Schultees, Johann August Ernesti, Johann David Heilmann, Christian Wilhelm Thalemann, Johann August Dathe, Johann Peter Miller, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Johann Christoph Döderlein, Samuel Fr. Nathan Morus, Johann David Michaelis, Johann Jakob Heß, Johann Friedrich Schleusner, Joh. Gottfried Eichhorn, Wilhelm Abraham Teller, Georg Heinrich Lang, Joh. Georg Rosenmüller, Joh. Georg Herder, Georg Friedrich Seiler, Wilhelm Friedrich Hetzel, Johann Christ. Friedrich Schulz, und mehrere Andere. In den letztern dreyßig Jahren sind viele

pro-

protestantische Lehrer, die besonders freye und hellden-kende Köpfe seyn wollten, von ihren symbolischen Büchern abgewichen, und haben sich zum socinischen oder unitarischen Lehrbegriffe, oder gar zum Deis-mus gewendet. Einer von ihnen, zwar ein Philosoph und Dichter, der aber auch in das theologische Fach Streifzüge wagte, Gotthold Ephraim, hat aus der herzogl. Wolfenbüttelschen Bibliothek seit dem Jahre 1774. einige Fragmente eines Ungenannten (am wahrscheinlichsten ist Reimarus ihr Verfasser), in denen die geoffenbarte und christliche Religion mit bitterm Hohn und scheinbarem Nachdrucke bestritten wird, ans Licht gegeben. Die Grundlehren des Christenthums wurden, vorzüglich in den königl. preussischen Staaten, so offenbar erschüttert, und die allgemeine deutsche Bibliothek hatte daran einen so sichtbaren Antheil, daß König Friedrich Wilhelm der Zweyte nöthig fand, durch ein Religionsedict der zügellosen Freyheit im Schreiben Gränzen zu setzen, und vor Kurzem die genannte Bibliothek in seinem Reiche unter schwerer Strafe zu verbieten. Zwar haben die Katholiken ihre Schranken, die sie, insofern sie rechtgläubig seyn wollen, nicht überschreiten dürfen; allein auch unter ihnen sind mehrere, meistens ohne sich zu nennen, aufgestanden, die der Lehre ihrer Kirche nicht treu blie-ben. Zu diesen aber (obschon nicht alle seine Behaup-tungen erweislich sind) gehöret nicht der verstorbene trierische Weihbischof, Johann Nikol. von Hont-heim, unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius, der seit d. J. 1763. die Gewalt und Rechte des Römischen Stuhls, welche man vorher, zum Nach-theile der bischöflichen und kirchlichen Gerechtsame so sehr übertrieb, genauer bestimmt und in ihre gehörigen Gränzen gewiesen hat. Weder die ihm in seinem hohen Alter abgenöthigte Retractation (i. J. 1777. ein Jahr vor diesem Widerrufe war ein kernhafter Auszug seiner Werke heraus gekommen), noch der sie etwas mildernde Com-mentar über dieselbe haben die Gründe und Thatsachen, worauf er verschiedene seiner zurückgenommenen Sätze

bauete, umstoßen können. Auch der Congreß zu Ems, der von Bevollmächtigten der vier deutschen Erzbischöffe i. J. 1786. gehalten ward, wollte, nach Febronischen Grundsätzen, die Rechte und Befugnisse der Oberhirten gegen päbstliche Usurpationen in Ausübung bringen; allein er hatte, bey allem günstigen Anscheine, bisher die Folgen nicht, die man erwartet hatte. Der Vortrag der katholischen Theologie ist durch die Bemühung verdienter Männer, z. B. eines Stattler, Schwarzhueber, Wiest, Beda Mayr, u. a. m. präciser, bündiger und fruchtbarer geworden. Einige, z. B. Fischer, Brentano, Weyl ꝛc. haben es gewagt, die Bibel nach den Grundsprachen freyer und richtiger zu übersetzen.

XXII. So viel auch die Deutschen bereits in dem vorigen Jahrhunderte gethan hatten, um die Gelehrsamkeit der Griechen und Römer zu nützen; so kamen sie doch im jetzigen auch hierin weiter. Sie lernten noch mehr Verstand, Witz und Scharfsinn durch die Schriften der Alten vor allen Dingen zu nähren, nicht aber blos das Gedächtniß; dieselben bey allen Wissenschaften anzuwenden; selbst ihre eigene Sprache, Dichtkunst und Beredsamkeit daraus zu bereichern. Auch gaben sie Muster von gemeinnützigern Ausgaben derselben; übersetzten einige derselben glücklich, wiewohl die meisten zu flüchtig und steif; ertheilten noch bewährtere Anleitungen, die Alten zu studiren, und noch bequemere Hülfsmittel, mit ihnen bekannt zu werden. Durch solche Arbeiten haben sich Johann Albrecht Fabricius zu Hamburg, Tiberius Hemsterhuis und der ältere Peter Burmann in Holland, Christian Gottlieb Schwarz zu Altorf, Johann Friedrich Christ und Johann Jakob Reiske zu Leipzig, und vor allen andern Johann Matthias Gesner zu Leipzig und Göttingen, hervorgethan. Der Letztere war einer der Ersten in Deutschland, der alte und neuere sehr mannigfaltige Gelehrsamkeit und Sprachkunde treffend mit einander

ander zu verbinden wußte; wandte die griechischrömische Sprachwissenschaft sehr geschickt zur biblischen Auslegung an; verstand Blumen und Früchte aus dem gelehrten Alterthum zu ziehen, wo Andere nur dornigte Sprachuntersuchungen fanden; verbesserte überhaupt die Methode, die Alten zu lesen, und den ganzen Unterricht auf Schulen, und hatte die ächte römische Beredsamkeit in seiner Gewalt. In der That war er ein einsichtsvoller Vorläufer jener rechtschaffenen Männer, welche in unsern Zeiten die jugendliche Unterweisung und Erziehung auf so mancherley Art leichter, angenehmer und fruchtbarer zu machen gesucht haben. Das ist mit einem Eifer geschehen, in welchem es keine andere Nation den Deutschen gleich gethan hat; und sie könnten schon zufrieden seyn wenn es ihnen auch nur gelingen sollte, Gesners Rathschläge zum Besten des aufblühenden Menschengeschlechts in ihrem ganzen Umfange zu vollstrecken. Sein Freund, Johann August Ernesti zu Leipzig (st. 1781.), theilte mit ihm den Ruhm, das edlere Studium der Alten, nach dem richtigsten Geschmacke in einem großen Umfange und sehr nützlichen Einflusse zu befördern; erwarb sich aber auch den eigenthümlichen Vorzug, auf eben diesem und manchen andern gelehrten Wege, bis zur Würde des ersten Religionslehrers seiner Kirche zu gelangen. Jedoch werden Beyde, Geßner und Ernesti, in der Auslegungskunst der Alten weit übertroffen von Christ. Gottlieb Heyne, dem sich Jani, Wernsdorf, Morus und einige Andere hierin genähert haben.

XXIII. Durch die Untersuchungsfreyheit, und durch die verfeinerte Beschäfftigung mit den Alten gewann auch die Geschichtkunde bey den Deutschen in diesem Jahrhunderte nicht wenig. Sie zogen die Quellen derselben noch fleißiger hervor, prüften sie noch strenger, schämten sich nicht, in dieser Wissenschaft zu zweifeln, entledigten sich mancher verjährter historischer Irrthümer, machten dafür neue Entdeckungen

in der Geschichte, klärten ihre vaterländische Geschichte mehr auf als ehemals, bildeten sich aus den Griechen und Römern Muster der Geschichtbeschreibung selbst, und fiengen sogar in ihrer Sprache an, dieselben mit einigem Erfolge nachzuahmen. So bekamen sie viele gelehrte Geschichtforscher, obgleich nur noch wenige Geschichtschreiber. Mosheim brachte eine strengere Wahl der Begebenheiten, mehr Unparteylichkeit und Mäßigung, eine pragmatische Beurtheilung der Ursachen und Folgen, viel Menschenkenntniß, Freymüthigkeit, auch eine edlere Sprache in die Geschichte, vornehmlich in die kirchliche. Er machte auch die ersten glücklichen Versuche, sie deutsch zu beschreiben. Ernst Salomo Cyprian zu Gotha schrieb zwar weniger rein und zierlich in seiner Sprache, aber desto kräftiger, und als Kenner des Innersten der Geschichte. Der Erste, der die Geschichte der Deutschen wahr, lehrreich und deutsch vortrug, war Johann Jakob Mascov, aus Danzig gebürtig, Professor und Rathsherr zu Leipzig. Der Graf Heinrich von Bünau und Johann David Köhler widmeten gleichfalls der deutschen Reichsgeschichte einen rühmlichen gelehrten Fleiß in deutschen Werken; aber lange noch keinen solchen, wie in den neuesten Zeiten Michael Ignaz Schmidt und Johann Stephan Pütter. Thomas Abbt, aus Ulm, gab eine vielversprechende Probe von philosophischer Behandlung der Geschichte. Unter die gelehrtesten Geschichtforscher gehören Konrad Samuel Schurzfleisch und Johann Daniel Ritter zu Wittenberg, Burkard Gotthelf Struv zu Jena, der ebengenannte Joh. David Köhler zu Göttingen, Gottfried von Beßel, Abbt des österreichisch. Klosters Gottwich, der Jesuit Erasmus Frölich zu Wien, Johann Daniel Schöpflin zu Straßburg, Johann Christoph Gatterer zu Göttingen, Ludewig Albrecht Gebhardi und Martin Gerbert, Fürst-Abbt zu s. Blasius im Schwarzwalde, ein auch in andern Fächern großer Gelehrter, und andere mehr. Die Gelehrten-

lehrtengeschichte erhielt durch den schon genannten Fabricius, durch Christoph August Heumann und Georg Christoph Hamberger zu Göttingen, eine neue Erleichterung und Brauchbarkeit. Alle Hülfswissenschaften der Geschichte, dergleichen die Erdbeschreibung, die Zeitrechnung und andere mehr sind, wurden von den Deutschen mit Geschicklichkeit, zum Theil sogar gründlicher als bey andern Nationen, z. B. von Büsching, Gatterer, Franke ꝛc. bearbeitet. Selbst Deutsche, welche im gemeinfaßlichen deutschen Vortrage der Geschichte, der Erdbeschreibung und anderer historischen Kenntnisse eine Zeit lang ausgebreiteten Nutzen, wenn gleich nicht ohne manchen Fehler, gestiftet haben, wie Johann Hübner zu Hamburg, und Andere mehr, dürfen wenigstens um ihres Eifers willen nicht ganz vergessen werden.

XXIV. Eben die Verbindung der Geschichte, der Philosophie in der Gelehrsamkeit des Alterthums mit der Rechtsgelehrsamkeit, unterstützt durch einen freyern Schritt im Nachforschen, hat auch diese Wissenschaft unter den Deutschen vollkommener gemacht. Noch in den ersten Zeiten dieses Jahrhunderts that Thomasius viele Vorschläge zur Verbesserung derselben; einige davon wurden angenommen, andere selbst berichtigt. Das römische Recht bekam sehr gelehrte Ausleger und Geschichtschreiber an Johann Gottlieb Heineccius zu Halle, und Augustinus von Leyser und Rittern zu Wittenberg, Johann August Bach zu Leipzig, Gerhard Noodt und Eberhard Otto in Holland. Man philosophirte über dasselbe, und suchte es in ein ordentlicheres Lehrgebäude zu bringen. Die deutschen Rechte wurden von dem eben genannten Heinneccius, von Johann Nicolaus Herz zu Gießen, Heinrich Christian Freyherrn von Senkenberg zu Wien, Johann Heumann zu Altorf, und Andern mehr lebhafter als sonst bearbeitet. Um das Staatsrecht des deutschen Reichs machten sich Mascov, Johann Jakob Schmauß zu

Göttin-

Göttingen, und nicht wenige Andere, sehr verdient. Von protestantischen Rechtsgelehrten verbesserten Just Henning Böhmer zu Halle, und Joh. Georg Pertsch zu Helmstädt, von römischkatholischen aber Zeger Bernard van Espen zu Löwen in den Niederlanden, Joseph Anton von Riegger zu Wien, Philipp Hedderich zu Bonn, das geistliche oder Kirchenrecht. Auch andere Gattungen der Rechtsgelehrsamkeit bekamen ein neues Licht, und viele deutsche Rechtslehrer entfernten den Vorwurf gänzlich, den man ihrer Wissenschaft gemacht hatte, als wenn dieselbe, unbeweglich fest auf alten Vorurtheilen sitzend, fast nur eine Lehrerinn von Zänkereyen und Ränken wäre.

XXV. Bey so vieler Freyheit des Untersuchens, deren sich die Deutschen bemächtigt hatten, wurde ihr Fortgang in der Beobachtung der Natur, und Anwendung der Kräfte derselben, in diesem Jahrhunderte noch glänzender und heilsamer. Die beyden mit einander so genau verwandten Wissenschaften, Naturlehre und Mathematik, nahmen durch schöne Erfindungen und Entdeckungen, glückliche Versuche, die mit den bekannten Wahrheiten vereinigt wurden, richtigere Methoden, und auf mancherley andere Art ungemein zu. Leibnitz erfand die höhere Rechenkunst, und drang auch sonst tiefer als seine Vorgänger in die Geheimnisse der mathematischen Gelehrsamkeit ein. Wolf und Lambert, Johann Friedrich Weidler zu Wittenberg, Johann Andreas von Segner, zwar aus Ungarn, aber von einem deutschen Geschlechte gebürtig und in Deutschland völlig gebildet, diese und Andere mehr folgten Leibnitzen, wenn gleich nicht alle mit ähnlichen Schritten, nach. Außer sehr vielen Erweiterungen der Naturgeschichte haben die Deutschen sonderlich in der eigentlichen Naturlehre ihren Scharfsinn gezeigt. Die wahre Beschaffenheit der Elektricität, oder jener Eigenschaft vieler Körper, nach welcher sie, hinlänglich gerieben oder erwärmt, leichte Körper anzie-

anziehen und wieder zurückstoßen, ein Licht hervorbringen und leuchten, auch bey Annäherung anderer dichten Körper einen leicht prasselnden Funken verursachen; die eigentliche Natur dieser Erscheinungen und ihre künstliche Erzeugung ist hauptsächlich von Deutschen angegeben worden, wie Hausen und Winkler zu Leipzig und Bose zu Wittenberg waren. Den berühmten Versuch der elektrischen Verstärkung, den man gemeiniglich von dem trefflichen Naturkündiger Muschenbroek in Holland benennt, hat bereits vor diesem ein pommerscher Edelmann und Canonicus, von Kleist, erfunden. Johann Adam Braun, ein Franke, Professor zu st. Petersburg, sah daselbst zuerst Queckſilber gefrieren. Der größte Mathematiker der neuesten Zeiten war Leonhard Euler, ein Schweizer, der seine rühmliche Laufbahn i. J. 1783. zu st. Petersburg vollendet hat. Die Scheidekunst ist noch immer von den Deutschen vollkommener, als von andern Nationen, getrieben worden.

XXVI. Es war eine der natürlichsten Folgen von dieser größern Aufnahme der Naturwissenschaft unter den Deutschen, daß die Arzneygelehrsamkeit bey ihnen ebenfalls zu einer noch ungekannten Stärke gelangen mußte. Alle Hülfswissenschaften derselben, ihre Haupttheile, und der feine Beobachtungsgeist insonderheit, über die Natur und den Menschen, erhoben sich zu dieser Absicht. Neue Entdeckungen, Methoden und Arzneymittel, vorzüglich aber große Muster in der Umspannung und Ausübung dieser ganzen heilsamen Kunst, thaten das Uebrige. In der Zergliederungskunst verdunkelten die beyden Albinus und Friedrich Ruysch in Holland, Albrecht von Haller, ein Schweizer, der lange zu Göttingen gelehrt hat, und Friedrich Meckel zu Berlin ihre meisten Vorgänger. Haller, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer seiner Zeit, der unter andern zugleich Philosoph, Naturkündiger, Arzt, Vertheidiger der Religion und Dichter, und fast alles mit gleichem Glücke war, bearbeitete

auch zuerst im Ganzen jene Wissenschaft mit der ihm eigenen Belesenheit, Genauigkeit und Beurtheilung, welche die Physiologie des menschlichen Körpers genannt wird, oder die Wissenschaft, wie durch den Bau und den Gebrauch der Theile des Körpers die Zeugung, die Nahrung, die Unterhaltung des Lebens und alle Verrichtungen derselben vorgenommen werden. Er klärte aber auch die meisten übrigen Seiten seiner Wissenschaft auf. Sein großer Lehrer, Herrmann Boerhaave zu Leiden, ist gewissermaßen auch der Lehrer und das Vorbild aller Aerzte der neuern Zeiten geworden; so sehr rangte er an Geist, Wissenschaft, Erfahrung, Lehrfähigkeit und allen andern Gaben hervor. Friedrich Hofmann zu Halle, Gerhard van Swieten, ein Niederländer und kaiserlicher Leibarzt zu Wien, Lorenz Heister zu Helmstädt, Joh. Zacharias Plattner und Christian Gottlieb Ludwig zu Leipzig, Georg Gottlieb Richter zu Göttingen, und verschiedene andere deutsche Aerzte, sind ihm, der eine mehr, der andere weniger, nahe gekommen.

XXVII. Auch in den sinnlichen Künsten eines edlern Vergnügens, in der Malerey, Bildhauerkunst, Baukunst, Tonkunst und andern mehr, änderte sich der Geschmack der Deutschen in diesem Jahrhunderte sehr vortheilhaft. Sie studierten die Natur, die Alten, die Bestimmung und Wirksamkeit der Künste selbst, mit den Neigungen, Leidenschaften und Bequemlichkeiten der Menschen verbunden. Anstatt daß sie sonst größtentheils ihre Künstler dieser Art aus Italien und Frankreich geholt, oder diese folgsam nachgeahmt hatten, erreichten sie jetzt dieselben auch hierin, und übertrafen sie sogar zuweilen. Telemann, Bach, Hasse, Graun, und Andere mehr, gaben der Tonkunst der Deutschen einen Vorzug, den selbst Ausländer erkannten. Der Ritter Mengs, ein Sachse, wurde zu Rom selbst als einer der größten Maler dieses Jahrhunderts bewundert. Natter,

ein

ein Schwabe, brachte die Kunst, Bilder in edle Steine zu schneiden, zu vieler Vollkommenheit. Sehr viel trug zu dieser merkwürdigen Veränderung auch der Umstand bey, daß die Deutschen im jetzigen Jahrhunderte so viele Denkmäler, die uns von den Künsten der Griechen und Römer übrig geblieben sind, mit andern Augen zu betrachten anfiengen, als sie ehedem gewohnt waren. Man sah sie sonst nur als Ueberbleibsel des Alterthums an, aus welchen man alte Gebräuche, Geschichte und Stellen der Schriftsteller erläutern könne. Jetzt wurde man auch auf die Größe und Schönheit der Kunst in denselben aufmerksam. Christ war einer der Ersten, welcher die Deutschen dazu leitete. Aber ungleich mehr that Johann Winkelmann, aus Stendal in der Altenmark gebürtig, der, mit hoher Begeisterung, feinem Gefühl und vieler Gelehrsamkeit begabt, Kunstrichter über die alten Denkmäler mitten unter den Italiern wurde, welche es sonst für das übrige Europa gewesen waren. Christian Ludwig von Hagedorn und Leßing stärkten diesen Geschmack bey den Deutschen mit nicht geringern Einsichten.

XXVIII. Aber noch ehrenvoller und erwünschter war es für die Deutschen, daß sie endlich in diesem Jahrhunderte ihre Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst zu derjenigen Reife brachten, welche einige andere europäische Nationen der ihrigen weit früher verschafft hatten. Da nunmehr der Geist der Deutschen auf jeder Laufbahn ungehindert forteilen durfte; da ihre Sprache häufiger zum Werkzeuge gebraucht wurde, um wichtige Wahrheiten, Entdeckungen und Empfindungen aller Art auszudrücken; da die Sitten der Nation sanfter und liebenswürdiger geworden waren, und ihr Geschmack sich immer mehr nach alten und neuen Mustern bildete: so konnte ihre Sprache allein nicht länger zurückbleiben. Von der Reinigkeit und Richtigkeit derselben kam man bis zum Wohlklange und zur Zierlichkeit; man versuchte glücklich, sie allen

Gegenständen anzupassen, ohne die eigenthümliche Farbe, Gestalt und Wendung eines jeden einzelnen zu verlieren; es wurden Untersuchungen über ihre Bestandtheile und Kräfte angestellt: aber mehr als Andere thaten die Meisterstücke, welche vortreffliche Männer darin verfertigten. Auch dieser Fortgang blieb noch etwas langsam, bis in die Mitte des jetzigen Jahrhunderts, da er plötzlich schneller wurde, als mehrere Köpfe von großen Gaben zugleich auftraten, und die Nacheiferung feuriger als jemals wurde. Im Anfange des Jahrhunderts schrieb man noch ein mit vielen ausländischen Wörtern untermengtes Deutsch, nicht ohne Kraft, aber ohne Bestimmtheit und Anmuth. Wolf gab zuerst der Sprache, wie bereits angezeigt worden ist, den guten philosophischen Lehrton. Johann Christoph Gottsched, aus Königsberg in Preußen, Lehrer zu Leipzig, trat nicht allein in Wolfens Fußtapfen, dessen Anhänger er war, sondern arbeitete auch mit großem Eifer an der Verbesserung unserer Sprache. Er reinigte sie von dem Wuste lateinischer, italischer und französischer Wörter, mit welchen sich die damals sogenannten galanten Schriftsteller beladeten; er warnte vor dem Schwulste und dem Gezwungenen mancher vermeynten Dichter; sammelte aus Römern und Franzosen die besten Vorschriften der Beredsamkeit und Dichtkunst, und führte auch auf der deutschen Schaubühne mehr Regelmäßigkeit ein. Er selbst war zwar weder Redner noch Dichter, schrieb nachläßig und wässerig, und reimte alltägliche Gedanken; doch hatte er für seine ersten Zeiten sehr viel gethan; und wenn er nachmals nicht weiter fortschritt, so kamen aus seiner Anführung und Aufmunterung desto bessere deutsche Schriftsteller. Mit mehr Scharfsinn und Witz ließen es sich Johann Jakob Breitinger und andere Schweizer angelegen seyn, die deutsche Sprache und Beredsamkeit zu feilen. Die letztere glänzte zuerst in Mosheims Kanzelreden; noch nie hatte man vorher das Erhabene, Blumenreiche, Wohlklingende und Rührende unserer Sprache

so

so stark gefühlt. Allein da er wenig in andern Gattungen deutsch schrieb, selbst seine Sittenlehre mehr rednerisch als im lehrenden Ausdruck abgefaßt war, und seine Kanzelberedsamkeit von Vielen fälschlich als ein allgemeines Muster der Sprache des Predigers angesehen wurde, so währte es noch eine geraume Zeit, bis eine jede Wissenschaft, Kunst und Materie den ihr angemessenen deutschen Ausdruck erhielt. Doch kam überhaupt von Mosheim an das blühende Zeitalter der deutschen Beredsamkeit.

XXIX. Sie wurden auch von den Dichtern belebt, die nach und nach unter den Deutschen aufstanden. Selbst diejenigen, welche in den ersten Zeiten dieses Jahrhunderts nur noch einige erbauliche Gedanken oder witzige Einfälle in fließende Reime übertrugen, wie Brockes zu Hamburg und Andere, flößten doch der Nation Begriffe von Biegsamkeit, Wohllaut und Annehmlichkeit ihrer Sprache ein. Der Trieb, geistliche Gesänge zu dichten, erhielt sich unter den evangelischen Deutschen immer fort; und man sieht nicht ohne Verwunderung, daß sogar diejenigen, welche sehr hitzige Streitigkeiten führten, wie Löscher zu Dresden, Neumeister zu Hamburg und Andere mehr, sanfte andächtige Lieder geschrieben haben, welche noch nicht veraltert sind. Aber die ersten eigenthümlichen Dichter dieses Jahrhunderts waren Friedrich von Hagedorn zu Hamburg, und Albrecht von Haller. Jener mit der feinern Welt und den witzigsten Schriftstellern alter und neuer Zeiten bekannt, dichtete zuerst, nach dem Muster des Horatius und der Franzosen, scherzhafte Lieder, welche so reich an Gedanken, so ausgearbeitet und so wohlklingend waren, daß sie in allen artigen Gesellschaften beliebt wurden. Auch schrieb er eine Anzahl Fabeln, in welchen er zwar die Erzählung anderer Dichter nachahmte, aber sie zugleich mit seinen eigenen Gedanken, besonders mit sinnreichen satyrischen Anspielungen, glücklich vermischte. Haller hingegen, ernsthafter und tiefsinniger, folgte den

Satyrikern der Römer, und den philosophischen Dichtern der Aengländer nach. Seine starke gedrungene poetische Sprache ringt gleichsam mit der Menge und Größe der Gedanken, mit welchen sie angefüllt ist. Seine Schilderungen aus der Natur, seine Spottgedichte auf die Thorheiten der Menschen, und andere Arbeiten dieses Dichters scheinen immer gleichsam von einem ehrwürdigen Lehrer zu kommen, dessen Aussprüche man gern auf sein ganzes Leben im Gedächtnisse behalten möchte. Christian Fürchtegott Gellert trat nach diesen beyden zu Leipzig auf, und wurde noch mehr der Lieblingsdichter der Nation. Da seine Fabeln mit ungemeiner Leichtigkeit und mit der natürlichsten Anmuth geschrieben sind: da sich die Sittenlehre in denselben nicht aufdringt, oder unerwartet kommt, sondern die ungezwungenste Begleiterinn der Erzählung wird: so fanden sie Beyfall unter Leuten aus allen Ständen; man gab sie den Kindern zum Unterrichte; sie gefielen den Gelehrten, wenn sie auch an der Poesie des Verfassers Verschiedenes aussetzten, und man weiß überall einen Theil derselben auswendig. Ungefähr ein gleiches Glück machten seine geistlichen Lieder. Er war der Erste, der im Deutschen die wahre Mittelstraße zwischen dem hohen Fluge mancher Lieder Davids, oder anderer biblischen Dichter, und zwischen der niedrigen, spielenden, oft pöbelhaften Sprache vieler andächtigen Gesänge, durchgängig traf. Alles ist darin aus der Fülle des gottseligen Herzens geschöpft; die Bilder sind der Religion würdig, und der Ausdruck fließt nur aus der innern Empfindung in den Mund. Diese Lieder sind daher auch die erste Veranlassung gewesen, daß man unter den Evangelischen an die Verbesserung der alten geistlichen Gesänge, und an die Abfassung von neuen gedacht hat. Bald aber kamen neben diesen Dichtern Andere, deren Ruhm sich eben so wenig verlieren wird; wie unter andern Christian Ewald von Kleist, der den Frühling unnachahmlich reizend besang, und Gotthold Ephraim Leßing, dem die deutsche Schaubühne, die Dichtkunst, Sprache und

Bered-

Beredsamkeit überhaupt, auch selbst die Gelehrsamkeit, so mancherley zu danken haben (*). Mit eben so hohem Religionsgefühl als poetischem Schwunge besang Friedr. Gottlieb Klopstock den Messias, dichtete Oden und geistliche Lieder. Karl Wilhelm Ramler ist in der Ode der Horatius der Deutschen, und nicht weit unter ihm Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Trefflich sang in fremden und eigenen Tönen der deutsche Barde Michael Denis. Lieblich klingt Wielands Muse den deutschen Ohren. Von sehr verschiedenem Gehalte sind die Gedichte von Lichtwehr, Zachariä, Schubart, Neander, Weiße, Göckingk, Bürger, Göthe, Geßner, Lavater, Blumauer ꝛc. Auch einige vortreffliche Theaterdichter machen Deutschland Ehre.

XXX. Groß genug ist also die Anzahl der Deutschen, welche sich während dieses einzigen Jahrhunderts in Wissenschaften und Künsten ausnehmend hervorgethan haben. Und doch sind noch nicht Alle genannt worden. Die Lebenden kann die Geschichte noch nicht nach ihrem ganzen Werthe würdigen, weil sich ihre völlige Laufbahn noch nicht überschauen läßt. Wie glücklich seyd ihr, meine jungen Leser, gerade zu einer Zeit aufzuwachsen, da der vortrefflichen Männer von jeder Art in Deutschland so viele, zum Theil noch mehr, als die bereits genannten, übrig sind! Allerdings ist bereits sehr Viel durch die Deutschen geschehen. Die deutschen Künste insonderheit sind endlich aus eigenen Kräften empor gestrebt, und haben die Großen, von denen sie mehr abgeschreckt als aufgemuntert wurden, gleichsam genöthigt, ihnen einen Theil des Beyfalls zu schenken, den ehemals Italier und Franzosen an sich gezo-

(*) Man läßt dem Verdienste eines Mannes, der sich sonst als einen Feind der geoffenbarten Religion gezeigt hat, Gerechtigkeit wiederfahren.

gezogen haben. Auch in der eigentlichen Gelehrsamkeit darf jetzt Deutschland keinem andern Lande weichen. Das Kriegswesen, die Handlung, die künstlichen Arbeiten der Deutschen haben ihre unläugbaren Vorzüge. Ihre Sprache hat sich ungemein verschönert, und breitet sich immer weiter aus. Deutsche Fürsten und Fürstinnen sitzen auf einigen der ansehnlichsten Thronen von Europa, und in Deutschland selbst führen einige der besten und weisesten Menschen den Scepter. Dennoch haben die Deutschen nur erst einen kleinen Theil von demjenigen ausgeführt, was sie zu ihrer Ehre verrichten könnten. Die Aufklärung des Verstandes, oder die gesündere, richtigere Denkungsart, hat unter ihnen noch so wenig einen allgemeinen Fortgang gehabt, daß es in Deutschland Menschen zu Tausenden und Gegenden genug giebt, in die das fünfzehnte oder vierzehnte Jahrhundert zu gehören scheinen. Der Mangel an einem einmüthigen guten Verständnisse zwischen den Deutschen hindert sie, manche der nothwendigsten und besten Veranstaltungen zu treffen. Ihre Gesetze und ihre Verwaltung der Gerechtigkeit, ihre Vertheilung der öffentlichen Auflagen und Hebung der Staatseinkünfte, ihre Besetzung von Aemtern, ihr Münzwesen, ihre Mittel, den Fleiß der Unterthanen aufzumuntern, die Volksmenge zu befördern, die Ruchlosigkeit der Sitten zu hemmen, der Religion Ehrerbietung zu erwerben, und viele andere Angelegenheiten von gleicher Wichtigkeit, haben noch überaus viel Fehlerhaftes in ihrer Wahl und Behandlung an sich. Die meisten ihrer Fürsten, Großen und Reichen wissen es nicht so sehr, als man ihnen wünschen möchte, wie viel Edles und Wohlthätiges zu thun in ihrer Gewalt stehe. Der Nationalcharakter, oder die alte eigenthümliche Denkungs- und Handlungsart der Deutschen ist großentheils verloren gegangen. Sie sorgen eigentlich nicht dafür, sich von allen andern Nationen rühmlich zu unterscheiden, wohl aber fast von einer jeden etwas anzunehmen. Wenn es ihnen zum Lobe gereicht,

daß

daß kein anderes Volk bis auf den heutigen Tag so begierig ist, alles Gute und Schöne ihrer Nachbarn und anderer Ausländer zu kennen und zu nützen, als die Deutschen; so haben sie doch auch eine unzeitige Nachahmungssucht bis jetzt beybehalten, und sogar von neuem angefangen, ihre Sprache durch ausländische Wörter ohne Noth zu verunstalten. Sehr Viele von ihnen reisen; und die Wenigsten verstehen, wie und warum sie reisen müssen. Der Zustand der Wissenschaften und Künste bey ihnen könnte ihnen einiges Zutrauen zu sich selbst beybringen, wenn nicht eine Menge Mißbräuche, die sie noch nicht haben tilgen können, dasselbe mindern müßte. Ihre Universitäten stiften nur einen ziemlich eingeschränkten Nutzen, und veranlassen durch einen Theil ihrer Einrichtung oft wirklichen Schaden. Die Verbesserungen der Erziehung und des Unterrichts werden zuweilen mit neuen Fehlern vermischt. Die Gelehrsamkeit hat nicht selten bey ihnen das Ansehen eines Gewerbes, und die unzeitige übereilte Schreibsucht ist eins ihrer stärksten Hindernisse. Ihre Gelehrten stehen oft in einer Verfassung, die sie gleichsam von der übrigen Nation trennt, und von der man wenig fordern oder erwarten kann, aber doch Alles erwartet. Es giebt deutsche Gelehrte, welche in der Sprache der Gelehrten weder etwas zu lesen, noch zu schreiben wünschen; und andere, welche ihrer eigenen Sprache nicht mächtig sind. Witz, Belesenheit und flüchtiges Urtheilen dient bey vielen statt der Wissenschaft und nicht wenige tändeln mit der Gelehrsamkeit, um nicht für Pedanten gehalten zu werden. Die Geschichte ihres Vaterlandes und ihrer Vorfahren haben die Deutschen noch nicht mit der möglichsten Geschicklichkeit und Vollständigkeit beschrieben. Der größte Theil von ihnen ist damit noch wenig bekannt. So hitzig sie endlich in manchen Fällen das ungeprüfte Neue ergreifen, so hartnäckig sind sie in andern, das Alte fortzupflanzen, wo die Vernunft selbst dawider spricht. Diese und andere Gebrechen zu verhüten oder aufzuheben, die Lücken

auszufüllen, die sich hin und wieder finden, die rauhen Plätze zu ebnen, anzubauen, selbst neue Wege für den Verstand und die Thätigkeit der Deutschen anzulegen: Alles dieses kann euch ein weites Feld auf die Zukunft öffnen. Wem es nicht gelingt, der Erste oder der Einzige, oder vortrefflich in seiner Art zu werden, der kann völlig zufrieden seyn, wenn er nur einst in die Reihe der patriotischen und nützlichen Deutschen gestellt wird.

Zeit-

Zeittafel
zur deutschen Geschichte.

Erster Zeitraum.
Vom Kimbrischen Kriege bis auf den Alarich.

Vor Chr. Geb. J. 100. bis nach Chr. Geb. 400.

J. v. Chr. G.

113 Die Kimbern und Teutonen brechen ins röm. Reich ein.
100 Ende des Kimbrischen Krieges.
57 Ariovist wird vom Cäsar überwunden.
54 Cäsars erster Versuch, Germanien zu erobern.
52 — zweyter Versuch — — —
33 Noricum wird von den Römern erobert.
14 Die Römer erobern Rhätien und Vindelicien.
11 ff. Vier Feldzüge und Eroberungen des Drusus in Germanien.
7 ff. Tibers Eroberungen in Germanien.
Marbod König der Marcomannen.

J. n. Chr. G.

9 Niederlage des römischen Feldherrn Quinct. Varus.
Arminius oder Hermann, Fürst der Cherusker.
14 ff. Feldzüge des Germanicus in Deutschland.
28 Die Friesen reißen sich von der römischen Herrschaft los.
50 Römische Städte längs dem Rhein und der Donau.
58 Krieg der Hermunduren und Chatten über eine Salzquelle.
69 ff. Die Bataver bekriegen unter Anführung des Civilis die Römer.
100 Um diese Zeit beschreibt Tacitus Germanien und dessen Völker.
150 ff. Das Christenthum breitet sich am Rhein und an der Donau aus.

J. n. Chr. G.

166 Krieg der Marcomannen und anderer deutschen Völker mit den Römern.

180 Ende dieses Kriegs.

200—300 Alemannen, Gothen, Franken und Sachsen fallen aus dem heutigen Deutschland und Polen in das römische Reich verwüstend ein.
Viele Kriege der Römer mit diesen deutschen Nationen.

300 Bisthümer zu Trier, Köln, Maynz, u. a. m. von frühem Ursprunge.

350 fg. Großes Reich der Gothen im jetzigen Polen, Siebenbürgen, Ungarn, und bis an den Don hin.
Hermanrich, König der Gothen.
Ulfilas erfindet eine Buchstabenschrift für die Gothen, und übersetzt die Bibel in ihre Sprache.

376 Das gothische Reich wird von den Hunnen zertrümmert.

378 Sieg der Westgothen über den Kaiser Valens bey Adrianopolis.

395 Theilung des römischen Reichs durch den Theodosius in das morgenländische und abendländische.

Zweyter Zeitraum.

Von Alarich bis auf Ludwig den Deutschen.

Nach C. G. J. 400. bis zum J. 843.

400 Stilico, ein Deutscher, unterstützt das sinkende römische Reich.
Alarich, König der Westgothen, bricht vergebens in Italien ein.

405 Radagais, ein deutscher König, wird mit seinem Heere in Italien getödet.

407 Wandalen, Sueven, Alanen, und andere deutsche Völker dringen über den Rhein in Gallien ein, und zwey Jahre darauf in Spanien.

408 fg. Ermordung des Stilico. Alarich fällt in Italien ein, erobert Rom, setzt Kaiser ab und ein.

410 Alarich läßt Rom plündern. Er stirbt.

412 Ataulf, König der Westgothen, zieht nach Gallien.

414 Die Burgunder lassen sich in Gallien nieder.

416 Wallig legt den Grund des gothischen Reichs in Spanien und Gallien.

Die

J.n.Chr.G.

429 Die Wandalen erobern einen Theil von Afrika.
449 Sachsen, Angeln und Jüten gehen nach Britannien über.
476 Odvaker macht dem abendländischen Reiche der Römer ein Ende.
486 Klodwig gründet das fränkische Reich in Gallien. Er und seine Franken werden Christen.
489 Theodorich, König der Ostgothen, zieht nach Italien.
493 Anfang des ostgothischen Reichs in Italien, und Untergang des Odoaker.
496 Klodwig bringt die Alemannen unter seine Botmäßigkeit.
511 Klodwig stirbt. Theilung seines Reichs in Austrasien und Neustrien.
526 Tod des Theodorich, Königs der Ostgothen.
531 Franken und Sachsen theilen das thüringische Reich unter sich. Hermanfried.
532 Das burgundische Reich wird von den Franken überwältigt.
534 Ende des wandalischen Reichs in Afrika.
553 Das ostgothische Reich in Italien wird von den Römern aus Konstantinopel her zerstört.
558 Erste Wiedervereinigung der Länder des fränkischen Reichs.
568fg. Alboin zieht mit den Langobarden nach Italien. Ihr Reich daselbst.
613 Zweyte Wiedervereinigung der Länder des fränkischen Reichs.
630 Dritte Wiedervereinigung der Länder dieses Reichs.
655 Vierte Wiedervereinigung eben dieser Länder.
687 Pipin von Herstall wird Herr der ganzen fränkischen Monarchie. Kilian, Lehrer des Christenthums im Würzburgischen, stirbt.
714 Pipins Tod. Karl Martell.
718 Ruprecht, erster Bischof von Salzburg, stirbt.
722fg. Bonifacius predigt das Christenthum in Thüringen, Hessen, und andern Ländern.
739 Willibrord, Erzbischof der christlichen Gemeinen unter den Friesen, stirbt.
741 Karl Martells Tod. Karlmann und Pipin der Kleine, seine Söhne.
744 Abtey Fulda.
745 Bonifacius wird Erzbischof von Maynz.
752 Pipin der Kleine wird König der Franken. Er macht die römischen Bischöffe zu weltlichen Fürsten.

J.n.Chr.G.

755 Bonifacius, der Apostel der Deutschen, wird von den Friesen erschlagen.

768 Pipin stirbt. Karl und Karlmann, seine Söhne, regieren nach ihm.

771 Karlmanns Tod.

772 Karl bekriegt die Sachsen. Wittekind.

774 Das langobardische Reich wird von Karln zerstört.

777 Bisthümer zu Osnabrück, Paderborn, und andere in Westfalen und Niedersachsen, um diese Zeit von Karln gestiftet.

780 Alcuin lehrt unter den Franken.

785 Wittekind, der Sachsen Heerführer, nimmt das Christenthum an.

794 Karl läßt die Kirchenversammlung zu Frankfurt am Mayn halten.

799 Paul Warnefried, ein gelehrter Langobarde, stirbt um diese Zeit.

800 Karl erneuert das abendländische Kaiserthum der Römer.

804 Karls Friede mit den Sachsen, die sich ihm unterwerfen. Alcuins Tod.

814 Tod Karls des Großen. Ludwig der Fromme. Bisthum zu Halberstadt.

822 Kloster Korvey.

833 Ludwig der Fromme wird von seinen Söhnen abgesetzt.

834 Er gelangt wieder auf den Thron. Erzbisthum zu Hamburg.

839 Einhard oder Eginhard, ein deutscher Geschichtschreiber, stirbt.

840 Tod Ludwigs des Frommen. Lothar, Ludwig und Karl, seine Söhne theilen sich in seine Länder. Die Normänner greifen Deutschland an.

841 Schlacht bey Fontenay zwischen den drey Brüdern.

843 Vergleich zu Verdun zwischen eben denselben. Ursprung des eigentlichen deutschen Reichs.

J. n. Chr. G.

Dritter Zeitraum.

Von Ludwig dem Deutschen bis auf Otto den Großen.

Nach Chr. G. J. 843. bis zum J. 962.

843 Ludwig der Deutsche, Stifter des eigentlichen deutschen Reichs.
Lothar der Erste, Kaiser, und König von Italien.
Karl der Kahle, König der Westfranken.

849fg. Dachhülf, Markgraf in Thüringen, gegen die Sorben.

853 Haymo, Bischof von Halberstadt stirbt.

855 Lothar legt die Regierung nieder. Ludwig der Zweyte, Kaiser und König von Italien. Lothar der Zweyte, König von Lothringen.

856 Tod Rabans, Erzbischofs von Maynz.

859 Ludolf, Herzog von Sachsen.

870 Otfried, Mönch im Kloster Weissenburg.

875 Kaiser Ludwig der Zweyte stirbt. Karl der Kahle wird Kaiser und König von Italien.

876 Tod Ludwigs des Deutschen.

877 Karls des Kahlen Tod.

878 Karlmann, Ludwigs des Deutschen Sohn, bemächtigt sich des italischen Reichs und Roms.

879 Burgundisches Reich in Westfranken.

880 Karlmann stirbt. Karl der Dicke, Ludwigs des Deutschen jüngster Sohn, wird Kaiser und König von Italien, Deutschland und Westfranken.

887 Karl der Dicke wird in allen seinen Reichen abgesetzt. Das deutsche und das westfränkische oder französische Reich trennen sich auf immer.
Arnulf, Karlmanns unehelicher Sohn, wird König von Deutschland und Lothringen.

899 Arnulf stirbt.

900fg. Ludwig das Kind, Arnulfs Sohn, wird deutscher König.
Die Ungarn verwüsten Deutschland.
Burgundisches Reich in der Schweiz.
Das Faustrecht herrscht in Deutschland.

911 Ludwig das Kind stirbt.

912 Konrad der Erste, deutscher König.

918 Tod Konrad des Ersten.

J.n.Chr.G.

919 Heinrich, Herzog von Sachsen wird deutscher König.

920fg. Die Daleminzer werden von Heinrich dem Ersten bezwungen.

928fg. Errichtung der Stadt und Markgrafschaft Meissen. Anbau und Befestigung der Städte im innern Deutschland.

930 Markgrafschaft Nordsachsen, und bald darauf in Schleswig.

Beyde burgundische Reiche werden unter dem Namen des arelatensischen vereinigt.

934 Niederlage der Ungarn bey Merseburg.

936 Heinrich des Ersten Tod. Otto der Erste.

938 Bisthum zu Meißen.

940 Hermann Billung, Herzog von Sachsen.

952 Berengar, König von Italien, wird von dem deutschen Könige Otto abhängig.

Gero, Markgraf der Lausitz.

Vierter Zeitraum.

Von Otto dem Großen bis auf Ludwig von Habsburg.

Nach Chr. G. J. 962. bis zum J. 1272.

962 Otto verbindet das römische Kaiserthum und Königreich Italien auf immer mit dem deutschen Reiche.

963 Luitprand, ein langobardischer Gelehrter.

968 Bisthümer zu Merseburg und Zeiz von Otto gestiftet.

Entdeckung der Harzbergwerke.

974 Tod Otto des Großen. Kaiser Otto der Zweyte.

980 Roswitha, Nonne zu Gandersheim.

983 Otto der Zweyte stirbt. Otto der Dritte.

984 Leopold, Graf von Bamberg, Stammvater der Markgrafen von Oesterreich.

1000 Witekind, Mönch im Kloster Korvey, ein Geschichtschreiber.

1002 Otto der Dritte stirbt. Heinrich der Zweyte, letzter Kaiser aus dem sächsischen Stamm.

1018 Tod Ditmars, Bischofs von Merseburg, eines Geschichtschreibers.

Bur-

J. n. Chr. G.

1020 Burkard, Bischof von Worms, ein Sammler von Kirchengesetzen.

1024 Heinrich der Zweyte oder der Heilige stirbt. Konrad der Zweyte, ein fränkischer Graf, wird deutscher König.

1033 Das burgundische Reich wird mit dem deutschen vereinigt.

1036 Die Markgrafschaft Schleswig wird an Dänemark abgetreten.

1039 Tod Konrads des Zweyten. Heinrich der Dritte.

1046 Heinrich der Dritte setzt drey Päbste ab, und läßt einen neuen wählen.

1056 Heinrich der Dritte stirbt. Heinrich der Vierte, sein unmündiger Sohn.

1074 Heinrich des Vierten Krieg mit den Sachsen.

1075 Handel Heinrich des Vierten mit dem Pabst Gregor dem Siebenten. Eben dieser Pabst verbietet den Geistlichen die Ehe.

1076 Heinrich wird von dem Pabste in den Bann gethan, und des Reichs entsetzt.

1077 Schimpfliche Demüthigung des Kaisers vor dem Pabste.
Lambert von Aschaffenburg, Mönch im Kloster Hirschfeld, ein Geschichtschreiber.

1080 Deutschland wird ein völliges Wahlreich.
Rudolf Herzog v. Schwaben, Heinrich, Gegenkaiser.

1086 Wratislaus, Herzog von Böhmen, bekömmt von dem Kaiser den königlichen Titel.

1096 Anfang der Kreuzzüge.

1099 Ursprung des Johanniterordens zu Jerusalem.

1100 Erblichkeit der Grafschaften in Deutschland.

1105 Heinrich der Vierte wird von seinem Sohne des Reichs beraubt.

1106 Heinrich der Fünfte, des vorhergehenden Sohn.

1112 Siegbert, Mönch im Kloster Gemblours, ein Geschichtschreiber, stirbt.

1122 Vergleich zu Worms zwischen dem Kaiser und dem Pabste, über die Wahl und Belehnung der Geistlichkeit.

1125 Heinrich der Fünfte, letzter Kaiser aus dem fränkischen Stamme stirbt.
Lothar, Herzog von Sachsen, wird Kaiser.

1128 Irner oder Werner, ein deutscher Rechtslehrer zu Bologna.

1130 Heinrich der Großmüthige, oder der Stolze, aus dem welfischen Hause, Herzog von Bayern und von Sachsen.

J. n. Chr. G.

1137 Tod des Kaisers Lothar des Zweyten. Konrad Herzog von Franken, aus dem schwäbisch hohenstauffischen Geschlechte, wird sein Nachfolger.

1147 Konrad des Dritten Kreuzzug ins gelobte Land.
Albrecht der Bär, aus dem Hause Anhalt, erster Markgraf von Brandenburg.
Welfen und Gibellinen.

1152 Konrad des Dritten Tod. Kaiser Friedrich der Erste, geborner Herzog von Schwaben.

1156 Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern.
Die Markgrafschaft Oesterreich wird ein Herzogthum.

1158 Otto, Bischof von Freysingen, ein Geschichtschreiber, stirbt.
Friedrichs Kriege in Italien.

1163 Bisthum zu Lübeck. Heinrichs des Löwen Siege über die Wenden.

1170 Helmold, Pfarrer im Lübeckischen, ein Geschichtschreiber.
Albrecht der Bär stirbt.

1177 Friedrichs erniedrigender Vergleich mit dem Pabste.

1179 f. Achtserklärung Heinrich des Löwen.
Bernhard von Ascanien oder Anhalt wird Herzog von Sachsen.
Otto von Wittelsbach bekömmt das Herzogthum Bayern.

1181 Casimir der Erste und Bogislav der Erste werden Herzoge von Pommern.

1182 Lübeck wird eine Reichsstadt.

1189 Friedrich des Ersten Kreuzzug nach Asien.
Die Minnesinger.

1190 Tod Friedrich des Ersten. Heinrich der Sechste, sein Sohn, folgt ihm in der Regierung.
Stiftung des deutschen Ritterordens.

1193 Heinrich der Sechste bringt das Königreich Sicilien völlig an sein Haus.

1195 Heinrich der Löwe stirbt.

1197 Tod des Kaisers Heinrich des Sechsten. Sein Bruder Philipp und Otto der Vierte, Heinrich des Löwen Sohn, machen sich die Kaiserwürde streitig.

1198 Rom wird den Kaisern völlig von den Päbsten entrissen.

1208 Der Kaiser Philipp wird ermordet.

1218 Otto der Vierte stirbt. Friedrich der Zweyte, Heinrich des Sechsten Sohn, wird Kaiser.

J. n. Chr. G.

1228 Friedrich des Zweyten Kreuzzug ins gelobte Land. Seine Händel mit den Päbsten.

1230 Der deutsche Ritterorden greift die Preussen an.

1235 Errichtung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. Otto das Kind.

1240 Konrad von Lichtenau, Abt von Ursperg, ein deutscher Geschichtschreiber.

1241 f. Ursprung der deutschen Hanse.

1245 Friedrich der Zweyte wird vom Pabste in den Bann gethan.

1246 Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, ein Gegenkaiser Friedrichs.

1247 Heinrich stirbt. Wilhelm, Graf von Holland, ebenfalls ein Gegenkaiser Friedrichs.

1250 Friedrich der Zweyte stirbt. Konrad der Vierte, sein Sohn, regiert nach ihm.

1254 Konrad des Vierten Tod.
Ecko von Repgow, ein sächsischer Edelmann, Verfasser des Sachsenspiegels.

1256 Kaiser Wilhelm kömmt ums Leben.

1257 Richard, Graf von Cornwall, und Alfons, König von Castilien, werden beyde zu deutschen Königen gewählt.

1264 Die Landgrafschaft Thüringen kömmt an die Markgrafen von Meißen, und Hessen an das Haus Brabant.

1268 Der junge Prinz Konrad wird in seinem väterlichen Reiche zu Neapel enthauptet.

1272 Tod des Kaisers Richard. Völlige Landeshoheit der deutschen Reichsstände und sieben Kurfürsten.

J.n.Chr.G.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolfen von Habsburg an bis auf Maximilian den Ersten u. Luthern.

Nach Christi Geb. J. 1272. bis zum J. 1500.

1273 Rudolf, Graf v. Habsburg, wird deutscher König.
1278 Ottokar, König von Böhmen, bleibt im Treffen gegen den Kaiser Rudolf.
1280 Albert der Große, ein Dominikaner und Naturkundiger, stirbt.
1283 Rudolf ertheilt seinem Sohne Albrecht die Herzogthümer Oesterreich, Steyermark und Krain.
1291 Rudolfs des Ersten Tod. Adolf, Graf von Nassau, wird Kaiser.
1292 Hessen wird von dem Kaiser zu einem Fürstenthum erhoben.
1298 Adolf kömmt in der Schlacht gegen Albrechten von Oesterreich ums Leben. Albrecht wird Kaiser.
1307 Niederlage der kaiserlichen Kriegsvölker bey Lucca.
1308 Ursprung des Schweizerbundes.
Albrecht der Erste wird von seinem Vater ermordet.
Heinrich, Graf von Luxemburg, wird Kaiser.
1309 Böhmen kömmt an das luxemburgische Haus.
1313 Tod des Kaisers Heinrich des Siebenten.
1314 Ludwig, Herzog von Bayern, und Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich, werden zugleich zu Kaisern gewählt.
1315 Ewiges Bündniß der schweizerischen Eidgenossen.
1322 Friedrich wird von Ludwigen überwunden und gefangen.
Die Mark Brandenburg kömmt an das bayerische Haus.
1324 f. Ludwig wird von den Päbsten verfolgt.
1325 Ludwig und Friedrich führen die kaiserliche Regierung gemeinschaftlich.
1330 Friedrich der Schöne stirbt.
1335 Kärnthen und Tyrol kommen an das Haus Oesterreich.
1338 Erste Kurverein.
1346 Karl, Markgraf von Mähren, wird zum Gegenkaiser Ludwigs gewählt.
Die erste deutsche Universität wird zu Heidelberg angelegt.

Ludwig

J. n. Chr. G.

1347 Ludwig des Bayern Tod. Karl der Vierte, König von Böhmen, sein Nachfolger.
1348 Stiftung der Universität zu Prag.
1349 Die Fürsten von Mecklenburg, Albrecht und Johann, werden von Karln dem Vierten zu Herzogen ernannt.
1350 Um diese Zeit ohngefähr erfindet der Mönch Schwarz das Schießpulver.
1355 Schlesien und Glatz, auch die Ober- und Niederlausitz, werden Böhmen einverleibt.
1356 Bekanntmachung der goldenen Bulle.
Die Markgrafen von Jülich werden Herzoge.
1361 Johann Tauler stirbt.
1373 Die Mark Brandenburg kömmt an das böhmisch-luxemburgische Haus.
1378 Karl des Vierten Tod. Kaiser Wenzel, sein Sohn.
1386 Leopold, Herzog von Oesterreich, bleibt im Treffen bey Sempach gegen die Schweizer.
1388 Universitäten zu Wien und Köln.
1392 Universität zu Erfurt.
1400 Kaiser Wenzel wird von einigen Kurfürsten abgesetzt.
Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, wird von ihnen zum Kaiser gewählt.
1409 Johann Hussens Streitigkeiten. Auswanderung der deutschen Gelehrten aus Prag.
Stiftung der Universität Leipzig.
1410 Ruprecht stirbt. Siegmund, Wenzels Bruder, und Jobst, Markgraf von Mähren, werden zu Kaisern gewählt.
1411 Jobst stirbt. Siegmund bleibt allein Kaiser.
1414 Kirchenversammlung zu Costnitz.
1415 Das Haus Oesterreich verliert seine Ländereyen in der Schweiz.
Huß wird zu Kostnitz verbrannt.
1416 Die Grafen von Savoyen werden zu Herzogen ernannt.
1417 Friedrich, Burggraf von Nürnberg, wird Kurfürst von Brandenburg.
Die Grafen von Cleve und Mark werden zur herzoglichen Würde erhoben.
1419 König Wenzel von Böhmen stirbt.
Anfang des Hußitenkriegs.
Stiftung der Universität Rostock.
1422 Das Herzogthum und die Kurwürde von Sachsen wird Friedrich dem Streitbaren, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, ertheilt.

J. n. Chr. G.

1425 Universität zu Löwen.
1431 Kirchenversammlung zu Basel.
1436 Ende des Hußitenkriegs. Guttenberg erfindet die Buchdruckerkunst zu Straßburg.
1437 Kaiser Siegmund stirbt.
1438 Albrecht der Zweyte, aus dem Hause Oesterreich, wird Kaiser.
1439 Albrecht des Zweyten Tod.
1440 Kaiser Friedrich der Dritte.
1447 Nachtheiliger Vergleich Friedrich des Dritten mit dem Pabste über die deutschen Kirchen.
1449 Friedrich der Sieghafte, Kurfürst von der Pfalz.
1453 Oesterreich wird ein Erzherzogthum.
1455 Sächsischer Prinzenraub.
1456 Universität zu Greifswalde.
1460 Universität zu Basel.
1464 Friedrich der Zweyte, Kurfürst von Sachsen, st. Seine Söhne stiften die Ernestinische und Albertinische Linie.
1467 Der deutsche Ritterorden überläßt die westliche Hälfte von Preußen an Polen.
1468 Johann Guttenberg stirbt.
1471 Thomas von Kempen stirbt.
1474 Die Grafschaft Holstein wird zu einem Herzogthum erhoben.
Erster Kalender des Johann Regiomontanus.
1477 Die Niederlande fallen an das Haus Oesterreich, nach dem Tode Karls, Herzogs von Burgund.
Universität zu Tübingen.
1488 Ursprung des schwäbischen Bundes.
1492 Martin Behaim, ein geübter Weltkenner.
1493 Friedrich der Dritte stirbt. Maximilian der Erste.
1495 Landfriede und Reichskammergericht.
Die Grafen von Würtemberg werden zu Herzogen ernannt.
Rudolf Agricola stirbt.
1499 Maximilians unglücklicher Krieg mit den Eidgenossen.

J. n. Chr. G.

Sechster Zeitraum.

Von Maximilian dem Ersten und Luthern bis zum westfälischen Frieden.

Nach Chr. Geb. J. 1500. bis zum J. 1648.

1500 Maximilian der Erste. Friedrich der Weise, Kurf. von Sachsen. Joachim der Erste, Kurfürst von Brandenburg. Reichsregiment, und sechs deutsche Kreise. Johann Reuchlin. Erste Thaler.
1501 Errichtung des Reichshofraths.
1502 Stiftung der Universität Wittenberg.
1506 Universität zu Frankfurt an der Oder.
1508 Maximilian schließt das Bündniß zu Cambray wider Venedig.
1512 Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise.
1516 Erasmus von Rotterdam.
1517 Luther greift den päbstlichen Ablaß an.
1519 Maximilian der Erste stirbt.
Kaiser Karl der Fünfte. Wahlcapitulation.
Ulrich Zwingli predigt wider den päbstl. Ablaß.
Melanchthon. Johann von Trittenheim stirbt.
1520 Ursprung der evangelischen Kirche.
1521 Reichlins Tod. Holbein.
1524 Bauernkrieg.
1525 Friedrich der Weise stirbt. Johann der Standhafte, sein Nachfolger.
Markgraf Albrecht von Brandenburg wird Herzog von Preußen und reformirt sein Land.
Die Reformation wird in Kursachsen und Hessen eingeführt. Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen.
1526 Ungarn und Böhmen fallen an Oesterreich.
1527 Karl der Fünfte läßt Rom ausplündern. Frondsberg oder Freundsberg.
Universität zu Marpurg.
1528 Albrecht Dürer stirbt.
1529 Reichstag zu Speyer. Protestation der Evangelischen.
1530 Letzte päbstliche Krönung eines Kaisers. Reichstag zu Augsburg. Augsburgische Confession. Lukas Cranach der ältere.
1531 Schmalkaldischer Bund. Zwingli stirbt.

J.n.Chr.G.

1532 Religionsfriede zu Nürnberg. Tod Johann des Standhaften. Joh. Fried. der Großmüthige. Karl des Fünften peinliche Halsgerichtsordnung.

1534 Johann Aventinus stirbt.

1535 Joachim der Erste, Kurfürst von Brandenburg, stirbt. Joachim der Zweyte.

1536 Erasmus stirbt.

1538 Heiliger Bund einiger römischkatholischen Reichsstände.

1539 Georg, Herzog von Sachsen, stirbt. Ihm folgt sein Bruder Heinrich. Reformation in Meißen und Thüringen, auch im Brandenburgischen.

1541 Theophrastus Paracelsus stirbt.

1543 Copernicus stirbt.

1544 Friedrich der Zweyte, Kurfürst von der Pfalz. Universität zu Königsberg.

1545 Reformation in der Kurpfalz. Anfang der Tridentin. Kirchenversammlung.

1546 Herzog Ernst der Fromme, von Lüneburg, stirbt. Luthers Tod. Anfang des schmalkaldischen Krieges.

1547 Schlacht bey Mühlberg. Kurfürst Johann Friedrich wird gefangen.

1548 Der Herzog Moriz von Sachsen wird mit der sächsischen Kurwürde belehnt. Augsburger Interim.

1552 Krieg des Kurf. Moriz mit dem Kaiser. Frankreich nimmt Metz, Tull und Verdun weg. Passauer Vertrag.

1553 Tod des Kurfürsten Moriz. August, sein Bruder, wird Kurfürst.

1555 Religionsfriede zu Augsburg.

1556 Karl der Fünfte legt seine Regierung nieder. Friedrich der Zweyte, Kurfürst von der Pfalz, stirbt. Sleidans Tod.

1558 Ferdinand der Erste. Karl der Fünfte stirbt. Universität zu Jena.

1560 Melanchthon stirbt.

1563 Endigung der Tridentin. Kirchenversammlung.

1564 Ferdinand der Erste, stirbt. Maximilian der Zweyte. Hyperius stirbt.

1565 Konr. Gesners Tod. Verbindung des niederländischen Adels für seine Freyheit. Die Gueusen.

1567 Ende der Grumbachischen Händel. Johann Friedrich, Herzogs von Sachsen Gefangenschaft. Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen,

J.n.Chr.G.

sen, stirbt. Tod des Meistersängers Hanns Sachse.

1568 Krieg der Niederländer für ihre Freyheit mit Spanien.

1574 Joachim Camerarius stirbt.
Universität zu Leyden.

1576 Tod Maximilian des Zweyten. Rudolf der Zweyte.
Universität zu Helmstädt.

1578 Universität zu Altorf.

1582 Verbesserter gregorianischer Kalender.

1583 Das Geschlecht der Grafen von Henneberg stirbt aus.
Tod des Kurfürsten August von Sachsen.

1586 Joachim Ernst, Fürst von Anhalt, Stammvater der noch blühenden Linien dieses Hauses, stirbt.
Martin Chemnitz stirbt.

1589 Herzog Julius von Braunschweig stirbt.

1596 Friedrich Sylburg stirbt.

1605 Der Landgraf Moritz von Hessencassel tritt zur reformirten Kirche über.

1606 Just. Lipsius und Lor. Rhodomann sterben.

1607 Die Reichsstadt Donawerth verliert ihre Reichsfreyheit.
Universität zu Gießen.

1609 Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Berg, Cleve, Graf von der Mark u. s. w. stirbt ohne Erben.
Zwölfjähriger Stillstand zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden.
Simon Marius entdeckt Nebenplaneten des Jupiters.

1610 Union der Evangelischen, und Ligue der Römisch-katholischen.

1611 Joh. Fabricius und Christoph Scheiner entdecken die Sonnenflecken.

1612 Rudolf des Zweyten Tod. Matthias.

1613 Joh. Caselius, Konr. Rittershausen, und Friedrich Taubmann sterben.

1614 Der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigmund, tritt zur reformirten Religion.

1616 Johann Prätorius, Erfinder des Meßtisches, stirbt.

1617 Markward Freher stirbt.
Die fruchtbringende Gesellschaft.

1618 Anfang des dreyßigjährigen Krieges.
Das Herzogthum Preußen kömmt an die Kurlinie von Brandenburg.

1619 Tod des Kaisers Matthias. Ferdinand der Zweyte.

J.n.Chr.G.

Friedrich der Fünfte, Kurfürst von der Pfalz, wird zum Könige von Böhmen gekrönt.
1620 Er verliert die Schlacht bey Prag.
1621 Friedrich der Fünfte wird in die Acht erklärt, und seiner Länder beraubt.
1623 Maximilian, Herzog von Bayern, wird Kurfürst.
1629 Kaiserliches Restitutionsedict gegen die Protestanten.
1630 Gustav Adolf, König von Schweden, landet mit einem Kriegsheere in Deutschland.
Johann Kepler stirbt.
1631 Schlacht bey Leipzig.
1632 Schlacht bey Lützen. Bernhard, Herzog v. Weimar.
1634 Niederlage der Schweden bey Nördlingen.
1635 Prager Friede. Die Lausitz wird an Kursachsen abgetreten.
1636 Universität zu Utrecht.
1637 Ferdinand des Zweyten Tod. Ferdinand der Dritte.
Johann Gerhard stirbt.
Bogislaus der Vierzehnte, Herzog von Pommern, stirbt ohne Erben.
1639 Herzog Bernhard von Weimar stirbt.
Martin Opitz stirbt.
1640 Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.
1645 Hugo Grotius stirbt.
1648 Westfälischer Friede.

J.n.Chr.G.

Siebenter Zeitraum.

Vom westfälischen Frieden an bis auf Franz II. und Friedrich Wilhelm II.

Nach Chr. Geb. J. 1648. bis zum J. 1794.

1648 Westfälischer Friede. Achte Kurwürde für Kurpfalz errichtet. Völlige Religionsfreyheit der Reformirten in Deutschland. Elsaß, imgleichen die Bisthümer Metz, Tull und Verdun, werden an Frankreich, die Stifter Bremen und Verden aber, auch die größere Hälfte von Pommern, an Schweden abgetreten. Kurbrandenburg erlangt Magdeburg und andere Stifter. Die Freyheit der schweizerischen Eidgenossen und der vereinigten Niederländer wird anerkannt.

1649 Gerhard Johann Voß stirbt.

1654 Guerike erfindet die Luftpumpe.

1656 Johann Georg der Erste, Kurfürst von Sachsen, stirbt.

1657 Tod Ferdinand des Dritten.

1658 Kaiser Leopold. Casp. Barth stirbt.

1663 Anfang des beständigen Reichstags zu Regensburg.

1664 Erfurt kömmt an Maynz.

1665 Universität zu Kiel. Dan. Heinsius stirbt.

1666 August, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, stirbt.
Paul Gerhard, ein geistlicher Liederdichter, stirbt.

1672 Johann Friedrich Gronov stirbt.

1673 Krieg des Kaisers und des deutschen Reichs mit Frankreich.

1679 Friede zu Nimwegen.

1681 Dörfels Entdeckung über die Kometen. Hermann Conring und Nic. Heinsius sterben.

1683 Dan. Casp. von Lohenstein stirbt.

1685 f. Französische Flüchtlinge, Sitten, Moden, Künste u. s. w. in Deutschland.

1687 Johann Hevelius stirbt.

1688 Neuer Krieg des Kaisers und des deutschen Reichs mit Frankreich.
Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, stirbt.
Erste deutsche Monatsschriften. Christian Thomasius.

Gänz-

J.n.Chr.G.

1689 Gänzliche Verwüstung der Unterpfalz durch die Franzosen. Versetzung des Reichskammergerichts nach Wetzlar.

1690 Caspar Ziegler stirbt.

1691 Dan. Georg Morhof stirbt.

1692 Errichtung der neunten Kurwürde für den Herzog Ernst August von Hannover.
Veit Ludwig Freyherr von Seckendorf stirbt.

1694 Samuel Freyherr von Pufendorf stirbt.
Universität zu Halle. Wiederhergestellte Freyheit zu denken und zu lehren.

1695 Christian Huygens stirbt.

1697 Friede zu Ryßwick. Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, wird König von Polen.
Die Grafen von Schwarzburg werden in den Fürstenstand erhoben.

1699 Erhard Weigel und der Dichter Canitz sterben.

1700 Neuverbesserter Kalender der Protestanten.
Kön. Societät der Wissenschaften zu Berlin. Christian Wernicke.

1701 Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, setzt sich die königliche Krone von Preußen auf.
Spanischer Erbfolgekrieg.

1703 Johann Georg Grävius stirbt.

1704 Niederlage der Franzosen bey Hochstädt.

1705 Tod des Kaisers Leopold des Ersten. Joseph der Erste.
Phil. Jac. Spener und Joh. Schilter sterben.

1707 Christoph Cellarius stirbt.

1708 Der Kaiser besetzt das päbstliche Gebiet mit Kriegsvölkern.
Kurbraunschweig wird in das kurfürstliche Collegium eingeführt.
Ehrenfr. Walther von Tschirnhausen stirbt.

1710 Ezech. Freyherr von Spanheim stirbt.

1711 Tod Joseph des Ersten. Karl der Sechste.

1713 Utrechter Friede. Friedrich der Erste, König von Preußen, st. König Friedrich Wilhelm der Erste.
Pragmatische Sanction Karl des Sechsten.

1714 Friede zu Baden.
Der Kurfürst Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg wird König von Großbritannien.

1716 Gottfr. Wilh. Freyherr von Leibnitz stirbt.

1718 Vierfaches Bündniß zwischen dem Kaiser, Frankreich, Großbritannien und Holland.

1719 Schweden tritt an Kurbraunschweig Bremen und Verden ab.

J.n.Chr.G.

1720 Stettin mit einem Theil des benachbarten Pommern wird von Schweden an Preußen abgetreten.

1722 Handlungsgesellschaft zu Ostende. Graf von Zinzendorf. Herrnhut.

1723 Christian Wolf wird aus Halle verwiesen.

1727 Georg der Erste, König von Großbritannien und Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, stirbt. Georg der Zweyte.

1728 Christian Thomasius stirbt.

1729 Nic. Hieron. Gundling stirbt.

1731 f. Salzburgische Emigration.
Friedrich Ruysch stirbt.

1733 August der Zweyte, König von Polen und Kurf. von Sachsen, stirbt. August der Dritte.

1734 Krieg des Kaisers und der meisten Reichsstände mit Frankreich.
Georg Ernst Stahl stirbt.

1736 Aussterben des gräflich Hanauischen Hauses. Tod des Prinzen Eugen von Savoyen.
Johann Albrecht Fabricius stirbt.

1737 Einweihung der Universität Göttingen.

1738 Wiener Friedensschluß.
Hermann Boerhaave stirbt.

1739 Friede von Belgrad.

1740 Karl des Sechsten Tod. Friedrich Wilhelm der Erste, König von Preußen, stirbt.
Maria Theresia. Friedrich der Zweyte. Krieg in Schlesien.
Sam. Werenfels stirbt. Joh. Jacob Breitinger.

1741 Oesterreichischer Erbfolgekrieg.
Johann Gustav Reinbeck und Joh. Gottl. Heineccius sterben.

1742 Kaiser Karl der Siebente. Friede zu Breslau.

1743 Universität zu Erlangen. Joh. Peter von Ludewig stirbt.

1744 Friedrich des Zweyten zweyter Krieg mit Maria Theresia.

1745 Tod Karl des Siebenten. Franz der Erste. Dresdner Friede.

1747 Wilhelm der Vierte, Prinz von Oranien, wird allgemeiner Statthalter der vereinigten Niederlande.
Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, stirbt.

1748 Friede zu Aachen.

1749 Just Henning Böhmer stirbt. Bernh. Siegfried Albinus. Tiberius Hemsterhuis.

J. n. Chr. G.

1750 Tod des Marschalls Grafen von Sachsen. Georg Bernh. Bilfinger und Albr. Schultens sterben.
Die Abtey Fulda wird zum Bisthum erhoben.

1752 Augustin von Leiser stirbt.

1754 Christian Freyherr von Wolf und Friedrich von Hagedorn sterben.
Georg Phil. Telemann. Joh. August Bach.

1755 Johann Lorenz von Mosheim, Salomo Deyling und Joh. David Köhler sterben.

1756 Anfang des siebenjährigen deutschen Krieges.
Tod des Groskanzlers von Cocceji, Joh. Friedrich. Christ und Eberh. Otto.

1757 Schlacht bey Prag. Tod des Feldmarschalls Grafen von Schwerin.
Johann Jacob Schmauß und Siegmund Jacob Baumgarten sterben.

1758 Lorenz Heister stirbt.

1759 Leopold Friedrich Franz, Fürst von Anhalt-Dessau, tritt seine wohlthätige Regierung an.
Ewald Christian von Kleist und Georg Friedrich Händel sterben.

1760 Tod Georg des Zweyten. Georg der Dritte, sein Enkel.
Universität zu Bützow.

1761 Johann Matthias Gesner, Joh. Jac. Mascov und Peter von Muschenbroek sterben.

1763 Friede zu Hubertsburg. August der Dritte stirbt. Friedrich Christ. sein Nachfolger, stirbt. Akademie der Künste in Sachsen. Friedrich August, Kurfürst zu Sachsen.

1764 Römische Königswahl Joseph des Zweyten.

1765 Tod Franz des Ersten. Joseph der Zweyte.

1766 Joh. Christoph Gottsched stirbt.

1768 Karl Friedrich, Markgraf von Baaden-Durlach, tritt seine weise Regierung an.
Johann Winkelmann stirbt.

1769 Aussterben des Markgräfl. Hauses Brandenburg-Culmbach oder Bayreuth.
Christian Fürchtegott Gellert stirbt.

1770 Jacob Brucker stirbt.

1771 Aussterben des Markgräfl. Hauses Baaden-Baaden.
Johann David Schöpflin stirbt.

1772 Marien Theresiens und Friedrich des Zweyten Antheil an der Theilung von Polen.
Gerh. van Swieten und Simon Ambros. Edler von Stock, Director der theologischen Facultät zu Wien, sterben.

Die

J. n. Chr. G.

1773 Die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst werden an den Großfürsten von Rußland, und dessen Antheil von Holstein wird an Dänemark abgetreten.
Georg Gottlob Richter, Christ. Gottl. Ludwig, und Joh. Joachim Quanz sterben.

1774 Joh. Friedr. Meckel, Joh. Jac. Reiske und Gottfried Lengnich sterben.

1775 Johann Daniel Ritter stirbt.

1776 Ende der Visitation des Reichskammergerichts.

1777 Maximilian Joseph, Kurfürst von Bayern, stirbt ohne Erben. Die bayerische Kurwürde hört auf, und die pfälzische rückt an ihre Stelle.
Albrecht von Haller, Johann Heinrich Lambert, Friedr. Wilh. und Gotth. Traugott Zacharia sterben.

1778 Bayrischer Erbfolgekrieg.
Der Fürst-Bischof von Lübeck aus dem holsteinischen Hause erhält das neuerrichtete Herzogthum Oldenburg.

1779 Friede zu Teschen.
Joh. Georg Sulzer und der Ritter Mengs sterben.

1780 Maria Theresia stirbt.
Christian Ludwig von Hagedorn stirbt.

1781 Joseph des Zweyten wichtige Entwürfe zu Verbesserungen des Zustandes seiner Erbländer fangen an.
Joh. Aug. Ernesti und G. E. Lessing sterben.

1782 Pabst Pius der Sechste zu Wien.

1783 Leonhard Euler stirbt.

1784 C. W. F. Walch stirbt.

1785 Deutscher Fürstenbund. Phil. Daniel Lippert st.

1786 Friedrich der Zweyte, König von Preußen und Moses Mendelssohn sterben. Friedrich Wilhelm der Zweyte.

1787 W. J. Karsten stirbt.

1788 Königl. Preußisches Religionsedict. Krieg Joseph des Zweyten mit den Türken.

1789 Koburgs Sieg bey Martinestie. Einnahme Belgrads durch Laudon. Aufstand der östreichischen Niederlande gegen Joseph den Zweyten.

1790 Joseph der Zweyte und Laudon sterben. Leopold der Zweyte. Reichenbacher Vertrag.

1791 Friede Oestreichs mit den Türken auf dem Congresse zu Sistowe. Bündniß zwischen Oestreich, Preußen und Sachsen zu Pilnitz.

J.n.Chr.G.

1792 Leopold der Zweyte stirbt. Die französische Nationalversammlung kündigt seinem Nachfolger Franz dem Zweyten den Krieg an; Preußen und Hessen stehen dem Kaiser bey. Der französische General Custine bekommt Mainz und brandschatzt Frankfurt. Unglückliche Schlacht bey Genappe.

1793 Wiedereroberung der östreichischen Niederlande nach einigen Siegen, besonders bey Neerwinden. Mainz ergibt sich an die verbündete Armee den 22. Jul. Ungünstiger Ausgang des Feldzuges am Rheine, nach wichtigen Siegen und Eroberungen.

1794 Glücklicher Anfang des Feldzuges in den Niederlanden und am Rhein. Kritische Wendung der Sachen in den Niederlanden.

Staats-Bibliothek Berlin

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schröckh, Johann Matthias,

Johann Matthias Schröckhs Geschichte der Deutschen zum Gebrauche kath. Schulen eingerichtet

Frankfurt u.a. 1795

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mc (b) 32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11343286-7
VD18 12028789-006